



HAL
open science

Kultur des Virus

Anne Peiter

► **To cite this version:**

| Anne Peiter. Kultur des Virus. 2020. hal-02571925

HAL Id: hal-02571925

<https://hal.science/hal-02571925v1>

Preprint submitted on 13 May 2020

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Anne D. Peiter

Kultur des Virus

März – Mai 2020

Abstract / Zusammenfassung

Die folgenden Aufzeichnungen beschäftigen sich mit kulturellen, literarischen, politischen und alltagsgeschichtlichen Aspekten des Umgangs mit dem Coronavirus. Eine Vielfalt von literarischen Beispielen wird aufgerufen, um neue Zugänge zu dem grossen sozialen und politischen Labor zu gewinnen, in dem wir uns zur Zeit befinden.

Die Publikation eines Buches, das in Zusammenarbeit mit Wolfram Ette entstehen soll, könnte Ende des Jahres 2020 erfolgen.

Stichwörter

Virus, Pest, Tod, Sterben, Altern, Ansteckung, Gewalt, soziale Ungleichheit, Gesundheitspolitik, Ausgangssperre, Online-Kontakte, Atem.

Inhalt

- Im Supermarkt I
- Im Supermarkt II
- Erklärungsnot
- Die Katzen
- Bunkerwelten
- In Ketten
- Grundsatzentscheidungen
- Phantomschiffe
- Ansteckung
- Grundbedürfnisse
- Mafia
- Rating
- Antigone
- Schlaf
- Verschmutzung
- Dankbarkeit
- An Orbán
- Verschwörungstheorien
- Spionage
- Zahlen
- Denkwürdige Vignetten
 - Reimlust
 - Friseur-Witz
 - Gegen die Metaphern
 - Masken
 - Stufe 3
- Eier und Öl
- Auf dem Vulkan
- Solidarität
- Eremiten
- Monotonie I
- Monotonie II
- Daniel in der Löwengrube
- Negativ
- Atavistisches Zutrauen
- Überleben, transitiv
- Geistvoll I
- Geistvoll II
- Worte
- Gegen die Ratlosigkeit
- Handtücher
- Die Null
- Privileg
- Neues Heldentum
- Gleichheit vor dem Tod
- Fernbeziehung
- Strebertum

- Akzente
- Pro-cura
- Reise
- Neue Erotik
- Kumulative Wirkung
- Optimismus
- Diplomiert
- Ab ins KZ
- Verantwortung
- Quad
- Lernen für die Zukunft
- Kontinuitäten
- Unlautere Geschäfte
- Störenfried
- Woyzeck
- Totentanz
- Neubewertung der Burka
- Stille
- Handtücher, Akt II
- Jeanne d'Arc
- Erschütterd
- Die Rauchsäulen
- Flecken
- « Jetzt war Pest »
- Die Logik der Übertragung
- Gestirne
- Gespensterfurcht
- Auf dem Mond
- Idées reçues
- Gesund und tot
- Selbstverständlichkeiten
- Plexiglas
- Todes-Erfahrung
- Von Ast zu Ast
- Morphine
- "Gesund und tot" II: Schwangerschaft und Geburt
- Dekor
- Die Schritte
- Gott als Virus
- Voraussicht der Hände
- Namen
- Flüstern
- Halluzinationen
- Unerwünscht
- Kneipe
- Atmen
- Der Luxus des Eingesperrtseins
- Stumm gemacht

- Die nackte Insel
- Bekämpfung des Todes
- Gesundheit nur und Geldzulage
- Lernen
- Vietnam
- Schleim, Saft, Gift
- Die Bäume
- Atemnot
- Hoffnung
- Orgien
- Keine greifbare Form
- Komik
- Fenster
- Sich stützen
- Wach-Hunde

Im Supermarkt I

Wenn ich denn in den Supermarkt ginge (doch ich gehe nicht in den Supermarkt), würde ich die Kassiererinnen beobachten. Die Kassiererinnen nämlich gehen in den Supermarkt, weil sie Kassiererinnen des Supermarkts sind und nicht die Wahl haben, nicht in den Supermarkt zu gehen. Wenn sie nicht in den Supermarkt gingen und damit meinem Beispiel folgten, würde der Supermarkt nicht öffnen können und würde sich meine Entscheidung, nicht in den Supermarkt zu gehen, von Grund auf ändern.

Denn es ist natürlich so, dass ich nur *vorerst* nicht in den Supermarkt gehe, es über kurz oder lang aber doch tun werde, weil ich sonst nichts mehr zu essen haben würde. Ich gehe also davon aus, dass die Kassiererinnen des Supermarktes keine Wahl haben und tagtäglich in den Supermarkt gehen werden, damit ich, wenn ich in Zukunft nicht mehr die Wahl habe und in den Supermarkt werden gehen müssen – gehen *müssen*, doch beileibe nicht täglich oder gar tagtäglich! – offene Türen und genug Nahrung vorfinde, um in der darauffolgenden Zeit erneut nicht mehr in den Supermarkt zu gehen (ich hätte wieder genug zu essen, um *vorerst* nicht mehr in den Supermarkt zu gehen).

Gesetzt nun aber den Fall, dass wirklich wird, was bisher nur in Konjunktiven in Erscheinung tritt – nämlich dass sich die Kassiererinnen weigern, weiterhin in den Supermarkt zu gehen –, dann wäre plötzlich die ganze Sicherheit, von der meine Entscheidung abhängt, *vorerst* nicht in den Supermarkt zu gehen, futsch, und ich würde teilhaben an der Unsicherheit, die die Kassiererinnen des Supermarktes schon jetzt empfinden. Die Angst wäre eine doppelte: Ich würde Supermärkte weiterhin vermeiden wollen, weil sie potentiell Orte der Ansteckung sind, aber ich würde plötzlich auch Angst davor haben, dass es diese Orte der Ansteckung nicht mehr gibt, weil das Problem, dass es nichts mehr zu essen gibt, sich in den Vordergrund und damit gar vor die Angst vor einer möglichen Ansteckung im Supermarkt schieben würde.

Damit ist aber beileibe nicht gesagt, dass diese meine dann vorherrschende Angst auch auf Seiten der Kassiererinnen die vorherrschende wäre. Vielleicht wäre (und ist) bei ihnen die Angst vor einer möglichen Ansteckung im Supermarkt schon jetzt die vorherrschende, nur dass sie sich dem kollektiven Vorherrschen der anderen Angst – nämlich nichts mehr zu essen zu haben – bisher unterordnen, d.h. ihre eigene Angst hinter der der anderen rangieren lassen.

Dieses Sich-selbst-Zurückstellen ist kein Altruismus, ist kein Heroismus. Sie ist eine Notwendigkeit. Denn wenn die Kassiererinnen meinem Beispiel folgten und nicht mehr in den Supermarkt gingen, würden sie nicht mehr bezahlt werden und hätten Schwierigkeiten, in den Supermarkt zu gehen, um sich etwas zum Essen zu kaufen. So sitzen sie also tagaus, tagein an der Kasse und sehen das Essen derjenigen an sich vorbeiziehen, die wie ich zwar in den Supermarkt gehen müssen, um etwas zum Essen zu haben, nicht aber im Supermarkt *bleiben* müssen, tagaus und tagein, um etwas zum Essen zu haben.

Notwendigkeiten treten auseinander. Zwar sind wir als Menschen alle durch die Notwendigkeit miteinander verbunden, etwas essen zu müssen (und zwar tagtäglich), doch die Notwendigkeit der Kassiererinnen, zum Supermarkt zu gehen, rührt eigentlich nur von den Notwendigkeiten her, die die Meinen (und die der Meinen) sind. Noch ist es so, dass meine und der Meinen Notwendigkeiten die Notwendigkeit auf Seiten der Kassiererinnen erzwingen, in den Supermarkt zu gehen (und dort zu *bleiben*). Doch über kurz oder lang ist es nicht undenkbar, dass die Angst der Kassiererinnen vor mir und den Meinen und den Vielen, die ihre Ansteckungsgefahr wie auf dem Laufband der Kasse erhöhen, umkippt in ihre Entscheidung, neue Notwendigkeiten zu setzen und mich und die Meinen und die Vielen vor eine Situation zu stellen, in der wir die Notwendigkeit, etwas zum Essen zu haben, ganz neu anblicken müssen.

Denn wenn wir ehrlich sein wollen, wirklich ehrlich vor der Wirklichkeit, der noch

potentiellen und doch schon vorhandenen, dann müssen wir zugeben, dass wir noch nie die Notwendigkeit haben Wirklichkeit werden sehen, dass man etwas zum Essen haben muss. Die Notwendigkeit war immer hinter der Wirklichkeit verborgen, dass wir etwas zu essen *hatten* und nichts zum Essen zu brauchen schienen, weil die Supermärkte ohnehin offen waren und tagtäglich den Einkauf ermöglichten. Die Gefahr der Ansteckung öffnet den Blick für die Möglichkeit, dass die Tore der Supermärkte nicht immer offen stehen werden und wir, die wir keine Kassiererinnen sind, nicht genug zum Essen haben könnten. Das Laufband stünde still, der Gedanke an Möglichkeiten käme in Gang. Stille als Bewegung, Hunger als Entdeckung des Essens, der Supermarkt als Zentrum des Marktes der Ängste, die mit der Notwendigkeit, zu essen, spekuliert.

Im Supermarkt II

An einer Kasse im Supermarkt: Die Kassiererin bittet um die Einhaltung des vorgeschriebenen Abstands. Die Frau vor ihr, die Kundin, dürfte nicht da sein, wo sie ist: Sie ist zu nah herangerückt an die Kasse. Sie verhält sich, als wäre das Stehen an der Kasse weiterhin etwas Normales. Aber normal ist jetzt nichts mehr. Die Kundin dürfte zudem gar nicht sein, wo sie ist – nicht nah an der Kasse und selbst nicht die vorgeschriebenen Schritte entfernt von ihr –, denn sie wartet auf das Ergebnis des Tests, der in wenigen Stunden erweisen wird, ob sie den Virus hat oder nicht. Trotzdem ist sie da. Da und zu nah. Nicht zuhause, nicht in fernster Ferne, sondern in allernächster, so dass die Kassiererin Angst bekommt.

Diese weiß aber gar nicht, dass sie allen Grund hat, vor dieser Kundin Angst zu haben. Sie weiß nicht, dass diese auf das Ergebnis des Tests wartet. Aber sie weiß, dass der Abstand in jedem Fall zu gering ist. Und sie sagt, dass die Welt jetzt alles ist, was der Fall ist: der Zufall nämlich, der heraufbeschworen werden könnte, wenn die Frau (die sie für normal hält, d.h. für gefährdet und gefährlich wie wir alle, doch nicht für besonders gefährlich, nicht für eine, die auf das Ergebnis ihres Tests wartet), wenn die Frau krank wäre. Die Kassiererin besteht also auf der Einhaltung des Abstands. Die Kundin ihrerseits weiß, dass der Zufall, der gerade die Welt geworden ist, in ihrem Fall besonders nahe liegt: Das Ergebnis des Tests wird in wenigen Stunden eintreffen. Und trotzdem ist sie da. Und will einkaufen. Vielleicht weil in wenigen Stunden der Test eintreffen wird? Und weil sie vorher etwas zu essen nach Hause bringen will? Gegen alle Vorschriften? Aber sie muss es für den Fall, dass der Test positiv ausfällt?

In jedem Fall bringt der Hinweis der Kassiererin, sie stehe zu nah an der Kasse, sie in Rage. Mit einem schnellen Schritt nähert sie sich noch mehr, verringert den Abstand bis zum Äußersten – und hustet aus nächster Nähe der Kassiererin mitten ins Gesicht.

Jetzt ist der Fall der Fälle, für den der Abstand vorgeschrieben worden war, ein wirklicher Fall geworden: ein Kriminal- und vielleicht sogar (das wird sich in wenigen Tagen zeigen) ein Mordfall. Die Kundin hat der Kassiererin ins Gesicht gehustet. Die Kundin, die auf das Ergebnis ihres Tests wartet, d.h. weiß, dass ihr Körper vielleicht schon seit Tagen eine biologische Waffe ist, nutzt diese Waffe und richtet sie (d.h. sich) gegen den Körper der Kassiererin. Die Bitte um Abstand wird als Provokation wahrgenommen, gerade weil so wahrscheinlich ist, dass der Abstand – doch das kann die Kassiererin gar nicht wissen – in diesem Fall wirklich im höchsten Maße geboten wäre.

Und weil die Kassiererin, ohne es zu wissen, die Wahrheit trifft (die Wahrheit in all ihrer dramatischen Wahrscheinlichkeit), versucht umgekehrt die Kundin, die Kassiererin mit dieser ihrer (der Kassiererin) Wahrheit (die sie, die Kundin, selbst noch nicht recht anerkennen mag) zu treffen. Es ist, als wäre die Kassiererin (ohne es zu wissen) der Kundin an Wissen voraus gewesen und als hielte es die Kundin nicht aus, dass die

KassiererIn (die nur für den Fall der Fälle auf der Einhaltung des Abstands zu bestehen versuchte) unwissentlich die Wahrheit gesprochen hat. Die Kundin bestraft also die KassiererIn für eine Wahrheit, von der diese gar nicht wusste. Und doch *wusste* die Kundin die Wahrheit, weil das Wissen sich in der gegebenen Situation stets auf deren *Möglichkeit* bezieht – die Möglichkeit von Wahrheiten, die man nicht gern verkörpern möchte: die Möglichkeit von Krankheit und Tod. Die KassiererIn anzuhusten, bedeutet demnach, die Wahrheit auf sie abwälzen zu wollen, und wenn das Abwälzen nicht gelingt (denn irgendwie weiß ja auch die Kundin, dass ihr Krankheit und Tod bevorstehen könnten), dann soll die Wahrheit zumindest zu einer geteilten werden. Wenn man schon selbst krank wird, soll auch der andere, der ungewollt daran erinnert hat, dass man selbst krank werden könnte (und zwar vielleicht schon in Kürze), krank werden und sterben. Man nutzt, was man in sich trägt. Man genießt im Moment der Rage, dass man keine Waffe braucht. Man *ist* die Waffe. Doch zugleich behauptet man durch den Angriff – die Hustenattacke im neuen, schrecklichen Wortsinn –, man selbst sei angegriffen worden, nämlich durch die bloße Aufforderung, sich friedlich zu ver- und seine Wahrheiten für sich zu behalten.

Die Kundin aber weiß als einzige, unbezweifelbare Wahrheit, dass ihr eine Macht zugewachsen ist, die sie nie zuvor besessen hat. Nie hätte sie sich in normalen Zeiten mit einer Pistole oder einem Messer auf eine KassiererIn gestürzt. Nie wäre sie zu einer Mörderin geworden. Oder anders: Nie hätte sie zu einer Mörderin werden *können*. Höchstens zu einer Kundin, die, aus einer plötzlichen Rage heraus, jemanden (z.B. eine KassiererIn) anspuckt. Aber vielleicht auch das nicht, denn jemanden anspucken, ist im Normalfall eine zwar symbolisch hochgradig verwerfliche – nicht aber tödliche – Gewalt.

Oder doch? Ist vielleicht in jedem Anspucken schon der Wunsch, den anderen zu töten, enthalten? Und zur wirklichen Tötung wird das Verspritzen der eigenen Körpersäfte dann, wenn ansteckende Krankheiten den Radius dessen, was als Waffe zu definieren wäre, erweitert haben? Hat die Kundin im Kopf, dass das, was das Militär für den Kriegsfall als Waffe nutzen könnte – bewusst hergestellte und sodann mehr oder weniger gezielt verbreitete Krankheiten –, nun auch ihr zur Verfügung steht? Bricht an den Kassen der Supermärkte ein Krieg im Kleinen aus? Ein Krieg, der sich im Großen wiederholen könnte?

Man spuckt dem Gegner ins Gesicht. Man spuckt ihn mit seiner Zukunft an, als Antizipation des Todes, der dann sozusagen von allein kommen wird, ohne weitere Beihilfe des Täters. Die Krankheit macht an seiner Stelle die Arbeit. Man behauptet die Natürlichkeit des Todes des anderen und genießt doch zugleich das Bewusstsein, dass man das Natürliche zur Waffe – also zum Ergebnis der eigenen Kunstfertigkeit – zu machen vermochte. Und das ohne jeden Aufwand! Einfach, weil die Krankheit da und in einem war. In einem *ist*. Einfach, weil man für die Krankheit, die einen selbst ergriffen haben mochte, stets einen Schuldigen brauchte. Und weil man die Krankheit selbst nicht angreifen, sondern sie nur behandeln kann – als Erfahrung einer Form von Hilflosigkeit, ja Demut –, muss man die Krankheit künstlich aus sich ausstoßen und den Schuldigen, den es nicht gibt, durch sie treffen.

Ein solches Verhalten aber ist nur denkbar, wenn der Gedanke, für Krankheit gebe es immer einen Schuldigen, ganz tief verwurzelt ist. Die falsche Projektion wird zum Projektionsstrahl der eigenen, infizierten Spucke. Die Möglichkeit, mit großer Leichtigkeit andere zu töten, wird nicht als Aktion gesehen, sondern als Reaktion. Man greift nicht an, sondern fühlt sich in erster Linie umgekehrt angegriffen. Die Kasse des Supermarkts wird zur Frontlinie eines neuen Krieges. Opfer der Krankheit geworden zu sein, die sich in Form des ausstehenden, schon in Bearbeitung befindlichen Tests bereits in einem ausbreitet, ruft die Gewissheit hervor, es müsse jemanden gegeben haben, der einen krank machen oder einem gar den Krieg erklären wollen. *A la guerre comme à la guerre*: Man handelt, dieser Logik entsprechend. Man spuckt. Spuckt *zurück*. Man hat das

Projektil im Mund.

Entscheidend darin ist die Vermischung aller Zeitebenen. Als auf Seiten der Kundin die Ansteckung erfolgte, war die Kassiererin vermutlich weder da noch gar verantwortlich. Aber schlicht dadurch, dass sie auf die Kundin trifft, als diese auf das Eintreffen einer möglicherweise dramatischen Nachricht wartet, wird sie zur Verursacherin von etwas erklärt, was Tage zuvor stattgefunden haben muss: die Ansteckung. Sie – die Kassiererin – wird, ohne es zu wollen, zur Botin, die die Botschaft bringt. Und wie so häufig in der Geschichte ist das Leben von Boten extrem gefährdet. Der sagt, was ist, hat bewirkt, was ist. Schlimmer noch: Er ist, was ist. Die Kassiererin wird zur Trägerin der Krankheit erklärt, obwohl sie – wahrscheinlich – noch gar nicht krank ist. Dadurch aber, dass ihr ins Gesicht gehustet wird, bestätigt die Tat, was – vielleicht – noch gar nicht tatsächlich war: In wenigen Tagen wird die Kassiererin ihrerseits krank werden. Und sobald das eingetroffen sein wird, ist nicht mehr wichtig, dass sie in dem Moment, in dem sie die Botschaft überbrachte, noch gar nicht krank gewesen ist und folglich auch die Kundin nicht hat krank machen können. Es reicht, dass sie krank werden wird (und also geworden sein wird), um sagen zu können, sie sei tatsächlich krank und habe demnach krankmachend auf die Kundin eingewirkt.

Hier haben wir ihn wieder, den Mechanismus der »verfolgenden Unschuld«. Wie im Krieg. Weil man angegriffen hat, ist man angegriffen worden. Weil die eigene Rage einen überwältigt hat, muss man den anderen überwältigen. Das ist keine Redundanz, sondern wird als legitimer Grund erlebt: Man hustet.

Doch der Husten kommt, ohne dass die herkömmlichen juristischen Kategorien griffen. Was in großen, historischen Katastrophen zu geschehen pflegt, kündigt sich auch in der Banalität eines Streits an der Kasse eines Supermarktes an: Die Kundin wird schwerlich wegen versuchten Totschlags (oder vielleicht sogar Mords) verurteilt werden können. Jemanden anzuhusten, ist kein Straftatbestand, mit dem wir (und die Richter) uns auskennen würden. Und doch handelt es sich »natürlich« (d.h. kunstvoll) um einen Mordversuch. Und jetzt die Konsequenz und Nähe (die allzu große) zu den historischen Katastrophen: So wie nach diesen die subjektive Unschuld, die aus der Umkehrung des Verhältnisses von Opfer und Täter resultiert, lärmend von sich zu reden versteht, versichernd, man habe überhaupt nichts getan, habe schlicht auf eine Bedrohung reagiert, die auf einen Eindringling, so wird auch hier, beim juristischen Nachspiel des Angriffs an der Kasse, die Kundin von sich sagen können, dass sie das Unglück gehabt habe, krank zu sein und darum gehustet zu haben. Die Täterin wird sich als Opfer der Krankheit darstellen und *als Opfer* die Unmöglichkeit erklären, zugleich auch Täterin gewesen zu sein. Denn beides scheint nicht miteinander vereinbar zu sein: Täterin kann man nur sein, wenn man nicht Opfer war. Wenn Krankheit Opfer-Sein bedeutet, ist man von vornherein aus allen Schuldzusammenhängen und polizeilichen Verhören herausgenommen. Man hat nichts getan. Man war krank.

Diese Argumentation, die auf einer perversen Art von Selbstmitleid beruht, ist nichts Neues. Sie ist antizipierbar als Resultat des verwirrten Umgangs mit Zeit. Denn ein weiteres Argument, um sich zu verteidigen, wird darin bestehen, die Zukunft vor der Gegenwart rangieren, sie letzterer vorangehen zu lassen: Hätte man die Kassiererin nicht angehustet, hätte diese einen angehustet. Denn der andere ist, da potentiell krank, immer schon der Feind, den es auszulöschen gilt. Dass die Kassiererin gar nicht gehustet, sondern im Gegenteil darauf bestanden hat, man dürfe sich gegenseitig nicht zu nahe kommen, war von der Kundin an der Kasse als Zudringlichkeit – also gar zu große (wenn auch nur verbale) Nähe – empfunden und darum als Wirklichkeit definiert worden, die, weil die Kassiererin hätte husten *können* – zum Beispiel um ihrer Forderung Gehör zu verschaffen –, *wirklich* gehustet habe. Und die Behauptung, sie hätte husten können, wenn man's selbst nicht getan hatte, ist semantisch eigentlich nicht mehr unterscheidbar

von dem Satz, sie – die Kassiererin – habe gehustet und darum habe man – erneut der Logik von Aktion und Reaktion folgend – selbst husten *müssen*. Die mögliche Reaktion der Kassiererin, die auf die Tatsache des Hustens der Kundin hätte folgen können – ein zukünftiges Ereignis also –, wird zu einem tatsächlichen, jetzt schon vergangenen erklärt (sie *hat* gehustet) und damit die Tatsächlichkeit der eigenen Tat herabgedrückt: Man hat's ja nur getan, weil sie's getan hat oder getan hätte oder hätte tun können oder es hätte tun wollen. Man selbst wollte es nicht. Man selbst *musste* es nur: Der Husten stieg in einem hoch (nicht die Rage). Man war krank. Und der Krankheit ausgeliefert. Und die Auslieferung war, weil man sich in ihr noch schnell etwas zum Essen besorgen musste, eine Sorge, für die es zu allem Überfluss auch noch einen Verursacher geben musste.

Zum Beispiel die Kassiererin, weil die nicht nur zum Fürsprecher der Anweisungen der staatlichen Autoritäten geworden war (sie hatte die Einhaltung des Abstands eingefordert), sondern zu allem Überfluss auch noch Geld für das nahm, um das man sich Sorgen machte. (Was würde man essen, wenn das Ergebnis des ausstehenden Tests wirklich positiv sein würde und man wegen der Überfüllung der Krankenhäuser allein zuhause klarzukommen hätte?) Die Parole von der geteilten Sorge konnte durch das Anhusten zu einer handgreiflichen Realität werden (genauer: *gemacht* werden): Auch die Kassiererin würde Zuhause bleiben müssen, ganz wie man selbst. (In der Tat hat sie sich nach dem Angriff, obwohl noch gar nicht krank, krank schreiben lassen und wartet jetzt, ganz wie die Kundin, auf das Ergebnis eines Tests, der in jeder Hinsicht vom Ergebnis des Tests abhängen wird, über den das Labor die Angreiferin informieren wird. Ist das Ergebnis der Täterin positiv, so mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch das des Opfers.)

Für die Kassiererin ist das Unterworfensein unter eine Krankheit, die der Täterin zustoßen wird, furchtbar. Noch in dem Moment, in dem sie Zuhause, krank geschrieben, auf die Nachricht wartet, ob sie krank werden wird oder nicht, weiß sie, dass das Schicksal der Täterin und ihr eigenes ein pervers geteiltes sein werden. Es ist in Ansätzen wie bei den mit AIDS-infizierten Tätern, die im Genozid an den Tutsi die Frauen, derer sie habhaft werden konnten, zu einem langsamen Tode verurteilten: Sie unterwarfen sie der Gewalt im Hier und Jetzt, doch zu allem Überfluss gaben sie selbst den Frauen den Tod mit auf den Weg, die der Zufall überleben ließ. Auch wenn sie dem Tod entronnen waren, wussten sie sich doch dem Tode geweiht. Die Vergewaltigung folgte ihnen über den Moment der Befreiung und der Gewissheit des Überlebt-Habens hinaus: als Ausbruch der Krankheit.

Das weitere Leben der Kassiererin wird nicht durch die gleichen Zeiträume definiert sein wie im Fall der Überlebenden in Ruanda. Die Entscheidung über Leben und Tod wird innerhalb kürzester Zeit fallen. Die Hoffnung besteht, den zweiten Teil der Mordattacke, die auf die Attacke durch die Hustenattacke folgen wird – nämlich den Ausbruch der Krankheit selbst –, vielleicht doch zu überleben. Der Virus ist kein absolutes Todesurteil und darin von AIDS unterschieden. Und doch *kann* die Krankheit zum Tode führen. Und wenn sie es kann, kann es geschehen.

Je nach dem, was die Krankheit entscheidet – ob sie nun töten wird oder nicht –, wird sich entscheiden, ob die Hustenattacke nur versuchter Totschlag oder aber Mord war. Und auch dieser Umstand wirkt sich zugunsten der Täterin aus. Wenn diese gar nicht sicher sein konnte, ob die Angegriffene krank werden würde, wenn sie beim Husten nur die Phantasie haben musste, dass die Krankheit im Bereich der Möglichkeiten lag, dann kann sie sich immer auf die Entschuldigung zurückziehen, dass genauso gut die Möglichkeit bestand, dass die Angehustete nicht krank werden und nicht sterben würde. Und vielleicht wird sie wirklich nicht sterben. Vielleicht werden die Ärzte ihr helfen können. Vielleicht. Sollte es aber so weit kommen, dass die Ärzte ihr helfen müssen (und es vielleicht auch können), bleibt doch die Tatsache bestehen, dass es auch anders hätte kommen können. Die neue Devise hätte darum zu lauten: Im Zweifel immer gegen den

Angeklagten. Denn ohne dieses Insistieren auf der Notwendigkeit, dass man sich vorstellen können muss, was man herstellen kann – hier die Krankheit des anderen –, ist ein Zusammenleben schlicht nicht möglich. Ohne Phantasie verkommt der Husten zum Krieg und die Krankheit zur Freude, die Waffe jederzeit mit sich zu führen.

Nicht als etwas, was man einem aus der Hand schlagen kann, sondern als etwas, was mit einem verwachsen ist, also gar nicht bekämpft werden kann. In dieser Hinsicht wäre der Husten die Superwaffe schlechthin. Niemand kann sich ihrer bemächtigen. Der potentiell Kranke hat, solange er noch nicht krank ist, die ganze Verfügungsgewalt über sie. Und wenn er krank ist, in gewisser Weise auch noch. Sogar im Moment äußerster Schwäche kann er aus dieser noch die Stärke ziehen, die Hustenattacke zu steuern, über ihre Stoß- und Flugrichtung zu bestimmen, d.h. sich als handlungs- und tötungsfähig zu erleben. Also zu leben. Denn es gibt diese Art von Leben bei Menschen, die nur in dem Moment an die Wirklichkeit ihrer selbst zu glauben verstehen, in dem sie das »Weltvertrauen«, das uns zu einer menschlichen Gemeinschaft macht, täuschen.

Furchtbar daran ist, dass das Ganze sich in der reinen Banalität abspielt. Ein Supermarkt ist ja kein Schlachtfeld, und die Rechnung, die einem die Kassiererin reicht, im Normalfall keine Entscheidung über Leben und Tod. Dass aber gerade eine Schlange vor einer Supermarktkasse zur Bühne einer solchen Gewalt hat werden können, zeigt, wie die derzeitigen Beschleunigungsprozesse uns zu überrumpeln drohen. Es gibt keinen Übergang mehr zwischen einem »normalen« Streit an der Kasse und einem Streit, der zum Abschuss eines tödlichen Spucke-Projektils führt. Beides liegt mit einem Male so furchtbar nah zusammen. Die Krise ist da, plötzlich, man muss ihrer Eskalation gewärtig sein, und doch widerstrebt es einem, anzuerkennen, dass der Atem der Gewalt uns schon früher ins Gesicht wehte. So etwas wie ein zivilisatorisches Grund- oder Weltvertrauen ist noch da, grundlos auch dieses. Denn zum Leben in und mit der Welt gehört, dass man, wie Améry wusste, darauf vertrauen können muss, dass der andere nicht über die eigene Hautgrenze in einen einzudringen versucht.

Hier aber ist das Eindringen so perfide, weil es selbst nicht einmal wehtut und doch ein Akt höchster Gewalt ist. Man gibt sich als Hustender harmlos und produziert doch "harm" (im Sinne der englischen Sprache verstanden). So beginnt es. So hat es schon in anderen Situation begonnen. Und der nächste Schritt ist dann stets, dass man die Rage nicht nur als Rage auslebt und -hustet, sondern sie systematisiert und zur Verbreitung der Krankheit im großen Stil macht. Es hustet sich so gut gemeinsam.

Von der spanischen Grippe 1918 ist darum so viel die Rede, weil sie nicht getrennt vom Krieg gedacht werden kann. Die damalige Krankheit war die Fortsetzung der Produktion von Tod, wie der Krieg ihn sich zur Aufgabe einer hochspezialisierten, hochindustrialisierten Apparatur gemacht hatte. Das Credo: Krieg laufe darauf hinaus, so viele Gegner wie möglich zu töten, und wenn man genug von ihnen getötet habe, hörten sie auf zu kämpfen. In dieser Hinsicht war die Krankheit ein wertvoller Verbündeter. Zumindest so lange, wie sie nicht (wie dies im beginnenden Gaskrieg der Fall gewesen war) die Richtung änderte und gegen einen selbst zurückschlug. Die Krankheit musste gerichtet bleiben, ausgerichtet, gradlinig, auch darin dem Projektil ähnlich. Jeder Umweg, jede Richtungsänderung bedeutete, selbst gerichtet werden zu können: durch die Krankheit oder, später, durch Kriegsgerichte. Aber auch die Gerichte sind reine Theorie geblieben, darin vielleicht der nur scheinbar banalen Kassenszene vergleichbar. Man machte sich die scheinbare Fatalität und Natürlichkeit der Grippe zu nutze. Niemand hatte sie gewollt, und doch war sie da. Zu einer Verurteilung ist es nie gekommen. Die Krankheit war nur eine »Begleiterscheinung«.

Wenn der Gaskrieg eine Erfindung darstellte, die der Luft, die wir alle atmen – diese letzte »Allmende«, wie Elias Canetti sie genannt hat – zu einer Waffe gemacht hat, dann

haben wir mit dem gezielten, nämlich auf's prospektive Opfer zielenden Husten einen gleichsam »privaten«, in kleineren – banalen? – Dimensionen operierenden Angriff vor uns. Also letztlich doch etwas Militärisches. Einen Terror der Luft. Man nimmt dem Feind – wenn auch in zeitlicher Versetzung – die Luft zum Atmen. Man erstickt ihn, denn man weiß sehr wohl: Gerade stehen nicht genug Atemgeräte zur Verfügung, um alle Patienten zu retten. Also ist der eigene Husten immer schon der Husten des anderen. Und wichtig daran ist: nicht nur der Husten eines einzelnen. In dem Moment, in dem man die Luft mit Gewalt schwängert, um die eigene Macht über die eigenen Körpergrenzen hinaus zu erweitern, hinein in den anderen, sieht sich auch die Idee von Gemeinschaft aufgekündigt. Die Allmende eben, etwas, was alle gemeinsam (und ohne eigens dafür zahlen zu müssen) nutzen. Als eine der – so scheint es auf den ersten Blick – letzten Selbstverständlichkeiten, denn schon ist ja auch das Wasser weitgehend privatisiert und also auch da die Idee des Gemeinschaftlichen zerstört worden.

Haben wir nur noch die Luft? Marktfrei? Oder die jetzt auch nicht mehr? Eigentlich haben wir mit der Luft schon lange, lange Erfahrungen. Den anderen ersticken, ihm die Luft zum Atmen nehmen, und dies in riesigen Größenordnungen (man erstickt die Vielen), das ist das Zeichen für die Benutzung der Umwelt – hier der Luft – als Waffe. Man wirkt nicht direkt auf den gegnerischen Körper ein, sondern – vermeintlich – über einen Umweg. Aber einen gewollten, ausgeklügelten. Der Gaskrieg hatte es vorgemacht. Aber er hatte den Nachteil, dass auf die Umwelt als Verbündeten nicht recht Verlass war. Die Umwelt musste klar umrissen und beherrschbar sein, um mit hinreichender Sicherheit Tod verbreitend zu wirken. Schon der Atem des Windes konnte alles durcheinander bringen.

Auch in dieser Hinsicht hat die Kundin den Ort ihrer Hustenattacke gut ausgewählt: Supermärkte sind geschlossene Räume, in denen sich der Husten nicht zu verflüchtigen droht. Die Aussichten, dass der Virus in hinreichender Konzentration bleibt und wirkt, stehen hier gut. Schließlich sind Masken das Emblem des Versuchs, winzige, private Räume herzustellen: Räume vor dem Mund jedes Einzelnen. Doch da nicht genug Masken zur Verfügung stehen und nur Pflegepersonal und als krank Erkrankte in ihren Genuss kommen, ist die einzige Maske, die die Normalbürger tragen können, eine unsichtbare: die eines Atems, der den Atem anhält. Zumindest so weit das möglich ist. Wir halten den Atem an, weil wir nicht wissen, was kommt. Oder weil wir wissen, was kommen könnte. (Das ist das Gleiche.) Wir tun, was wir können, nämlich: uns so sehr wie möglich zurückzuhalten. Vor allen Dingen aber: unseren Atem zurückzuhalten.

Wenn nun eine Person wie die Kundin glaubt, sie sei Kundin und damit Königin und ihr sei folglich alles erlaubt – auch dieses: ein ungehemmtes, wildes, aggressives Sich-Ausatmen –, dann kündigt sie den Pakt der Selbstbescheidung auf, den die Mehrheit der Bevölkerung zumindest einzuhalten *versucht*. Dann setzt sie ihren Atem absolut.

In gewisser Weise ist das eine typische Konsumhaltung. Die Kundin konsumiert die Luft, so wie es ihr gefällt. Sie zieht sie ein, ungefiltert, und, wichtiger noch: sie stößt den Atem auch wieder aus, unbeschadet von einem Nachdenken über die Frage, ob sie nicht auch sich selbst Einschränkungen und Schranken auferlegen sollte. Aber sie hält den Atem nicht an. Sie verweist darauf, dass das Atemanhalten nur wenige Sekunden andauern kann. Dabei könnte das Atemanhalten zu einer gesamten, neuen Lebenshaltung werden. Nichts wegschleudern (und zwar weil man die anderen mit betreffen könnte). Zeitgleich eine Form radikaler Selbstbescheidung. Selbst die Luft ist kostbar geworden. Selbst durch die Luft sind wir mit den anderen Menschen verbunden, einen einzigen, großen Körper bildend, der nur so lange harm-los (hier im Sinne von »unbeschadet«) zu bleiben vermag, wie der Sinn des Wortes »Harmlosigkeit« – »unberührt von Kummer, mit innerem Frieden, ruhig, heiter« (Grimm'sches Wörterbuch) – von allen respektiert wird. Als eine Utopie. Aber Konsum ist anti-utopisch. Und Luftkonsum, der die eigenen Abfälle – das Produkt kranken und krankmachenden Ausatmens – den anderen zumutet, ein Angriff

auf's Leben.

Die Gefahr, dass auf die Verharmlosung, gegen die ich hier anzuerzählen versuchte, der »Harm« im großen Stil folgen wird, existiert. Schon jetzt hat man – weil Atem unsichtbar, mithin schwer fassbar ist – Angst vor der allzu großen Nähe des anderen. Aber diese Angst ist ja auch eine Form, den anderen zu respektieren. Sie kann in zwei Richtungen wirken: Man will selbst nicht krank werden. Und man will auch den anderen nicht krank machen. Man versucht zumindest, sich als möglicher »Täter« zu sehen – um es nicht zu werden. Man versucht, die eigenen Verhaltensweisen den Intentionen anzupassen, ihnen das Maß zu nehmen: Man atmet so selbstbezogen wie möglich, doch nicht als Zeichen von Egoismus, sondern im Gegenteil, so das Paradox, als Rücksichtnahme auf den anderen. Erneut: neue Formen der »Entselbstverständlichung« als kleiner Versuch, sich selbst und mit ihr die Welt verständlich zu halten.

Die Hustenattacke im Supermarkt hingegen ist das Gegenteil: Sie ist eine Form unerfüllter Todessehnsucht, in die man den anderen, der einen bedient – die Kassiererin – hineinzieht. Die untergeordnete Position der Frau, die da an der Kasse saß, mag zur Angriffslust beigetragen haben. Die Kassiererin war eh nicht viel wert. Das ließ sich ja schon aus dem hohen Grad an Gefährdung ablesen, der sie vor der eigentlichen Attacke ausgesetzt gewesen war, nämlich: ausgesetzt sitzend vor ihrer Kundschaft. Dass jemand, der Kunden bedient, aber sich selbst nicht einfach bedienen darf oder gar bedienen *lassen* darf, plötzlich die Kunde (d.h. Botschaft) verbreitet, sie selbst habe Rechte – hier auf atembare Luft –, erschien der Kundin als nicht tolerierbar. Einen Polizisten hätte sie vermutlich nicht angegriffen. Der wäre zu stark gewesen. Doch die Kassiererin schien kein vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft zu sein und hatte folglich kein Anrecht auf die Allmende. Insofern ist in ihrer Person die Luft aller angegriffen worden, und ist sie ein Teil der Gemeinschaft, die wir verteidigen sollten. »Harmlosigkeit« bedeutet: »unberührt von kummer, mit innerem Frieden, ruhig, heiter«. Auch und gerade in Zeiten größter Unruhe.

(Zur Vermeidung von Missverständnissen:
Die Szene vor der Kasse hat sich wirklich abgespielt.)

Erklärungsnot

Ein Mann, der der Polizei gegenüber rechtfertigen können will, warum er sein Haus verlässt und wirklich gar nicht anders kann, als rauszugehen, schreibt sich sein eigenes Formular, mit dem eidesstattlichen Hinweis: "Muss Drogen holen".

Die Katzen

In einer dieser Nächte, in die das Eingeschlossensein mir in die Träume dringt, beginnen draußen zwei Katzen zu schreien. In Liebesbrunst, kämpferischem Gegeneinander oder beidem ist nicht klar. Aber ich höre, dass sie so schreien wie immer und sich um die Nachtruhe der Menschen einen Dreck scheren. Denn sie sind Katzen und schreien wie Katzen, egal wie die Situation, die Liebesbrunst, der Gegen- und Miteinander der Menschen gerade aussehen. Das ist nicht einmal Gleichgültigkeit. Es ist nichts. Unschuld. Nur das Schreien zweier Katzen, die der Bedeutung ihres Lebens folgen, während ich in meinem Eingeschlossensein den Schreien Bedeutung beimesse, gerade weil ich weiß, dass sie keine haben.

Darin aber eben liegt Bedeutung: Die Katzen wissen nichts, zumindest *das* nicht. Umgekehrt weiß aber auch ich nichts von ihnen und könnte noch nicht einmal sagen, *was* nicht. Darin bin ich ihnen gleich. Und die Gleichgültigkeit, die das Hören auf sie begleitet,

wird nur dann durchbrochen, wenn die Schreie nicht allein meine Nachtruhe stören, sondern auch die neue Unruhe, die doch irgendwie nach Teilnahme verlangt.

Dann sind die Katzenschreie plötzlich wie aus einer Welt, in der man sich keine Sorgen machen muss: nicht um die Nachtruhe anderer Wesen, die zu schlafen versuchen, nicht um sich selbst. Und daraus ergibt sich, dass die Katzenschreie, obwohl sie meine versuchte Nachtruhe stören, doch entschieden beruhigend wirken: Die Katzen schreien weiterhin, wie Katzen schreien.

Bunkerwelten

I

Wir leben nicht beispiellos. Die Ausgangssperre öffnet den Blick auf andere Zeiten, in denen es das Eingeschlossensein auch gegeben hat. Und fast ist es, als bedürften wir dieser zeitlichen Dimension, um unsere eigene, räumliche zu erweitern. Nicht als Trost, eher als sachliche Frage: Wie hat man sich *in* anderen Zeiten zum Eingeschlossensein gestellt? Oder *zu* anderen Zeiten, die ihrerseits ein Eingeschlossensein erlebt hatten? Eine Kette von Erinnerungen, um nicht angekettet zu bleiben im eigenen Jetzt und gar zu engen Hier. Aber die Erinnerungen können durchaus bedrückend sein.

Zur Vergangenheit gehört deren Zukunft: das Morgen von Gestern. Science-Fiction ist der Versuch, eine Antizipation der Retrospektive möglich zu machen. Das schafft, psychologisch gesehen, Erleichterung. Jede Retrospektive setzt einen gewissen Überblick – also die Fähigkeit, Dinge zu organisieren, sie erkenn-, ja vielleicht sogar wieder beherrschbar zu machen – voraus. Die Rückeroberung von Kontrolle ist zwar oft reine Fiktion geblieben, doch die Wünsche von damals, den Sperrn oder dem Eingeschlossensein etwas entgegenzusetzen – zum Beispiel die Fähigkeit, etwas über sie zu erzählen –, sind und bleiben ein Bindeglied zwischen den Epochen, etwas Menschliches.

II

Der Abwurf der beiden Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ist eine historische Zäsur, die international heftigste Debatten um die Definition von Schutzräumen in Gang gesetzt hat. Auf der einen Seite waren der 6. und 9. August 1945 nicht mehr als der Höhepunkt eines Bombenkriegs, dessen räumliche Koordinaten durch Städtenamen wie Rotterdam, Coventry, Stalingrad, Tokyo oder Dresden in symbolischer Verdichtung aufscheinen. Man lebte im Keller, zunächst in der Nacht, in Deutschland und anderswo dann aber immer häufiger auch tagsüber: Die anfliegenden Bomber sahen sich durch keine nennenswerte Flugabwehr mehr gehindert, die Dunkelheit der Nacht verlor für die Piloten zunehmend an Bedeutung: Diesen Schutzmantel konnte man abstreifen und sich am Himmel ganz offen zeigen. Für die Zivilbevölkerung bedeutete das, dass die herkömmlichen Lebens- und Arbeitsrhythmen von einer Minute zur anderen von Grund auf durcheinander gebracht werden konnten. Es gibt Berichte von Menschen, die mitunter nichts anderes taten, als zwischen ihren Wohnungen und den Kellern hin- und herzurennen. Ein Leben im Dazwischen der Treppe sozusagen.

III

In Hiroshima und Nagasaki war das nicht anders gewesen. Nur hatte zur Militärstrategie

der USA die systematische Gewöhnung gehört: Man ließ Bomber in großer Höhe über Hiroshima fliegen, nicht etwa mit dem Ziel, übermäßige Angst auszulösen, sondern im Gegenteil, um durch die regelmäßige Wiederholung dieser Flüge auf Seiten der Japaner eine Gewöhnung in Gang zu setzen: Man sollte "unten" die Überzeugung gewinnen, dass es nicht nötig sei, sich vor denen "oben" zu verstecken und Schutzräume aufzusuchen. Der Tod sollte mit der Wucht des vollkommen Ungeahnten, Unantizipierbaren aus einem einzigen, unscheinbaren Flugzeug in den Alltag einschlagen. Und das hat sich erfüllt. Der Pilot, der mit seinen Flügen die tödliche Gewöhnung säte und von seinen Kollegen im Vorfeld des Atombombenabwurfs wegen seiner Tatenlosigkeit gehänselt worden sein soll – er vollbrachte seine Flüge, ohne je auch nur eine "konventionelle" Bombe abzuwerfen –, hat mit dem neuen Bombentypus zugleich auch den Schrecken des vollkommen Unerwarteten abgeworfen.

Obwohl die Überlebenden von Hiroshima nach dem 6. August zunächst gar nicht zur Besinnung kamen, d.h. nicht verstanden, was ihnen widerfahren war, wurde auf Seiten der USA die Entscheidung getroffen, die zweite Bombe so schnell wie möglich folgen zu lassen. Es *sollte* noch Verwirrung herrschen. Es *sollte* noch geglaubt werden, es sei eine Art von Gift, die bewirkte, dass Menschen nicht nur durch die enorme Hitze der Explosion verglüht und verbrannt waren, sondern auch darüber hinaus – noch nach dem scheinbaren Gerettet-Sein – starben. Der 9. August ist in Bezug auf die Frage nach dem Verhältnis von Psychologie und Militärstrategie also noch ein sehr viel größeres Skandalon als Hiroshima selbst. Dass sich Hiroshima, weil der Stadt eine Art "Primat" zukam, im kollektiven Gedächtnis vor Nagasaki geschoben hat, ist schwer zu verstehen. Denn in Bezug auf die Frage nach den Schutzmöglichkeiten, die eine Bevölkerung im Krieg zu erfinden versucht, stellt Nagasaki eine Steigerung des Schreckens von Hiroshima dar.

Das ist nicht quantitativ gemeint, bezieht sich nicht auf die Zahl der jeweils "produzierten" Toten. Doch perfide an der zweiten Bombe war, dass der Erkenntnisprozess bezüglich der Neuartigkeit der Bombe durch Hiroshima schon in Gang gesetzt worden war, dass man der Bevölkerung des Landes aber bewusst nicht die Zeit ließ, daraus auch die entsprechende Konsequenz zu ziehen, d.h. zu kapitulieren. Das erwachende Bewusstsein, dass man über die eigentliche Explosion hinaus an ebenso mysteriösen wie schrecklichen Symptomen starb, hatte keine Zeit, praktisch zu werden: Die Schutzlosigkeit war in Nagasaki nicht weniger total als in Hiroshima. Sie war im Gegenteil *größer*, und zwar weil die Zivilbevölkerung bei ausreichender Zeit wenigstens in Ansätzen hätten *versuchen* können, Schutz zu suchen.

IV

Aber weil die Bombe eigentlich weniger eine Bombe gegen Nagasaki gewesen war, sondern vielmehr eine Bombe, die zur sich verstärkenden, psychologischen Kriegsführung gegen die Sowjetunion gehörte, hat sie sich tief eingegraben. Man "kommunizierte" nicht allein den Japanern ihre Schutzlosigkeit, sondern auch und mehr noch dem Hauptfeind. Dieser sah sich also in einer Mischung aus Direktheit und Indirektheit angegriffen: Die Bomben fielen *über* den Köpfen der Japaner, sollten aber zugleich auch *in* den Köpfen der Russen zur Explosion gelangen.

Und dies war natürlich umso leichter möglich, als die Sowjetunion im "heißen" Krieg, der dem "kalten" vorangegangen war, mit Bombardierungen und dem Problem von Schutzräumen hinreichend Erfahrungen gemacht hatte. Kontinuitäten und Bruch also auch hier: Der "konventionelle" Bombenkrieg war wie eine Vorbereitung auf den nachfolgenden, atomaren. Gleichzeitig galt aber auch das Gegenteil: Der atomare ließ, obwohl er sich auf die zwei "Pilze" über Japan "beschränkte", das Gefühl von etwas vollkommen Neuartigem entstehen.

V

Von nun an war das Zerstörungspotential potentiell unendlich steigerbar. Die Flächenbombardements und die gezielte, durch Phosphor verstärkte Erzeugung riesiger Feuer, wie sie etwa in Hamburg oder Dresden riesige Luftmassen an sich gezogen und dem Wort "Feuersturm" zu einer bisher ungeahnten, semantischen Konkretion verholfen hatten, schienen rückblickend nun als "harmloses" Vorspiel eines "Dritten Weltkriegs", der die gesamte Menschheit und die ganze Ökosphäre würde zerstören können.

Die Bunkerschutzdebatten, die vor dem Hintergrund dieser waffentechnischen Beschleunigung in Gang kamen, sind Debatten über die Rückgewinnung von Handlungsfähigkeit gewesen. Eigentlich war, wenn es wirklich zu einem atomaren Schlagaustausch kam, nicht mehr viel zu tun. Die sich kontinuierlich "verbessernden" Raketensysteme sowie die potentiell unendliche Steigerung der Energiemasse, die bei der Explosion immer neuer, immer stärkerer Bomben hätte frei werden können, lassen die Heftigkeit, mit der da zwei konkurrierende Zivilschutz-Konzepte als regelrechte "Schulen" aufeinander stießen, aus dem Rückblick als geradezu absurd erscheinen.

Doch wenn man davon ausgeht, dass es eigentlich nicht um effektiven Schutz, sondern um eine psychologische Stabilisierung ging, die darüber erreicht werden sollte, dass man etwas *tat*, dann ist nicht so sehr entscheidend, ob der eine oder der andere Vorschlag, wie Zivilschutz zu bewerkstelligen sei, größere Chancen darauf hatte, wirklich zu helfen. Dann ist im Gegenteil eher zu konstatieren, dass beide Schulen in diesem Handeln-Wollen übereinkamen, das heißt die apokalyptische Aussicht, den "Push-botton-officern" völlig ausgeliefert zu sein, mit Aktivismus beantworteten.

VI

Worin bestanden nun aber diese beiden Schulen? In den USA, das sich als "Supermacht" in vieler Hinsicht zum Leitmodell entwickelte, standen die Befürworter von Evakuierungsplänen den Befürwortern von Bunkerbauprogrammen gegenüber. Beginnen wir mit der ersten Schule. Diese argumentierte, dass gerade die hohe Konzentration von Menschen, wie sie in Ballungszentren wie New York, bzw., im noch größeren Maßstab gedacht, in sämtlichen Städten des Nordostens der USA existierte, zu « sitting ducks » geworden seien, « well-fattened and inviting destruction »¹.

Die demographische Situation war in den USA besonders ungünstig. Die Sowjetunion, die schon wenige Jahre nach den USA die Verspätung bezüglich des Bomben-*know-hows* aufgeholt und seit 1949 ihrerseits im Besitz der Bombe war, hatte hingegen den entschiedenen Vorteil auf ihrer Seite, zwar eine hohe Konzentration von Menschen in der Hauptstadt zu verzeichnen, insgesamt aber durch das riesige Territorium über eine « entzerrte » Verteilung der Bevölkerung zu verfügen. Schutzlosigkeit wurde auf Seiten der USA hingegen durch die vollkommen unbeabsichtigte, sich schlicht durch die Siedlungsgeschichte zu erklärende Beschaffenheit und geographische Lage der amerikanischen Städte empfunden. Die Städte waren nun einmal da, und so müsse man, so argumentierte die Schule der « Evakuierer », alles tun, um im Falle eines Angriffs die Flucht aus diesen Gebieten zu bewerkstelligen, in denen sich aufgrund der hohen Zahl der Menschen, die sich dort konzentrierten, auch die Bomben zu konzentrieren drohten.

Die militärstrategische Prognose, dass es nun einmal besonders leicht sein werde, mit einer oder einigen wenigen Bomben gleich große Massen von Menschen töten zu können, regte an, die existierenden urbanistischen Strukturen hinzunehmen, den

1 Ebd., S. 142.

modernen Verkehr aber hin zu einer Beschleunigung der Entleerung dieser Städte zu entwickeln. Die Idee von Schutz wurde mit Bewegung und Zuflucht auf dem Land assoziiert. Man wollte räumliche Distanzen schaffen, erhoffte sich von Leitsystemen, die die Mehrheit der Bevölkerung auf organisierte Weise aus den Städten hinausführen würden, die Rettung wenigstens eines *Teils* derselben.

VII

Dem hielt die Fraktion der Bunkerbaubefürworter die Tatsache der Beschleunigung entgegen, die für die Kriegsgeschichte insgesamt kennzeichnend ist, im Kalten Krieg durch die « Verbesserung » der Abschussmethoden jedoch zu einem Faktor geworden ist, der dann auch in der Science-Fiction-Literatur deutliche Spuren hinterlassen hat: Dort findet sich zunächst oft die Vorstellung, der Krieg werde nur wenige Monate dauern. Danach beschleunigt sich auch diese Idee. Es wird dann plötzlich bezüglich der Kriegsdauer nur noch von Wochen ausgegangen, schließlich gar nur von wenigen Tagen, wenn nicht von Stunden oder gar Minuten.

Diese Vorstellung stand im krassen Gegensatz zu der Verlangsamung von Verkehrsflüssen, die mit der Ausbreitung des Automobils gerade in den Ballungszentren schon im Alltag erfahren wurde. Die Bunkerbau-Schule war der Überzeugung, dass sich in Momenten der Panik riesige Staus bilden würden und die Bomben keinesfalls auf eine leere Stadt treffen würden, sondern im Gegenteil auf verstopfte Straßen, in denen die Fahrer und ihre Familien im Blitz verglühen würden. Es sind dies Szenarien, wie sie in « The day after » filmisch umgesetzt worden sind.

Die Evakuierungs-Schule rief daher, jenseits des Cinematographischen, zu einer vollkommen anderen Zivilschutzpolitik auf. Der Bau von unterirdischen Schutzräumen müsse massiv gefördert werden. Dort, wo nicht Hochhäuser die urbanistischen Strukturen kennzeichnen, sondern Einfamilienhäuser, müsse typisch amerikanischen Werten wie der Privatinitiative zur Durchsetzung verholfen werden, d.h. die Familienväter (so die auch geschlechtergeschichtlich interessante Vorstellung) müssten beginnen, in den privaten Vorgärten einen Keller auszuschaufeln. Dort müsse im kleinen Maßstab das entstehen, was für die Hochhäuser nur durch unterirdische Massenunterkünfte realisiert werden konnte: Räume, die durch Erd- und Betonschichten für den sich ausbreitenden *fall-out* nicht zugänglich sein würden.

VIII

Es ist offensichtlich, dass sich die Komplexität und politische Virulenz, die die Debatten in den USA ebenso begleitete wie in den europäischen Staaten, sehr leicht auf eine anthropologische Konstante zurückführen lässt. Die Frage lautet schlicht, ob man bei einer sich nähernden Gefahr lieber weglaufen oder aber sich vor ihr verstecken solle. Zur Konstanz gehört auch, dass diese beiden Alternativen allein im Angesicht von Gefahren empfunden werden, gegen die man sich als einzelner oder als mehr oder weniger großes Kollektiv nicht wehren kann. Weder der Familienvater noch eine Stadt wie New York konnten sich mit bloßen Händen oder Schusswaffen gegen fallende Bomben wehren. Also blieben nur: die Flucht oder das Sich-Ducken. « Duck and cover » hieß denn auch eine riesige Zivilschutzkampagne, in der besonders den Schulkindern beigebracht werden sollte, wie man sich unter Schulbänken und -stühlen im Moment der Explosion einer Bombe zu « schützen » habe.

Hier sah die Idee des Schutzes im Wortsinn auf ihr nacktes Minimum reduziert, ohne jedoch an der psychologischen Grundkonstellation etwas zu ändern: So wie man seit

Beginn des Virus auf Seiten von Kindern mit zunehmender Häufigkeit Spiele beobachten kann, in denen sich die Jüngsten in den abgezirkelten, der Ausgangssperre unterliegenden Wohnungen ihrerseits eine Ausgangssperre auferlegen – nämlich durch den Bau von kleinen Höhlen aus Kissen, Decken und Möbeln, die sodann als Schutzraum mit neuem, von den Erwachsenen weitgehend getrenntem Leben gefüllt werden –, ging es bei den Bunkerbau-Programmen eigentlich nicht um den effektiven Schutz, sondern um den psychologischen. Der Zynismus der jeweiligen Regierungen bestand darin, den bedrohten Menschen « etwas zu tun zu geben », d.h. ihren Durchhaltewillen anzustacheln, der in der Tat als wichtiger, militärstrategischer Faktor zu betrachten war, weil die Abschreckungslogik auch darauf beruhte, den eigenen Schrecken nicht zu groß werden zu lassen.

IX

Neben dem Zynismus einer Elite, die selbst im Bewusstsein lebte, im Notfall über einen Platz in den Regierungsbunkern zu verfügen, stand – als vermutlich wichtigerer Faktor – eine weitere anthropologische Konstante. In Gefahrensituationen erlebt man sich nicht gern als unfähig zum Handeln. Die Kinder machen es erneut vor: In dem Moment, in dem sie aus Elementen ihres Alltags eine Höhle oder Hütte bauen, die es vorher nicht gab, beweisen sie sich, dass sie etwas tun können. Und das ist besonders dann wichtig, wenn die Eltern als hilf- und schutzlos erlebt werden und darum nicht mehr die Sicherheit vermitteln, durch die dieser Rückgang in Erfahrungen der Urgeschichte im Normalfall vermieden werden kann.

Mit den Bunkerbau-Ideen machte man also einen Schritt zurück in vorgeschichtliche Zeiten. Noch sehr jungen Kinder, denen das Lesen- und Schreiben-Lernen erst noch bevorsteht, sind wie Repräsentanten eines Wissens, das in Krisensituationen auch die Erwachsenenwelt ergreift. Nur dass diese ihre Bunkerbauten bzw. ihre Fluchtträume materiell sehr viel grandioser auszuschnürcen verstehen, so dass das extrem Einfache, um das es in Wirklichkeit geht, nicht mehr recht sichtbar wird. Ob nun Milliardenausgaben für Regierungs- oder Gemeinschaftsbunker oder Verkehrsplanungen für Massenfluchten, ob nun Angst, Gemeinschaftsbunker könnten zu kommunistischen Brutstätten verkommen, oder die umgekehrte Angst, im eigenen Auto auf die Schnelle die eigene Familie nicht mitnehmen zu können (z.B. weil die Kinder in der Schule, also ganz wo anders sein würden) – durchschaubar wird, dass Atomkriegsphantasien ein Modell abgeben über sehr ursprüngliche Ängste vor unbeherrschbaren Gefahren, Ängste, die sich zu einer gesamtgesellschaftlichen Erscheinung weiten.

X

Zurück zur Evakuierung bzw. zum Bunkerbau in Atomkriegen: Schutz sollte entweder durch körperliche Bewegung oder durch körperliche Stillstellung erreicht werden. In der aktuellen Situation sind in der Tat beide Phänomene aufgetreten. Paris hat, quasi in Parallele zum Massenexodus vom Frühjahr 1940, eine (wenn auch unkriegerische) Massenflucht erlebt. Man zog im März 2020 nicht mit Handkarren los, sondern kaufte sich ein reguläres Zugticket oder nahm das eigene Auto. Fest steht: Wer ein Häuschen (oder Haus) auf dem Lande hatte, hatte die Möglichkeit, sich selbst vorsorglich zu evakuieren. Das, was im Atomkrieg als Warnung zirkulierte, ist aber auch im Jahr 2020 eingetreten. Das Land als imaginierte, gefahrenfreie Zone ist zu einem Raum geworden, in dem das Gesundheitssystem die riesige Zahl von Kranken nicht mehr absorbieren kann. Der ländliche Schutz- ist zu einem Kranken- und Todesraum geworden.

XI

Die staatliche Vorsorge, die bei anfliegenden Bomben panische Fluchtbewegungen hätte verhindern und den Weg in die Bunker weisen sollen, stellt den entgegengesetzten historischen Erfahrungsraum dar. Und auch diese zweite, mögliche Reaktionsweise gehört zum sozialen Experiment unserer Tage. Im Kalten Krieg lautete die Empfehlung, jede Familie solle sich mit Vorräten – insbesondere Konserven – für einen Zeitraum von zwei Wochen eindecken. Die Prognose lautete, dass die residuale Radioaktivität des *fall-outs* aufgrund der Halbwertzeiten der in den Bomben verwendeten Materialien nach Ablauf dieser Frist so stark zurückgegangen sein werde, dass der Aufstieg zur Erdoberfläche und die Erledigung von Einkäufen dann wieder problem- und risikolos möglich sein werde.

Der geradezu topische Zeithorizont von zwei Wochen prägt auch unsere eigene Perspektive. Es steht aber zu vermuten, dass neben dem Versuch, Hamsterkäufe zu vermeiden, rein praktische Erwägungen bei der Veröffentlichung solcher Zivilschutzmaßnahmen eine Rolle gespielt haben. Bunkerbauten sind naturgemäß Räume extremster Reduktion. Im Vordergrund hat nicht die Aufrechterhaltung der übliche Größe des Wohnraums bzw. einer bestimmten Quadratmeterzahl pro Person zu stehen, sondern die Dicke, Unzulässigkeit und Stabilität der Mauern, Beton-, Metall- und Erdschichten, die das Innen gegen das Außen abdichten sollen. Im Fall von Privatbunkern, die jede Familie in Eigenarbeit als unterirdische Verlängerung des eigentlichen Zuhauses zu errichten versuchte, handelte es sich also um Gehäuse, die für eine extensive Vorratshaltung schlicht nicht genug Platz boten. Auch aus diesem Grunde scheint das Prinzip, der räumlichen Beschränkung eine materiell-zeitliche hinzuzufügen (die erwähnte zwei Wochen-Frist), als die realistischste eingeschätzt worden zu sein – und auch heute wieder eingeschätzt zu werden.

XII

Die Bunkerbauten sind, gerade weil sie fiktive Orte geblieben sind, und, selbst wenn sie konkret existierten, nie wirklich zu Zivilschutzzwecken verwendet worden sind (höchstens nachträglich als Hobby- oder Bastlerkeller, um den Aufwand zu rentabel zu machen), eine Projektionsfläche auch für das Heute, das in der Tat – also tatsächlich – « etwas erlebt ». Zu den Beobachtungen, über die sich Wirtschaftswissenschaftler wie Soziologen zu Beginn der durch den Virus erzwungenen Ausgangssperre den Kopf zerbrechen konnten, gehört der massive Kauf von Klopapier. Die schier exponentielle Steigerung der Verkaufsraten, die keineswegs durch eine exponentielle Steigerung ihrer Benutzung erklärt werden kann, scheinen nicht allein durch Phänomene einer ökonomischen (und damit durchaus rationalen) Form von « Ansteckung » erklärt werden zu können. Die « Ansteckungstheorie » besagt, dass ein Kunde mehr Klopapier kauft als sonst, weil er sieht, dass andere Kunden mehr Klopapier kaufen als sonst und folglich ein Mangel antizipierbar wird.

Der Blick auf science-fiktionale Atomkriegsphantasien zeigt, dass noch etwas Zweites hinzutritt, das noch wichtiger ist. (Denn die Ansteckungs-Theorie krankt daran, dass sie noch nicht erklärt, warum zu Beginn der « Ansteckung » das Klopapier in den Vordergrund tritt und nicht etwa Frauenbinden oder Zahnpasta, die ja ihrerseits nicht weniger zum Alltag gehören als jenes.) Das Zweite also bestünde in der Beobachtung, dass Atomkriegsphantasien zu Recht mit einem Problem in Auseinandersetzung waren, das als Pendant einer Politik des Sich-Einschließens zu gelten hat: Man wollte die Explosionshitze und nachfolgende Radioaktivität aussperren, stand damit aber vor der

Schwierigkeit, dass Dinge zwar vorsorglich in den Bunker hineingeholt, nicht aber wieder aus ihm herausbefördert werden konnten. Das schier unlösbare Dilemma war, mit anderen Worten: der Abfall.

Und zu diesem gehörten – « natürlich », muss man in diesem Fall sagen – auch die menschlichen (und eventuell tierischen) Exkremete. Auf der einen Seite versuchte man, die Luftzufuhr auf ein Minimum zu reduzieren, weil mit allem, was von Außen in den Bunker drang, ja auch die Gefahr mit einzudringen drohte. Belüftungsanlagen waren das A und O eines jeden Bunkers, der auf sich hielt und mehr sein wollte als ein Sarkophag, in dem man durch die Hitze der Bombe ersticken würde. Doch wer in Bezug auf Belüftung A sagte, mochte damit noch lange nicht willig B sagen. Zum B gehörte, dass die Luftzufuhr eben *reduziert* zu werden pflegte und doch absolut notwendig war. Doch im gleichen Maße, in dem die atembare Luft auf das gerade nötige Minimum reduziert wurde, gefiltert möglichst, doch nie ganz rein, wuchs, im proportionalen Verhältnis gleichsam, die Gefahr von Gestank und Gerüchen.

Und hier kommt das Toilettenpapier von heute wieder mit ins gar so unspielerische Spiel. Zu den Gerüchen gehörte man eben auch selbst. Und vermutlich ist der angstvolle Kauf großer Massen von Klopapier heute eine historische Parallele zum Anwachsen der Werbung für Bunkertoiletten, wie sie sich im Kalten Krieg in den Zeitungen ausbreiteten. Es gab die verschiedensten Modelle, solche mit Sichtblende und solche ohne, solche mit chemischen Zusätzen und solche ohne. Solche mit ausgeprägter Kanalisation und solche mit schlichtem – vermutlich wieder einmal auf 14 Tage beschränkten – Reservoir. (Die genaue Bauweise wäre ein Sujet, das man im Detail zu untersuchen hätte.)

XIII

Es scheint, als solle in Katastrophen ein zivilisatorischer Mindeststandard gewahrt werden, und der bezieht sich auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers. Bunkertoiletten und Klopapier werden zum Instrument des Widerstands gegen die gar zu präsenste Urgeschichte. Man akzeptiert zwar, für begrenzte Dauer zum Troglodyten zu werden, der sich in einer nur schwach beleuchteten Höhle vor der Gefahr verkriecht, doch man möchte, wenn man schon auf das Tages- wie auf das elektrische Licht Verzicht zu leisten hat, wenigstens nicht olfaktorisch wahrnehmen müssen, dass man ist, was man ist, nämlich: ein Wesen, das sich selbst in seiner ganzen Schwäche und Körperlichkeit erlebt.

Wenn zur Angst das Ausschwitzen derselben gehört und zu ihrer – der Angst – Steigerung das Bedürfnis, sich zu entleeren, ist die Verfügbarhaltung von Toiletten und Klopapier gleichsam auch eine Garantie dafür, dass man sich selbst und die anderen glauben machen kann, man beherrsche die Situation: Man stinkt die eigene Angst, den eigenen Durchfall zumindest nicht aus, sondern beseitigt ihn so dezent, wie es die kulturelle Praktik des Auf-Klo-Gehens möglich gemacht hat. Denn dies ist entscheidend: Bunker sind in der Regel geteilte Räume, in denen das Mit- und Gegeneinander der eingesperrten Körper auch zu olfaktorischen Zumutungen führen kann. Sie sind in dieser Hinsicht den U-Booten verwandt, in denen ebenfalls der Frage nach der Beherrschung der Gerüche große Bedeutung beigemessen wird.

XIV

Die Empfehlung, Konservendosen der Frischnahrung vorzuziehen, hat demnach beileibe nicht nur mit dem Problem der Verderblichkeit zu tun. Da Konserven langwierige Kochvorgänge unnötig machen, sind sie zum einen energiesparend und zugleich geruchsarm. Wo nicht oder kaum gekocht werden muss, kann die Nahrung sogleich in den

Körpern verschwinden – und mit ihnen möglicher Gestank.

Nur eine Geruchsquelle ist auch mit Klopapier nicht zu lösen, und auch über diese erzählen die Atomkriegsphantasien einschlägige Geschichten. Bunker sind zwar konzipiert als Orte, an denen das Überleben möglich und möglichst wahrscheinlich werden soll, doch auszuschließen ist nicht, dass es auch dort zu Toten – nicht unbedingt zu verstrahlungsbedingten – kommen kann. Was aber fängt man mit einer Leiche an, die im Bunker nach einer bestimmten Zeit zu stinken beginnt? Wie befördert man sie nach draußen, wenn die Bunkereingänge auf jeden Fall hermetisch geschlossen bleiben müssen? Technisch ausgeklügelte Bunkersysteme haben, wenn sie eine bestimmte Größe erreichten, mitunter einen Leichenraum gehabt, in dem die Lagerung der Verstorbenen und die räumliche Trennung zwischen Lebenden und Toten stattfinden sollte.

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass sogar der Gestank von Fäkalien mit dem Gestank verwesender Leichen assoziiert wird, so dass das Toilettenpapier eine weit größere Bedeutung hat, als bisher angenommen: Es steht gleichsam das Verhältnis der Menschen zum Tod selbst zur Debatte. Wenn die eigene, ungehinderte Körperhygiene wie ein Beweis für die eigene, gerettete Lebendigkeit erscheint, dann ist das Klopapier ein Vehikel gegen den Tod. Und weil der Tod kein Abstraktum ist, sondern in den Toten selbst in Erscheinung zu treten pflegt, ist das Klopapier in einem zweiten Schritt – doch das gibt man nicht gern zu – auch eine Maßnahme, um sich die Verstorbenen vom Leib zu halten. Die gelten eben auch als ansteckend, und zwar nicht nur in sanitär-medizinischer Hinsicht, sondern auch in sanitär-klomäßiger und letztlich sogar in lebensgeschichtlicher Hinsicht.

So gern man die Toten hat, so wenig möchte man zu ihnen gehören. So sehr man die Toten betrauert, so sehr fürchtet man den physischen Kontakt zu ihnen. Und dies gilt keineswegs kulturübergreifend, sondern ganz besonders da, wo Gerüche, Sterben, Krankheit und alles, was unsauber ist, aus dem Alltag ausgelagert und in spezialisierte Orte wie Krankenhäuser verlegt zu werden pflegen. Zu einer Kultur der Sauberkeit also.

XV

Zivilschutzpublikationen des Kalten Krieges können nicht umhin, sich der Frage zu widmen, wie ein längeres Eingeschlossensein von einzelnen Menschen, Familien oder gar großen Kollektiven ausgehalten werden würde. Wie lebt es sich ohne Sonne, Himmel oder Regen? Wie geht man mit Enge und Promiskuität um? Wie bekämpft man Langeweile? Gerade bei Kindern? Aber vielleicht nicht weniger bei Erwachsenen?

Manche Bunkerbauspezialisten sind dazu übergegangen, die Wände von Bunkern mit Landschaften, Fenstern oder anderen trompe d'oeil zu bemalen, um zumindest visuell Öffnungen hin zu einem nicht vorhandenen Außen zu schaffen. Die in Heimarbeit hergestellten Bunker sind hingegen eher auf eine Reproduktion des Eigen-Heims in Miniatur-Format aus gewesen. Das – scheinbar – Funktionale des Bunkers selbst wurde überdeckt durch eine Häuslichkeit, die auf karierte Tischdecken, hübsch bezogene Betten, kurz: Attribute kleinbürgerlicher Gemütlichkeit setzte. In dieser Hinsicht sind Privatbunker den Autos verwandt: eine weitere Kiste, in der man sich Zuhause erlebt. Nur dass dieses Mal die Kiste nicht fahren konnte, sondern unter die Erde verlegt war.

In Bezug auf die psychologischen Konsequenzen des Eingeschlossenseins spielte das Auto ebenfalls eine Rolle. Eine einschlägige Zivilschutzpublikation aus den USA gab als Ergebnis einer Studie über die Erfahrungen einer Familie, die sich freiwillig dem Test des Ernstfalls unterzogen hatte, bekannt, dass die Kinder nicht nervöser gewesen seien als während langer Autofahrten. Bemerkenswert an diesem Satz ist der in ihm enthaltene Widerspruch. Obwohl Bunker Orte des Stillstands schlechthin sind, werden sie ausgerechnet mit *dem* Emblem moderner Mobilität verglichen. Es ist, als käme der urgeschichtliche Zweifel wieder hoch, ob man gut daran getan habe, ausgerechnet die

Option des Sich-Versteckens für den Versuch der eigenen Rettung gewählt zu haben – und nicht ihr Gegenteil, nämlich die Bewegung weg von der Gefahr. Im Bunker sitzt man zwar fest, doch wenn der Bunker zugleich auch ein Auto ist, ist es, als sitze man sich in einem solchen – und eben nicht in einen Bunker. Verschiebungen und semantische Überlagerungen finden statt, durch die die getroffene Wahl gleichsam für reversibel erklärt wird. Auch dann, wenn die stählernen Bunkereingänge schon zugeschraubt sind.

Wenn Bunker quantitativ nicht mehr Nervosität zu erzeugen vermochten als lange Autofahrten, dann wurde zugleich kommuniziert, dass im Kriegsfall weiterhin Alltäglichkeit, d.h. altbekannte Herausforderungen herrschen würden. Zum Beispiel die Herausforderung, Kinder mit steigendem Bewegungsdrang stillzustellen und zu halten. Dass inzwischen der Kontext « draußen » ein ganz anderer sein würde – einer mit « erdhaften » Erschütterungen, Explosionen, Hitze, Bränden, Stürmen und Geräuschen, die sich der Vorstellbarkeit ebenso entziehen würden wie allen bisherigen Erfahrungen – blieb ausgespart.

Der Virus hat die Bewegungsmöglichkeiten nur eingeschränkt, sie nicht komplett zerstört. Die Sonne ist noch zu sehen, und nicht nur als gemalte. Insofern ist die Vergleichbarkeit zwischen Bunker und Ausgangsbeschränkungen, wie sie heute herrschen, nur eingeschränkt gegeben. Auf der anderen Seite wird auch heute nicht hinreichend bedacht, dass das Eingeschlossensein nicht nur eine lange Autofahrt ist, bei der man auf seinem Sitz zu verharren hat. Insgesamt gilt: Bei Autofahrten sieht man Dinge an sich vorüberziehen, sitzt zwar, sieht aber Veränderungen im Draußen, die sonst nur durch die Bewegung der eigenen Füße herstellbar wären. Also sitzt man eben doch nicht nur. Man sitzt fahrend und erfahrend, und darin liegt die Möglichkeit, einen Bilderreigen gegen die Gefahr von Monotonie zu setzen, sitzend.

Die jetzige Situation in Frankreich ist hingegen gekennzeichnet durch einen Bewegungsradius von einem einzigen Kilometer. Bilder wiederholen sich. Man sieht das immer Gleiche, und das ist, obwohl der Bewegungsradius immerhin einen Kilometer (und nicht nur die drei Schritte von einer Bunkerwand zur gegenüberliegenden) umfasst, für eine hochmobile, an rapide Bilderwechsel gewöhnte Gesellschaft wie die unsere, wenig.

XV

Doch das eigentliche Problem besteht wohl gar nicht so sehr darin, dass man neben den eigenen vier Wänden nur den immer gleichen Spazierweg abgehen kann. Wichtiger ist etwas, was schon im Kalten Krieg zum epistemologischen Grundproblem avancierte. Der Satz, man bekomme durch das Eingeschlossensein zu wenig zu sehen, ist in gleich doppelter Hinsicht richtig. Man bekommt zu wenig zu sehen, weil man sich eingeschränkt sieht auf die eigenen vier Wände und auf Spaziergänge eines Radius' von maximal einem Kilometer. Und man bekommt außerdem zu wenig zu sehen, weil die Gefahr nicht sichtbar ist. Denn das ist ja die Eigenschaft sowohl der Radioaktivität als auch des Virus: Man sieht sie nicht. (Und man hört sie auch nicht. Und riecht sie nicht. Und schmeckt sie nicht. Und ertastet sie nicht.)

Die große didaktische Herausforderung sowohl für Zivilschutzorganisationen als auch Science-Fiction-AutorInnen bestand nach Hiroshima und Nagasaki darin, etwas vorstellbar zu machen, was sinnlich nicht erfahrbar war. Und so bemühten sich Romane, immer neue, phantastische « Ersatzorgane » zu erfinden, um dem Publikum zu bedeuten, dass es im Falle eines Krieges der Verstrahlung nicht hilflos ausgeliefert sein würde. Denn genau dies war der entscheidende Punkt: Auf eine Gefahr, die man schlechterdings nicht wahrnimmt und, schlimmer noch, gar nicht wahrnehmen *kann* (eben weil der eigene Körper nicht dazu gemacht ist, sie wahrzunehmen), kann man nicht reagieren. Man kann ihr nicht ausweichen. Sie wirkt, ohne dass man's weiß. Und man weiß erst, dass sie

gewirkt hat, wenn es bereits zu spät ist. Wenn also die Symptome der Strahlenkrankheit einsetzen oder die vom Virus bewirkte fiebrige Atemnot.

Darin liegt das Perfide, gegen das man sich zu wehren versucht. Wenn die Lokalisierung des Bedrohlichen nicht möglich ist, gibt es nur zwei Reaktionsmöglichkeiten: Entweder man behauptet, die Gefahr existiere nicht, sie sei ganz und gar erfunden. Oder man behauptet, die Gefahr existiere *überall*, man könne ihr auf keine Weise entgehen. (Daneben gibt es dann noch zwei interessante Abwandlungen dieser beiden Motive. Die erste lautet, die Gefahr existiere zwar, aber nicht im eigenen Umkreis – man sei nicht betroffen; die zweite, sie existiere nur bei einem selbst, alle anderen aber hätten das Glück, ganz unbedroht weiterzuleben: Verschwörungstheorie.)

Der urgeschichtliche Untergrund, auf dem man auch hier steht, hat, wie so häufig, mit der Frage nach der Handlungsfähigkeit zu tun. Auf der einen Seite ist es nichts Neues, dass eine Gefahr – zum Beispiel ein wildes Tier – sich versteckt und einen im Wortsinn *hinterrücks* angreift. Auch das war eine Erfahrung mit Unsichtbarkeit und, mehr noch, allgemeiner: fehlender sinnlicher Antizipierbarkeit von Gefahr. Andererseits war in solchen Situationen stets ein Gleichgewicht gegeben, weil man die fehlende sinnliche Wahrnehmbarkeit auch für sich selbst nutzen und umgekehrt zur Gefahr für andere werden konnte: Man konnte sich selbst verborgen halten und aus dem Hinterhalt hervorbrechen, z.B. gegen ein wildes Tier. Insofern war man fremden Intentionen ausgesetzt, konnte aber auch andere den eigenen aussetzen. Ein Form von ausgleichender Gerechtigkeit.

XVI

« Ungerecht » an der fehlenden Wahrnehmbarkeit von Strahlung wie Viren ist, dass sie ohne Intention daherkommen. Sie sind einfach da und gehen in gewisser Weise wahllos vor. Wen es trifft, ist vom Zufall getroffen und nicht etwa von einer bösen Absicht. AutorInnen, die im Kalten Krieg zur Liga der Abrüstungsbefürworter gehörten, haben diesen Umstand oft in ihren erzählerischen Plots reflektiert. Sie imaginierten Kriege, die zufällig – zum Beispiel durch technische Unfälle – oder durch politische Missverständnisse ausgelöst wurden. Das implizite Ziel bestand darin, die Frage nach unterschwelligem Intentionen komplett aus dem Geschehen herauszuhalten. Die Gefahr sollte wirklich sinnlos und etwas von menschlichen Absichten Losgelöstes sein. Denn nur auf diese Weise konnte man sich über die Zweiteilung der Welt erheben und politisch weder dem einen noch dem anderen Lager zugeschlagen werden. Die Wirkung der Strahlung sollte *an sich* erkennbar werden. Es sollte klar gemacht werden, dass sie, wenn sie einmal da ist, nicht fragt, wer sich in ihrem Umkreis aufhält.

Für den Virus gilt Ähnliches. Johnson, der erst großspurig bekannt gab, ein bestimmter Prozentsatz der britischen Bevölkerung müsse nun einmal krank werden, um eine allgemeine Immunität zu schaffen, dann aber werde das Problem gelöst sein, schien sich selbst von dieser allgemeinen Regel ausnehmen zu wollen. Er verquickte die Absichtslosigkeit des Virus – jeder kann betroffen sein – mit ihrem absichtsvollen Vorgehen. Und letzteres bedeutete natürlich: Der Virus wird sich nicht den ersten Mann des Landes zur Zielscheibe wählen. Doch inzwischen ist Johnson positiv getestet, und damit stellt sich die Frage nach Absicht oder Nicht-Absicht in drängender Form.

In Italien sind Chinesen angegriffen worden, weil sie die Krankheit ins Land getragen hätten. Und manchmal waren es auch keine Chinesen, aber gesagt wurde, sie hätten wie Chinesen ausgesehen. In Burkina Faso sind wiederum Italiener angegriffen worden, weil sie die Krankheit ins Land getragen hätten. Und manchmal waren es auch keine Italiener, aber da sie weiß waren, wurde gesagt, sie hätten wie Italiener ausgesehen. Die Idee der Absichtslosigkeit ist hier komplett *ad acta* gelegt.

Und das gilt allgemein von allem, was sinnlich nicht wahrnehmbar ist: Es wird dämonisiert, Verkörperungen werden hergestellt und so zugleich in die Wahrnehmbarkeit zurückgewonnen. Chinesen sehen wie Chinesen aus und sind so als Träger von Krankheit und Intention identifizierbar. Italiener sehen wir Italiener aus und sind, weil sie weiß sind, ihrerseits die Träger von Krankheit und Intention.

In Ketten

In Italien sind Chinesen angegriffen worden, weil sie die Krankheit ins Land getragen hätten. Und manchmal waren es auch keine Chinesen, aber gesagt wurde, sie hätten wie Chinesen ausgesehen. In Burkina Faso sind Italiener angegriffen worden, weil sie die Krankheit ins Land getragen hätten. Und manchmal waren es auch keine Italiener, aber da sie weiß waren, wurde gesagt, sie hätten wie Italiener ausgesehen.

Grundsatzentscheidungen

- Die Förderung der Privatinitiative steht über allem. – Ach so ! Darum also die Ausgangssperre. Die ist, wie sich schlagend erwiesen hat, dem Privaten äußerst förderlich.
- Die Eigenverantwortung hat gegenüber dem staatlichen Eingriff zu überwiegen. – Genau. Masken und Reanimationszentren bastele man sich am besten selbst.
- Einschränkungen der Bewegungs- und Reisefreiheit sind nicht zulässig. – Runden darf man, so ist rechtlich verbürgt, im Umkreis von einem Kilometer drehen. Eine Stunde ist jedem zugesichert.
- Im Gesundheitssystem hat, wie sonst auch, das Spiel von Angebot und Nachfrage zu herrschen. – Tut es, tut es. Nur senkt der Tod manchmal die Nachfrage nach dem Angebot. Aber das kommt schon wieder ins Lot.
- Das ökonomische Wachstum ist dem Glücke aller zuträglich. – Die bevorstehende Rezension lehrt, dass man trotzdem nicht immer glücklich sein kann.
- Die digitale Revolution wird die Formen von Arbeit, Lernen, Zusammenleben grundlegend verändern. – Der Zusammenbruch des Internets saugt die Veränderungen vorbildlich in sich auf.
- Zu viel staatliche Kontrolle ist wegen der damit verbundenen Kosten der Wettbewerbsfähigkeit schädlich. – Zugegeben: Eine Situation, die vollkommen der Kontrolle entgleitet, ist auch nicht ganz billig.
- Flexibilisierung fördert die Wettbewerbsfähigkeit. – Die Schließung von Geschäften und Produktionsstätten ist ein neuer, internationaler Wettbewerbsfaktor.
- Nationalismen gehören der Vergangenheit an. – Dennoch freut sich jeder, wenn der andere noch mehr Tote hat.
- Die Freiheit aller ist das Unterpfand der europäischen Verständigung. – In Bezug auf die Schließung der Grenzen sind sich von Beginn an alle einig.
- Kein Friede ohne freien Handel. – In die Überseegebiete schickt man trotzdem besser ein paar Kriegsschiffe.
- Der Segen des Reichtums wächst, wenn der Staat die Finanzwelt machen lässt. – Die nächste Bankenkrise wird sich aber den Segen des staatlichen Reichtums holen.
- Die Privatschulen ermöglichen eine Anpassung an die jeweiligen Erwartungen der Familien. – Jede Familie ist jetzt eine Privatschule, nur kam's ein bisschen

- unerwartet.
- Es ist nur recht und billig, dass jeder für sich selbst die Verantwortung übernimmt. – Recht vielleicht. Aber billig?
 - Der Konkurrenzgedanke fördert die Besten. – Die Ärzteschaft macht es vor: Sie konkurriert um den effizientesten Tod.
 - Kein System vermag so schnell auf Krisen zu reagieren wie das kapitalistische. – Ach so. Da hatten wir was falsch verstanden. Der Groschen fällt mitunter langsam. Aber man wird ihn noch brauchen. Als Groschen im Sparschwein.

Phantomschiffe

Die Pest hat es schon in der Antike gegeben, doch die Geschwindigkeit und Weiträumigkeit ihrer Ausbreitung, die wir bis heute mit ihr assoziieren, verdankt sich der Geschichte des Schiffbaus. Solange Schiffe für die Zurücklegung bestimmter Wegstrecken Zeit brauchten, konnte die Krankheit eine relativ lokale bleiben: Die Besatzung wurde, wenn sie die Krankheit in sich trug, schon auf dem Schiff krank, starb also auf dem Meer. Daher die Phantomschiffe, die niemand mehr steuerte.

In dem Moment aber, in dem der Bau der Schiffe sich verbesserte und die Geschwindigkeit der Fahrten zunahm, konnten diese Fahrten schneller als der Ausbruch der Krankheit werden und die Pest daher unbemerkt bleiben. Man wurde ihrer erst inne, wenn es schon zu spät war, d.h. wenn man sie, glücklich ankernd im neuen Hafen, schon an andere weitergegeben hatte.

Bedeutet das, dass der Tod mit der Reisegeschwindigkeit nicht mehr mitkam? Hechelte er den Schiffen hinterher? Hängte der Fortschritt im Bereich der zunehmenden Mobilität ihn ab? Fast scheint es, als habe er sich nicht mehr erkennen geben und nicht mehr vor sich selbst warnen können. Die Menschen waren schon woanders, ihm entkommen.

Doch natürlich war das genaue Gegenteil wahr. Die Geschichte des Fortschritts im Bereich des Verkehrs hat den Tod mehr denn je mit im Gepäck geführt. In dem Maße, in dem die Kapitäne und Matrosen ihm nicht genug Zeit ließen, in ihren Körpern aufzusteigen, hat er über den engen Schiffsraum hinaus in die Welt hinein diffundieren können. Er schritt mit über die Planke, die das Schiff mit dem erreichten Land verband. Der Schiffe großartige Geschwindigkeit war die Seine. Der Fortschritt im Verkehr hat sich als medizingeschichtlicher Rückschritt von weltgeschichtlich größten Ausmaßen erwiesen.

Die frühneuzeitlichen Fahrten, die die Kenntnisse von der Welt so ungeheuer erweitert und Globalisierung überhaupt ermöglicht haben, sind Teil einer Ur-Geschichte unserer eigenen, aktuellen Erfahrungen. Wieder kommt das Wissen, indem es sich absolut setzt und als objektiv und gesichert erlebt, nicht mehr mit einem anderen Wissen mit: mit dem, das der Tod vertritt. Zwar mögen wir mit Autos, Zügen und vor allen Dingen Fliegern Welt erfahren, doch gezeigt hat sich, dass die Geschwindigkeit, mit der wir zugleich die Ausbreitung des Todes ermöglicht haben, gar nicht wirklich unsere ist. Wir sind es, die unserer eigenen Geschwindigkeit und unserem vermeintlich sicheren Wissen hinterherhinken.

Wir glaubten, allein zu reisen, doch in Wirklichkeit reisten wir begleitet. Unser Begleiter konnte zu einer Weltreise antreten, weil in Wirklichkeit wir Menschen aus dem Rhythmus gekommen sind. Der Tod breitet sich aus und erschreckt durch seine Geschwindigkeit. Dabei werden wir nur darum zu Opfern, weil wir die Existenz von Phantomschiffen nicht mehr hinzunehmen verstehen. Diese sind weniger ein Bild des Todes, als vielmehr ein Bild des Wissens, das dem eigenen und dem Leben anderer Langsamkeit zugesteht.

In dieser Hinsicht sind Phantomschiffe Schiffe des Lebens. Nicht für diejenigen, die

das Unglück haben, zu ihrer Besatzung zu gehören. Dafür aber Schiffe für die große Mehrheit, die nicht von einem Kontinent zum anderen jagt, sondern einem anderen Rhythmus verhaftet bleibt – einem Rhythmus, den die Globalisierung als Langsamkeit und fehlende Entwicklung abtut. Noch einmal: Die Langsamkeit hat ihr eigenes Wissen, und es ist ein Wissen vom Leben.

Ansteckung

Die Erkenntnis, dass jemand, der noch keine Symptome hat, die Krankheit schon in sich tragen und daher an andere weitergeben kann, ist keine Selbstverständlichkeit. Trotz des jahrhundertelangen Sterbens an der Pest hat als krank immer nur derjenige gegolten, der wirklich krank geworden war und mit dem Ausbruch den anderen zu erkennen gab, dass er von nun an gefährlich und zu vermeiden war.

Einerseits muss die Angst deswegen sehr viel diffuser gewesen sein als heute. Ansteckungswege konnten nicht von Grund auf verstanden werden. Die Krankheit war da oder sie war nicht da, und es gab zwischen beiden quasi kein Dazwischen. Auf der anderen Seite fällt es heute umgekehrt schwer, uns vorzustellen, was es bedeutet haben muss, nicht in jedem Gesunden einen potentiell Inkubierenden zu sehen. Vielleicht ist die Angst heute im Gegenteil diffuser als damals. *Jeder* kann die Krankheit in sich tragen.

Im besten Falle ragt dieses Wissen hinein in unsere Selbstwahrnehmung: Man kann sich sagen, dass man potentiell gefährdet ist, zugleich aber auch potentiell gefährlich. Doch die Entwicklungsgeschichte enthält in sich ihre vorherigen psychologischen Dispositionen, als etwas Unüberwindbares. Obwohl man weiß, dass die Pest wie der Virus ihren eigenen Zeitindex haben und uns bezüglich der "Wahrheit" eine bestimmte Zeit lang warten lassen, verhalten wir uns, als gäbe es besagtes Dazwischen nicht.

Man versteht es zwar, sich als Opfer zu imaginieren, nicht aber als Täter. Solange man sich nicht krank fühlt, beschränkt man sich auf das sichere Gefühl, sich nicht krank zu fühlen. Dem anderen hingegen wird abverlangt, dass er, obwohl auch er sich nicht krank fühlt, unserem Gefühl Rechnung tragen muss, dass er, anders als wir, krank *sein* könnte. Die Objektivität des "Seins" gilt für den anderen, einem selbst gesteht man die Sicherheit reinster Subjektivität zu: das Gefühl von sich selbst.

In dieser Hinsicht ist es also doch nicht wahr, dass wir uns nur schwer vorstellen können, wie Krankheiten wie die Pest in Zeiten wahrgenommen worden sein müssen, die von Inkubation und Ansteckung vor jedem Symptom nicht das Geringste wussten. Wir leben diese Unkenntnis als unser ureigenstes, privates Privileg. Und nur wenige versuchen zumindest, dieses Privileg hinter sich zu lassen, hinter sich auch ihre Subjektivität, hin zu den anderen.

Grundbedürfnisse

Unser täglich Brot gib uns heute. Brot und Wasser, zumindest das. Gib auch ein Zuhause. Und vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unseren Schuldigern.

So kann man heute nicht mehr sprechen, obwohl die Bitten weiterhin stimmen. Denn man müsste jetzt schreiben: Gib, dass die Produktions-, Transport- und Vertriebsketten für's täglich Brot trotz des Virus nicht abreißen. Gib, dass die Gewerkschaftsvertretungen der Kassiererinnen in den Supermärkten nicht deren Streik initiieren (sie hätten allen Grund, es zu tun). Gib, dass die Wasserwerke nicht mit außergewöhnlichen Probleme konfrontiert sind und der tropfende Wasserhahn nicht einen Klempner braucht. Gib, dass die Spekulationsgeschäfte zurückgehen und angesichts der

bevorstehenden Rezension die Politik nicht Maßnahmen zugunsten der Immobilienbesitzer beschließt.

Die Grundbedürfnisse! Wo sind die hin? Keine Wiederentdeckung des Einfachsten, sondern konkrete Bestätigung des Komplexen, das Voraussetzung des sehr wohl Einfachen ist (unser täglich Brot), das aber zugleich eben durchaus nicht einfach ist.

Und dann auch noch die Schuld! Und Vergebung! Da gilt leider Gottes genau das Gleiche. Man weiß sich integriert in komplexeste Rückkopplungsstrukturen, in denen so etwas wie Schuld kaum noch greifbar wird (höchstens monetär, da bezifferbar, siehe oben, Stichpunkt Mietpreise). Aber das Vaterunser hatte ja keine Mietpreisdeckelung oder Reinigungsstandards für Wasserwerke, hat auch nicht die Regelung von Ladenöffnungszeiten in Krisenzeiten oder die Festlegung neuer Zahlungsfristen bei momentarer Insolvenz gemeint. Bei Gott! Das nicht!

Demnach gilt, dass die hochgradige Ausdifferenzierung beruflicher Kompetenzen und die Arbeitsteilung ungehemmt vollkommene Unschuld schaffen. Niemand ist als Schuldiger greifbar. Zwar sind Entscheidungen getroffen worden (und viele falsche), aber diese auf einen oder wenige Schuldige zurückführen zu wollen, würde aus dem Vaterunser eine Verschwörungstheorie machen.

Insofern bleibt eigentlich nur noch die Frage nach einem selbst übrig. Aber auch die ist nicht mehr recht greifbar. Schuld? Vergebung? Von was? Was habe ich denn getan?

So entspricht das Vaterunser heute zwar irgendwie einem Ruf nach Aufrechterhaltung der sozialen und ökonomischen Strukturen, die Voraussetzung für die Deckung unserer Grundbedürfnisse sind, zugleich aber auch – als Ausdruck eines “geistigen Hungers”, wenn man's mal so schön altmodisch sagen will – der Bitte um eine neue Einfachheit und Durchschaubarkeit. Also um etwas Unrealistisches. Es sei denn, man sieht in den “Märkten der Nähe”, auf dem der Bauer von nebenan seine Produkte feilhält, einen ersten Schritt hin zum althergebrachten Kontakt zum “täglich Brot”.

Bleibt aber über das Brot hinaus so vieles, bei dem Einfachheit nicht zu erreichen ist. Woraus notwendig folgt, dass das Beten zwar gut und gern dieses vielleicht gar nicht einmal neue Grundbedürfnis anzeigen mag – Dinge verstehen können –, dass aber die Hoffnung auf seine Deckung reine Sentimentalität bleibt. Daraus folgt wiederum, dass man das Beten gleich wieder sein lassen kann. Der Supermarkt öffnet heute schon um 7 Uhr 30.

Mafia

In Süditalien sind viele Familien jetzt so stark unter die Armutsgrenze gesunken, dass sie nichts mehr zu essen haben. Kleine Unternehmer stehen massenhaft vor dem Aus. Da streckt die Mafia ihre rettende Hand aus. Sie verleiht Geld zu moderatesten Zinsen und schlägt auf diese Weise Banken und private Wucherer aus dem Feld. Was wiederum bedeutet, dass die allgemeine Verarmung der Mafia einen enormen Auftrieb und dem Staat, der ohnehin enorme Probleme zu lösen hat und haben wird, weitere, noch enormere Probleme verschafft. Die Frage des Geldes. Und die Treue, die es schafft zu einer kriminellen Organisation, deren Bekämpfung dann ihrerseits nach noch größeren finanziellen Mitteln verlangt, um wenigstens in Ansätzen wirksam zu werden. Aber woher das Geld nehmen? Wenn dem Staat eh schon schwer fällt, den Unternehmen zu helfen?

Rating

Eine internationale Rating-Firma hat, als die exponentielle Steigerung der Zahl der Toten in Italien noch voll im Gange war (sie ist es noch immer), die Abwertung der Wirtschaft des

Landes bekannt gegeben. Was natürlich vor dem Hintergrund der ohnehin existierenden Schwierigkeit, die ökonomischen und organisatorischen Ressourcen zu finden, um dem Sterben Einhalt zu gebieten und Menschenleben zu retten, die Schwierigkeiten noch einmal weiter erhöht hat und auch auf lange Sicht erhöhen wird (selbst dann noch, wenn das Sterben aufgehört haben wird und man sich an die wirtschaftliche "Sanierung" macht).

Aber jetzt ist erst einmal jetzt. Und das ist die Krise und nichts anderes. Reinste Gegenwart. Es sollte daher verboten sein, dass Rating-Firmen von Zukunft sprechen, wenn ganze Länder hier und jetzt in größten Nöten stecken und versuchen, nicht nur Kurven und Zahlen in den Griff zu bekommen, sondern wirklich etwas für die Menschen zu tun, die hinter diesen Kurven und Zahlen sterben. Oder leben. Und man hofft, dass sie leben werden, entgegen allen Zahlenspielen.

Antigone

Ein Freund aus Italien beruft sich auf Antigone: Wenn sein Bruder stürbe, würde er ihm die Hand halten, seinen letzten Atem hören und, später dann, seinem Sarg das letzte Geleit geben wollen. Es kann aber auch ganz anders kommen. Die Angst kann die Übermacht gewinnen. Oder das organisatorische Chaos in den Krankenhäusern, deren Ärzte nicht mehr mitkommen, keine Zeit finden, die Angehörigen anzurufen, um ihnen mitzuteilen, dass es an der Zeit ist, zu kommen, um dem eigenen Bruder die Hand zu halten und seinen letzten Atem zu hören.

Das ist dramatisch. Aber es ist die Realität. Und wenn man außer dem Bruder auch noch Frau und Familie hat und nicht sicher sein kann, ob man, wenn man dem Bruder die Hand hielte, Schutz gegen die Ansteckung bereit stünde und, wenn dieser seinen letzten Atemzug tut, eine Maske, die dafür sorgen würde, dass die eigene Frau und die eigenen Kinder nicht für einen selbst zu sich weiter multiplizierenden Antigones werden müssen, dann vollzieht sich das Sterben des Bruders vielleicht doch ganz allein, und das ist unendlich furchtbar.

Wir werden weiterhin dem Bruder das letzte Geleit geben *wollen*. Wir werden es wollen, doch nicht können, und weil die Gegebenheiten wirklich so sind, dass wir's zur Zeit nicht können und noch nicht einmal wollen können, werden wir's vielleicht auch nicht wirklich wollen. Antigone ist eine rhetorische Formel. Zu behaupten, Wollen und Können würden auf jeden Fall in eins zusammen fallen, wie bei ihr, ist Sentimentalität. Verkitschung des Todes. Verkitschung unserer selbst.

Das deutlichste Indiz für diese Tatsache besteht darin, dass der Freund sich *vorstellt*, er würde, wenn sein Bruder stürbe, dem Vorbild Antigones folgen und ihn begraben, wie es sich gehört. Er stellt es sich vor, aber er macht es nicht. Sein Bruder lebt, beerdigen müssen andere, und erst in dem Moment, in dem er wirklich und wahrhaftig jemanden beerdigen muss – nicht einfach nur den Bruder, sondern den Bruder in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext, in dem es weiterhin um so viele geht, die noch nicht gestorben sind und die vielleicht das Glück haben werden, nicht beerdigt werden zu müssen – wird sich das Dilemma, vor dem Antigone stand, in ganzer Schärfe erweisen. Erst dann.

Zuvor aber kehrt boshaft eine Erinnerung zurück: Der Freund ist ein großer Sportler, ein semi-professioneller Marathonläufer. Und einmal starb bei einem Wettlauf einer der Teilnehmer an einem Herzproblem, lag da, auf dem Boden, umgeben von Ärzten, und alle anderen Sportler rannten weiter, ohne sich zu fragen, ob sie jetzt an- und die Hand des Agonisierenden halten sollten. Und wenn schon niemand die Hand halten konnte, dann wäre es vielleicht geboten gewesen, zumindest den Lauf zu unterbrechen. Was natürlich nicht geschehen ist, denn es handelte sich ja um einen Wettlauf, semi-professionell, etwas Antagonistisches, und nicht um etwas Agonisierendes oder Antigonisierendes.

Dann kam das Danach. Dass der Freund es rückblickend für berichtenswert hielt, dass mitten auf dem Weg ein Läufer zusammengebrochen und verstorben sei, beweist, dass der Tod eigentlich nur den Kitzel steigerte, der im Marathon verborgen liegt: die totale, körperliche Verausgabung wird stets von Neuem als Sieg über den eigenen Körper und Tod erlebt. Umso besser, wenn dann wirklich ein Sterbender daliegt und man sich und den anderen durch seine Agonie beweisen kann, wie hart und viril ein Marathonlauf ist.

In Zeiten von Viren mag ich gebildete Gräzisten, ihr Händehalten und sentimentales Soldatentum nicht sehr gern. Und vielleicht sonst auch nicht.

Schlaf

Warum schlafe ich – wie offenbar viele andere Menschen – so schlecht? Es ist nicht der Bewegungsmangel allein. Den habe auch sonst manchmal, und ich schlafe trotzdem. Es ist auch nicht das Essen. Ich esse so ausgewogen wie immer. Es ist auch nicht die Arbeit. (Doch hier hat sicher die radikalste Veränderung stattgefunden.) Aber nur die Arbeit?

Es ist etwas anderes. Es ist eine Unruhe, in der sich alles konzentriert, was ich von Gegenwart und Vergangenheit weiß. Alle in ihnen enthaltenen Möglichkeiten scheinen auf. Alle Katastrophen. Alle einstigen Beschleunigungsprozesse und der Verlust von Kontrolle, der mit ihnen einherzugehen pflegte. Systemumbrüche. Diktaturen. Wirtschaftliches Chaos. Und vieles mehr.

Also ist es eigentlich die Diskrepanz zwischen der derzeitigen Ruhe und dem Kommenden, zwischen Warten und Erwartetem, die mir den Schlaf raubt. Ich sitze im Garten, die Bananenstauden wachsen, der Mangobaum spendet Schatten, nur selten ist aus der Ferne das Geräusch eines einzelnen Autos zu hören, die Temperaturen sind jetzt schon, trotz des strahlend blauen Himmels, tropisch-winterlich, d.h. äußerst angenehm usw. usf.

Furchtbarkeit des guten Lebens. Dankbarkeit aber zugleich dafür, nicht in einer winzigen Wohnung gefangen zu sein, statt dessen einen Garten zu haben, Bananen und einen Mangobaum, die Sonne im Gesicht. Also macht mir das Angst, was ich liebe, glaube schon halb zerstört, was ich gerade genieße, hätte gern, es ging so weiter, fürchte, dass es so kommen wird (dass es so weiter geht), wusste, fühlte ja schon vorher, dass es auf keinen Fall so weitergehen konnte wie bisher.

Und jetzt ist der Moment gekommen. Das Gefühl des Umschlags. Dabei sitze ich weiterhin unter Bananenbäume, in der Sonne, in einer Ruhe, in die noch nicht einmal mehr der Autolärm dringt. Der Umschlag im Verharren. Das Verändern-Wollen im Genuss fortdauernder Kontinuitäten.

Ich liege schlaflos wegen meiner eigenen Widersprüchlichkeit. Mitten in tiefster Nacht wälze ich mich im Bett wegen meines Platzes an der Sonne.

Verschmutzung

Wenn es stimmen sollte, dass winzigste Partikel die Ansteckung mit dem Virus fördern oder gar direkt bewirken – als Träger desselben –, dann tritt einmal mehr das ganz und gar Menschengemachte der jetzigen Katastrophe hervor. Unsere Produktions- und Lebensweise geht uns kollektiv unter die Haut, nimmt uns den Atem. Wir werden aber trotzdem so weiter produzieren und leben wie bisher. So werden die Partikel immer größer werden, und das menschengemacht Gegenmenschliche auch.

Dankbarkeit

Kleiner Spaziergang im engsten Umkreis des eigenen Viertels, jeden Tag von Neuem, oft unterbrochen von Begegnungen mit den immer gleichen Menschen, die wie wir einem bestimmten Rhythmus folgen, mit Arbeit und Essen, Schule und Spazierengehen zu festen Tageszeiten.

Doch heute eine neue Begegnung. Ein Mann mit einer Riesenmaske. Man sieht nur die Augen, das übrige Gesicht ist bis weit hinauf zu den Ohren abgedeckt. Wir grüßen, auch darin einem Ritual folgend, in dessen Zentrum der Wunsch steht, Solidarität zu zeigen, ohne Unterschiede zu machen: Man bleibt zwar körperlich in Distanz, stellt verbal aber die Nähe her, die früher zwischen den Körpern normal war.

Doch heute mit diesem Maskenmann ist etwas anders. Man grüßt und hat schon das Gefühl, nicht zu ihm durchdringen zu können. Er aber, wider Erwarten fast, grüßt dann doch zurück, hält inne, geht nicht weiter, spricht: Von einer Straßenseite zur anderen, über den Abgrund dieser Trennung hinweg, bietet er uns eine Maske an. "Zwanzig Euro pro Stück."

Ich lehne dankend ab, gehe weiter. Die Kinder empört über mich: Wie ich ihm habe danken können! Ob ich nicht gesehen habe, dass er einen ganzen Sack dabei hatte, voll mit Masken?! Stimmt. Warum habe ich gedankt? Weil er, obwohl ein Schwein, unter Umständen ein armes Schwein sein könnte, das so wenig Geld hat, dass er im Kontext der Not, die in den Krankenhäusern herrscht, seinen armseligen Profit zu machen versucht? Klar war: Er geht nicht spazieren. Er ist auf Kundensuche. Die Maske trägt er, um für sein Produkt zu werben, nicht um sich zu schützen.

Vielleicht lag darin der Grund, dass ich ihm dankte: Er war mir unheimlich. Andere Menschen, die eine Maske tragen und mir auf der Straße begegnen, bleiben, obwohl man auch bei ihnen das Gesicht nur halb sieht, zugänglich. Es mögen Krankenschwestern sein, die von der Arbeit kommen. Oder Menschen, die aus Zufall ein paar Masken vorrätig hatten. Alles keine Verkäufer, die mit einem Sack voller Masken dem Profit nachgehen. Mehr Leute, die Angst vor der möglichen Ansteckung haben. Menschen, die grüßen, ohne mit ihrer Freundlichkeit ein ökonomisches Ziel zu verfolgen.

Dieser Mann dagegen, der hatte keine Angst. Es geht ihm gut, weil er nicht nur die Riesenmaske im Gesicht trägt, sondern einen ganzen Sack unter'm Arm. Ich danke ihm, damit er weggeht, fürchte mich, weil die Ansteckungsgefahr, die medizinische, ganz gering ist, die Ansteckung, die von seinem Verhalten ausgehen könnte, hingegen sehr groß. Vielleicht ist sein Profit gering. Aber es gibt Leute (und Schweine) wie ihn sicher auch im ganz, ganz Großen. Organisatoren von Riesenschweinereien. Dankt man denen auch? Es ist wahrscheinlich.

An Orbán

Als Reaktion auf den Reichstagsbrand wurde am 23. März 1933 ein Beschluss im Reichstag verabschiedet, der den Reichskanzler Hitler dazu ermächtigte, unabhängig vom Reichstag und dem Präsidenten zu agieren. Artikel 48 der Weimarer Verfassung machte dies möglich. 87 Jahre später, am 23. März 2020, wurde das sogenannte Ermächtigungsgesetz dem ungarischen Parlament vorgelegt, das Viktor Orbán ähnliche Befugnisse verleiht wie Hitler. Am 30. März 2020 wurde dieses Gesetz verabschiedet. Anders als das nationalsozialistische Ermächtigungsgesetz, das alle vier Jahre erneuert werden musste, gilt das ungarische unbefristet und kann vom Parlament nicht aufgehoben werden.

Die folgenden Auszüge stammen aus der Rede des SPD-Fraktionsvorsitzenden Otto Wels vor dem Deutschen Reichstag:

Meine Damen und Herren! [...] Nach den Verfolgungen, die die sozialdemokratische Partei in der letzten Zeit erfahren hat, wird niemand billigerweise von ihr verlangen und erwarten können, daß sie für das hier eingebrachte Ermächtigungsgesetz stimmt. Die Wahlen vom 5. März haben den Regierungsparteien die Mehrheit gebracht. Damit ist die Möglichkeit gegeben, streng nach Wortlaut und Sinn der Verfassung zu regieren. Wo diese Möglichkeit besteht, besteht auch die Pflicht. Kritik ist heilsam und notwendig. Niemals, seit es einen Deutschen Reichstag gibt, ist die Kontrolle der öffentlichen Angelegenheiten durch die gewählten Vertreter des Volkes in solchem Maße ausgeschaltet worden, wie das jetzt geschieht, und wie das durch das neue Ermächtigungsgesetz noch mehr geschehen soll. Eine solche Allmacht der Regierung muß sich um so schwerer auswirken, als auch die Presse jeder Bewegungsfreiheit entbehrt. Meine Damen und Herren! Die Zustände, die heute in Deutschland herrschen, werden vielfach in krassen Farben geschildert. [...] Solchen Übertreibungen entgegenzutreten, wäre leichter, wenn im Inland eine Berichterstattung möglich wäre, die Wahres von Falschem scheidet. Noch besser wäre es, wenn wir mit gutem Gewissen bezeugen könnten, daß die volle Rechtssicherheit für alle wiederhergestellt sei. Diese Möglichkeit zu geben, das, meine Herren, liegt bei Ihnen. [...] Wir sehen die machtpolitische Tatsache Ihrer augenblicklichen Herrschaft. Aber auch das Rechtsbewußtsein des Volkes ist eine politische Macht, und wir werden nicht aufhören, an dieses Rechtsbewußtsein zu appellieren. Die Verfassung von Weimar ist keine sozialistische Verfassung. Aber wir stehen zu den Grundsätzen des Rechtsstaates, der Gleichberechtigung, des sozialen Rechtes, die in ihr festgelegt sind. Wir deutschen Sozialdemokraten bekennen uns in dieser geschichtlichen Stunde feierlich zu den Grundsätzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Sozialismus. Kein Ermächtigungsgesetz gibt Ihnen die Macht, Ideen, die ewig und unzerstörbar sind, zu vernichten. [...] Wir grüßen die Verfolgten und Bedrängten. Wir grüßen unsere Freunde im Reich. Ihre Standhaftigkeit und Treue verdienen Bewunderung. Ihr Bekennermut, ihre ungebrochene Zuversicht verbürgen eine hellere Zukunft.

Verschwörungstheorien

Das Bedürfnis nach einfachen Welterklärungen wächst proportional zur Erhöhung der Komplexität von Problemen, die ins eigene Leben eingreifen. Da der Virus Politik und Gesellschaft vor Probleme stellt, zu deren Lösung ganz unterschiedliche Wege beschritten werden können, kommt Verschwörungstheorien eine geradezu ansteckende Wirkung zu. Es ist wie ein Aufschrei gegen die – sehr reale – Zumutung, dass man vieles zwar verstehen möchte (und muss), es aber nicht verstehen kann. Die Idee einer Verschwörung kommt dem Versuch gleich, das Unverständene zu verstehen. Das liegt durchaus in der Ordnung der Dinge.

Beunruhigend ist aber, dass Verschwörungstheorien davon überzeugt sind, dass es Gruppen von Menschen gibt, die über Wissen verfügen, es aber für sich behalten. Hinter der Gefahr werden böse Machenschaften vermutet, "Drahtzieher", die die Gefahr bewusst hergestellt hätten. Daher die Idee, der Virus sei in chinesischen Labors eigens zusammengebaut worden. Dass Virologen quer über den Globus einhellig bestätigen, dass der Coronavirus das Ergebnis winziger, schrittweiser Anpassungsleistungen ist und daher ganz anders aussieht als ein menschengemachter Virus, schlägt nicht an. Im Gegenteil. Was an Verschwörungstheorien anzieht, ist nicht allein der Wunsch, Dinge zu begreifen, sondern vielmehr: das eigene Wissen gegen das andere zu setzen. Und was da gewusst wird, ist zweitrangig. Die Diskrepanz zwischen dem, was man, gehalten von der eigenen Gruppe und Theorie, zu wissen glaubt, und dem, was diejenigen sagen, die als Experten in offiziellen Kanälen zu Worte kommen,

wirkt verstärkend: verstärkend in Bezug auf das sichere Gefühl, man habe recht, und verstärkend in Bezug auf die Sicherheit, die die Zugehörigkeit zu anderen gewährt, die ebenso denken wie man selbst.

Insofern bleibt jeder Widerspruch gegen die Haltlosigkeit bestimmter Ideen wirkungslos. Dramatischer noch: Da die Reduktion von Komplexität, wie sie Verschwörungstheorien kennzeichnet, zum Abbau subjektiver Unsicherheit dient, treibt jede Infragestellung der Idee die Vertreter derselben nur noch stärker in die Idee hinein. Korrekturmechanismen brechen weg, das Gespräch über die Art und Weise, wie unterschiedliche Menschen die Welt sehen, auch.

Hinzu kommt, dass die Verschwörungstheoretiker einen derartigen Zulauf haben, dass der esoterische Charakter dessen, was man zu wissen glaubt, sich immer mehr abschwächt. Wenn (wie in Frankreich) ein Viertel oder (wie in den USA) gar ein Drittel der Bevölkerung von der Idee überzeugt ist, der Virus komme aus dem Labor, wächst der Zugehörigkeitserfahrung eine neue Solidität zu. Das Gefühl, aus einer sozialen Deklassierung heraus doch an die "Wahrheit" herangekommen zu sein und der "Elite" Widerstand zu leisten, die die Unwahrheit verbreite, tritt mehr und mehr im Kontext von Informationskanälen auf, die von Mehrheiten genutzt werden. Weil andere, widersprechende Erklärungen im besten Falle am Rande und auch dann nur noch mit großer Vagheit in die eigene Welt eindringen, sind Korrekturen nicht mehr möglich. Korrekturlosigkeit: nicht nur also weil man ein anderes Wissen haben *will* (ein Wissen, das dem der Experten entgegensteht), sondern auch, weil man wirklich nicht die Techniken hat, die den Zugriff auf unterschiedliche Modelle (und damit den Vergleich zwischen ihnen) ermöglichen würden.

Dass Verschwörungstheorien in bildungsfernen Schichten am stärksten zu zirkulieren scheinen, wäre wenig verwunderlich. Die Verunsicherung ist hier am größten. Und das hat objektive Gründe: Die Verunsicherung korrespondiert mit sozialer Verletzlichkeit. Insofern aber diese von den Betroffenen umgemünzt wird in die Idee, die " Drahtzieher " seien eine notwendig verschworene (also tendenziell kleine) Gruppe, wird so etwas wie ein Gleichgewicht hergestellt. Zwar ist, weil sich das Herrschaftswissen fern ab des eigenen Alltags zu konzentrieren scheint, ein direkter Zugriff auf die Mächtigen nicht leicht zu verwirklichen. Doch je größer der emotionale und ökonomische Druck wird, desto größer wird zugleich auch die Gefahr, dass man im eigenen Umfeld dann doch die "Schuldigen" zu fassen kriegen wird.

Dann wird es handgreiflich, und aus der Theorie wird praktische Gewalt. Und weil alles so diffus ist und Schuldige schwer benennbar, brechen alt bekannte Stereotype durch und kennzeichnen denjenigen, den es mitsamt seinem Wissen und bösen Tun zu beseitigen gilt. Das Diffuse am sicher Verbürgten, das man auf seiner Seite glaubt, korrespondiert mit dem Diffusen der Auswahl des Opfers.

Auf der einen Seite können also "bewährte" Opfergruppen zum Objekt der Gewalt gemacht werden. Auf der anderen Seite besteht eine gewisse Sprunghaftigkeit, die durch das jeweilige Tagesgeschäft beeinflusst wird: Sind keine Juden verfügbar, können es ja auch mal die Chinesen sein. Oder beide. Insofern steht zu befürchten, dass die (übrigens propagandistisch hervorragend genutzte und keineswegs transparente) "Überwindung der Krise" in China die Verschwörungstheorien gegen die "asiatische Vorherrschaft" nur noch verstärkt. Es wäre dann so wie mit den Brunnenvergiftungen, die in anderen Zeiten den Juden zugeschrieben wurden: Sie selbst tranken, so die Behauptung, von *diesem* Wasser nicht. Je gesünder die "Anderen", "Fremden" waren, je weniger betroffen, desto mehr bewiesen sie, die Quelle des allgemeinen Unglücks zu sein.

Insofern ist die wiedererlangte Gesundheit in China ein schweres Geschütz in den Händen der Verschwörungstheoretiker. Es wiederholt sich, was schon für das Wissen allgemein gesagt wurde: Es gibt kein Korrektiv mehr. Sogar der Umstand,

dass ein Land wie China betroffen war und gegen den Virus kämpfen musste, wirkt verstärkend auf den Gedanken ein, sie – die Chinesen – seien schuldig. Und da das Bedürfnis, den Schuldigen ein Gesicht zu geben, dann “natürlich” auch eigene, fassbare Gesichter, Figuren und “Experten” hervorbringt, stehen das Eigene und das Fremde einander immer unversöhnlicher gegenüber.

Gewalt ist das Pendant zum Säuselnd-Vagen, das das Sprechen der Verschwörungstheoretiker zu charakterisieren pflegt. Die Gebildetsten unter ihnen wissen sehr wohl, dass sie gegen den – wie sie es nennen – “Mainstream” stehen. Um jedes Risiko des sozialen Ausschlusses von Seiten möglicher Kritiker ihrer Theorien auszuschließen, haben sie eine Rhetorik der Anspielung entwickelt. Nur selten wird deutlich gesagt, was Sache ist. Meist wird die Aufgabe, die Schlüsse zu ziehen, dem Zuhörer überlassen. Er soll selbst auf die Idee kommen, die aus der Stiftung ungesehener Zusammenhänge, wie Verschwörungstheoretiker sie unablässig insinuieren, folge.

Es ist jedoch nicht allein der Aspekt der Kommunikation, der erklärt, warum jede Deutlichkeit unterbleibt. Die Vagheit liegt in der Sache selbst. Da Verschwörungstheorien ganz und gar unsachlich sind und ihre Vertreter das Argumentieren-Müssen fürchten, bauen sie eine Welt der Geheimnisse auf. Anders geht es nicht. Einblicke ins Unbekannte scheinen nur partiell, für Eingeweihte, möglich zu sein. Experten, ausgewiesene Kenner, gelten als verblendet oder Teilhaber und Profiteure der Machenschaften. So kann sich jeder als Autorität setzen, ohne auch nur die Mühe auf sich zu nehmen, sich Kenntnisse zu erarbeiten und so sein Urteilsvermögen zu entwickeln. Den Kennern wird der Vorwurf gemacht, sich an die Vielfalt und Differenziertheit ihres Wissens zu verlieren.

So wie es im Sozialen zu einer Umkehrung der Hierarchien zwischen Kennern und Ignoranten kommen soll – recht behalten stets letztere –, so tritt eben dieses Motiv auch in inhaltlicher Hinsicht auf. Diejenigen, die Opfer bestimmter historischer Entwicklungen geworden sind, werden interpretiert als die eigentlichen Beherrscher der Welt. Eine Parallele wird etabliert: In dem Maße, in dem man selbst Autorität gewinnt, spricht man denjenigen, denen in der Geschichte Unrecht geschehen ist (oder geschieht), die “Autorität”, die in diesem ihrem Opferstatus liege (Juden, Flüchtlinge heute), ab. Ein unterschwelliger Opferneid gründet viele Verschwörungstheorien, und auch das hat mit dem Ressentiment zu tun, selbst zu kurz gekommen zu sein (und doch als Opfer nicht anerkannt zu werden).

Zu kurz ist aber vor allen Dingen der Blick, und das verweist wiederum auf die Kontinuitäten, die sich zwischen antisemitischen Verschwörungstheorien und deren – ebenfalls meist antisemitischen, jedoch mit neuen Elementen angereicherten – Spielarten, die der Virus hervorgebracht hat, ergeben. Kontinuitäten werden, auch darin alten Traditionen treu, durch den Aspekt der internationalen Dimension gestiftet, die als Topos in den verschiedensten Verschwörungstheorien in Erscheinung tritt. Die Identifizierung von Juden mit der kommunistischen Internationalen oder dem – ebenfalls der Internationalität verschriebenen, sich jetzt aber dem in Finanzströmen und Handelsbeziehungen manifestierenden – Kapitalismus konnte als vollkommen widerspruchsfrei gewertet werden, weil nur das eine Motiv in den Vordergrund geschoben wurde – die Internationalität eben –, an die sich das jeweilige Attribut – “kommunistisch” oder “kapitalistisch” – nur wie akzidentell (je nach ideologischer Vorliebe des jeweiligen Verschwörungstheoretikers) anzudocken hatte.

Dass die Globalisierung der letzten Jahrzehnte ihrerseits mit Verschwörungstheorien beantwortet wird, die nicht gern kleinlich sind, sondern immer sofort im Weltmaßstab zu werten beginnen, lässt psychologische Rückschlüsse auf ihre Vertreter zu. Eine fast mathematische Arithmetik ergibt sich: Je lokaler und enger die Perspektive, desto größer das Bedürfnis, weltumfassende Erklärungen feilzuhalten. Umgekehrt hingegen gilt: Je größer die tatsächliche, d.h. lebenspraktische (also *gelebte*)

Öffnung hin zur Welt, desto größer die Bereitschaft, lokale Unterschiede anzuerkennen: Ausdifferenzierung, Verzicht auf den Rundumschlag.

Also haben Verschwörungstheorien auch mit Nationalismus und Ultra-Nationalismus zu tun. Wie im Nationalsozialismus exemplarisch demonstriert wurde. Dass, obwohl in Wirklichkeit die Enge in Reinform repräsentierend, Verschwörungstheorien quer über den Globus zirkulieren und dabei erstaunliche Konstanz aufweisen, d.h. nur geringe lokale Abweichungen und Variationen erleiden, steht keineswegs im Widerspruch zur Tatsache der Beschränktheit. Verschwörungstheorien sind wie eine Rache an der Globalisierung, die einem zwar über Kopf und Verstand wächst, die man aber dennoch (oder gerade drum) allumfassend zu erklären können meint. So zeigt man, auf der Höhe der Globalisierung zu sein und ihr nur aufgrund der "Entdeckungen", die man, gemeinsam mit anderen, gemacht haben will, feindlich gegenüberzustehen.

Bestimmte Grundkonzepte, die verschiedenen Verschwörungstheorien zugrunde liegen, sind so verquer, dass sie für Nichteingeweihte zunächst einmal gar nicht verstehbar sind. Da wird behauptet, eine Gruppe von Menschen sei dabei, einen Großteil der Menschheit auszulöschen, weil es zu viele Menschen auf der Welt gebe. So weit, so einfach. Doch wenn man hinzunimmt, wer der Überzeugung dieser Verschwörungstheoretiker nach zu dieser Gruppe gehört, wer sie konstituiert, muss man eine gedankliche Akrobatik mitmachen, die äußerst kompliziert ist. « Wie immer » – so muss man gleich dazusetzen – ist es "der" Jude, der diesen Theorien zufolge solche Ausrottungspläne hegt und durch ihre internationale Vernetzung die gesamte Welt gefährdet. Man lernt: Die Ausrottungspolitik, die heute in Form eines Virus daherkomme, soll ausgerechnet von Nachkommen derjenigen ins Werk gesetzt werden, die umgekehrt Europa vor wenigen Jahrzehnten wirklich und wahrhaftig ausgerottet hat.

Die Opfer sind also die Täter. Und schlimmer noch: Die Opfer sind die Supertäter. Denn während die tatsächlichen Täter (die, die vor wenigen Jahrzehnten wirklich die Tötungsmaschine des Genozids in Gang setzten) « nur » sechs Millionen Menschen umbrachten, geht es jetzt um die Weltbevölkerung, also um das Schicksal von über sieben Milliarden Menschen. Man sieht es gleich: Die zweite Zahl ist viel, viel größer. Sie wäre es selbst dann, wenn man gar nicht auf die Nullen achtete, sondern nur die sechs und die sieben miteinander vergliche. Sieben ist eben mehr als sechs. Das weiß jedes Kind.

Natürlich sind Verschwörungstheoretiker ohnehin der Auffassung, dass die Zahl von sechs Millionen nicht stimmt. Oder sie machen gleich reinen Tisch und behaupten frank und frei, den Genozid habe es gar nicht gegeben. Die Unterschlagung dieser negationistischen Volte stellt jedoch zweifellos eine argumentative Einbuße dar, denn die gedankliche Krümmung, das Gewundene, das man mitzumachen hat, wenn man der Grundkonzeption dieser Theorie folgt, besteht ja gerade darin, dass man die Opfer zu Tätern erklärt. Was im Umkehrschluss natürlich bedeutet, dass Täter Opfer sind. Wenn aber der Genozid negiert wird, vergibt man sozusagen die eigene Pointe. Wie kann man selbst Opfer sein, wenn die Tat, die die Opfer zu Tätern macht, gar nicht gegeben hat? Wäre es dann nicht besser, die Tat hätte es doch gegeben (doch unbedingt ohne Opfer!), so dass man wiederum sich selbst als Opfer sehen kann, das nie zu den Tätern gehört habe? Die Tat von damals wäre, so könnte man meinen, ein wuchtiges Argument zugunsten des eigenen Opfertums.

Doch über solche logischen Einwände gehen Verschwörungstheoretiker mit Leichtigkeit hinweg. Der Genozid wird akzeptiert, wenn's ins Konzept passt. Und wenn's nicht passt, dann eben nicht. Weil aber bisher nur bekannt geworden ist, dass die Täter Täter waren, geht es um die Umschreibung eines ganzen Geschichtsbildes, d.h. auch um eine radikale Neudefinition der eigenen und damit auch der "fremden" Identität. Jetzt gibt es noch nicht einmal mehr die negative Symbiose (Diner).

Es gibt in Verschwörungstheorien mitunter ein Zwischenglied, das

zwischen dem Satz "Die Juden waren Opfer" und der entgegengesetzten Deutung "Die Juden waren Täter" vermittelt, und dieses Zwischenglied lautet: "Die einflussreichsten Juden haben im Zweiten Weltkrieg ihre eigene Bevölkerung umgebracht oder umbringen lassen, um danach den Staat Israel gründen zu können." Vermittelnd wirkt diese Idee insofern, als sie die Juden an zwei Welten teilhaben lässt: an der der Opfer (darin scheinbar dem so genannten "Mainstream" der Historiographie folgend) und an der der Täter. Aber in Wirklichkeit ist die Behauptung, es sei der jüdischen Oberschicht darum gegangen, den Status des Opfers zu erlangen – nämlich durch die Hinmordung der eigenen Bevölkerung –, in gewisser Weise der These vom Plan, die Weltbevölkerung zu dezimieren oder zu eliminieren, äquivalent. Denn es mag extrem böse sein, sich die ganze Welt zum Opfer zu erkoren, doch nicht weniger böse ist es, die "eigenen Leute" um des eigenen Vorteils willen umzubringen.

Der Ton ist gegeben. Den Juden ist restlos alles zuzutrauen. Sie werden Opfer, um sich als Täter ausleben zu können, sind also Täter, die sich kamouflieren durch einen öffentlichen Status, der ihre unvergleichliche Bössigkeit zum Verschwinden bringt. Kein Wunder, dass an die Stelle des Antisemitismus trotz Auschwitz ein Antisemitismus wegen Auschwitz tritt.

Das entscheidende Wort ist gefallen: Es geht um Vergleiche. Wenn das Opfer kein Opfer mehr ist, ist man selbst, die Tätergesellschaft von einst, kein Täter mehr. Daraus folgt, dass man selbst – die Tätergesellschaft von einst – erstmals und weit mehr denn je das Recht hat, zum Täter zu werden, denn man sieht sich ja einem Angriff ausgesetzt, der alles bisher Dagewesene superlativisch übersteigt: Heute soll durch den Virus, den "jüdischen", die Weltbevölkerung ausgelöscht werden. Israel soll, so die dahinter stehende Idee, zu der Weltherrschaft gelangen, vor der sich schon die Nationalsozialisten fürchteten. Man tut also gut daran, sich zur Wehr zu setzen. Mehr noch: Obwohl man, weil die Opfer keine waren, nie Täter gewesen ist, hat man mit den damaligen Taten, die man nicht begangen haben will und zugleich doch als berechtigte Aktion gegen die damalige Weltverschwörung für sich reklamiert, die Notwendigkeiten erkannt, die bis heute aktuell geblieben seien: Man muss die Juden umbringen, weil sie der Weltbevölkerung ans Leben wollen. Man hat als das Argument gefunden, das es erlaubt, sich als Opfer zu fühlen und Täter zu sein.

Das "Positive" an diesem merkwürdigen Zwitterstatus – weder das eine, noch das andere, sondern beides zugleich sein zu wollen – besteht darin, dass man nicht allein ist. In der aktuellen Verschwörungstheorie steht die Bevölkerung aller Länder des Planeten gegen eine winzige Gruppe, die in Israel und einigen wenigen, in den USA lebenden Drahtziehern ihre Köpfe gefunden habe und dann natürlich noch ihre "Ausläufer" und "Agenten" in anderen Ländern strategisch zu platzieren vermochte. Die Unverhältnismäßigkeit, die zwischen der riesigen Zahl der potentiellen Opfer – der Weltbevölkerung – und der winzigen Zahl ihrer, das Messer des Virus wetzenden Mörder – einige Juden – besteht, ist sehr gut anschlussbar an den Virus. So wenig, wie dieser zu sehen ist, sind es die Juden, die "uns" bedrohen. Über das Motiv des Verborgenseins können Täter in Menschengestalt und Täter in Form von Viren überblendet und für Eins erklärt werden.

Gleichzeitig gibt es andere Substitutions-Motive, die zu der eingangs erwähnten Schwierigkeit zurückführen, in die "Logik" der Verschwörungstheorien einzudringen. Dass der Täter sich zum Opfer erklärt, um daraufhin, wieder (oder seiner eigenen Argumentation zufolge) *erstmals* zum Täter werden zu können, allerdings nur zu einem Täter, der in Notwehr handle, mag noch angehen. Man versteht's (ohne Verständnis zu haben). Man sieht sich eben selbst nicht gern als Täter, und die falsche Projektion funktioniert reibungslos.

Doch schwierig wird's, wenn man sich klarmacht, dass die Verschwörungstheoretiker die Einfachheit und Deutlichkeit der von ihnen gehegten

Gegensatzpaare – das “Wir” der Weltbevölkerung gegen eine Handvoll Juden, Gut gegen Böse, wehrlose Opfer gegen omnipotente und -präzise Virenverbreiter – nur durch ein Konstrukt erlangen, von dem man mit Fug und Recht behaupten kann, dass es nur durch komplizierteste Verdrehungen der wirklichen historischen Ereignisse erlangbar war. Anders formuliert: Das Manichäische des antisemitischen Weltbildes entfaltet die ganze Verführungskraft, die in seiner Einfachheit steckt. Doch die Einfachheit gibt sich (und ist in gewisser Weise auch wirklich!) kompliziert, denn die Umdeutung jedes Elements hin zu seinem genauen Gegenteil (siehe oben) setzt ja die erwähnten konzeptuellen Verrenkungen voraus.

Es scheint mir, dass dieser zweite Aspekt – die bewusste Verkomplizierung – genauer bedacht und hervorgehoben werden müsste. Nur so kann verstanden werden, was sich psychologisch in den Köpfen der Verschwörungstheoretiker abspielt. Offenbar geht es (nicht bewusst, doch dadurch mit umso größerer Vehemenz) um die Ausschaltung des Vorwurfs, die Theorie sei simplistisch. Die komplizierten Verzweigungen und “Richtigstellungen”, die alles, “was man so denkt”, in ihr genaues Gegenteil verkehren, haben die Funktion, sich selbst als ihrem Vertreter Beweise dafür zu liefern, dass man komplizierte Machenschaften zu durchschauen verstehe, d.h. die notwendige Intelligenz hat, um den Juden auf die Schliche zu kommen. Die Verschwörungstheorien übernehmen Elemente des Krimis, ergötzen sich an Verrätselungen, die sich gemeinhin erst am Ende auflösen.

Weil nun aber im gegebenen Kontext das Ende als Weltenende und demographisches Aus für sämtliche Länder der Erde (außer Israel) imaginiert wird, sind die Verrätselungen integriert in eine maximale Bedrohung, die wiederum das subjektive Gefühl stärkt, man stehe vor einer riesengroßen (also komplexen) Aufgabe, nämlich der: die Welt zu retten. Dieser Allmachtsgedanke ist auf merkwürdige Weise mit der Überzeugung einer allgegenwärtigen Bedrohung verquickt, was darauf hinweist, dass die Bedrohung durch den Virus und die Schwierigkeit, ihn effizient zu bekämpfen, durchaus nicht nur Unlust hervorrufen. Vielmehr scheint durch die Angst eine Faszination bezüglich der Riesenhaftigkeit der Probleme durch, von der die Welt tatsächlich steht. Die Verschwörungstheoretiker nehmen die Tatsache der Schwierigkeit in ihr Weltbild auf, geben ihr aber eine ganz einfache “Lösung”: die “Endlösung” der “Judenfrage”. Wenn man die Juden auslöscht, würde man selbst nicht ausgelöscht. So einfach ist das.

Aber weil niemand das erkennen will, so die Theorie weiter, steht man eben doch als alleiniger Entdecker von Realitäten da. Der Umstand, dass die offiziellen Stimmen – Historiker, Politiker der Mehrheitsparteien etc. – die Verschwörungstheorien abwehren, wird als Beweis dafür gewertet, dass man sieht, was keiner zu sehen vermag. Man rückt auf zu einer Elite, weil Unverständnis und Kritik, auf die die eigene Weltdeutung trifft, die Dummheit der Kritiker zu beweisen scheint. Je überzeugter die anderen davon sind, dass falsch und abstrus ist, was man vorträgt, desto überzeugter ist man selbst davon, dass man recht habe und durchschaut, was sonst niemand zu durchschauen versteht. Im ebenso Abstrusen wie Manichäisch-Einfachen finden die Verschwörungstheoretiker also das argumentative Material, das die genannten Vorwürfe in ihr Gegenteil kippen lässt. Beschränktheit wird umgemünzt in die Fähigkeit, globale Entwicklungen analytisch zu erfassen, die Hilflosigkeit in die Entdeckung der rettenden Lösung, die unterschwellige oder schon handgreiflich werdende Aggressivität in den Nimbus des eigenen Märtyrertums Kipp-Figuren allenthalben. Nichts ist, als was es erscheint. Alles ist das Gegenteil von dem, was man gemeinhin annimmt. Diejenigen, deren Land ganz winzig klein ist, agieren planetarisch. Diejenigen, die numerisch überwiegen, werden durch den Virus von der Welt verschwinden. Dass Israel selbst mit der Krankheit zu kämpfen hat, wird auf Seiten der Verschwörungstheoretiker keinen Zweifel auslösen, denn das argumentative Muster ist längst vorgegeben. Wenn die jeweilige Elite im Zweiten Weltkrieg Kinder und wehrlose Erwachsene der “eigenen

Gruppe” hingeopfert hat, wird sie auch dieses Mal nicht zögern, einen Teil “ihrer Leute” dem Virus anheimfallen zu lassen, der in Wirklichkeit ihr Tötungswerkzeug gegen die Welt darstelle.

Spionage

Der schulische Chinesisch-Unterricht findet jetzt über Online-Foren statt, in die sich die Kinder (sofern sie denn Internet haben) einzuklinken haben. Damit sie schon im Vorfeld überprüfen können, ob Mikro und Kamera problemlos funktionieren, lassen die beiden Lehrerinnen ihren Computer den ganzen Tag über an, und ihr Forum auch. Das schafft merkwürdige Intimitäten: Wenn die Kinder überpünktlich in die virtuelle Klasse treten, sind sie plötzlich mitten im Unterrichtsgeschehen einer ganz anderen Klasse, die vorher Unterricht hat. Und wenn das Unglück es will und die Lehrerinnen haben gar keinen Unterricht, ist der Klassenraum trotzdem geöffnet und man hört plötzlich das Geräusch klappernder Teller, ein weinendes Kleinkind und auch sonst noch so allerlei, wozu man im Normalfall keinen Zugang hat.

Aber auch das ist jetzt in gewisser Weise Teil des regulären Chinesisch-Unterrichts. Das Privatleben dieser beiden Lehrerinnen wird akustisch durchsichtig. Man hören ihrem Alltag zu, und sofern man sich selbst hübsch still verhält und der Blick der Belauschten nicht auf den Bildschirm fällt, auf dem zu sehen ist, wer sich eingeloggt hat, ist die Beobachtung eine ganz einseitige.

Da die beiden Chinesinnen aber in ihrem Alltag alles auf Chinesisch machen, funktioniert das Voyeuristisch-Akustische nur in eingeschränktem Maße: Man muss erst mal genug Chinesisch können, um zu verstehen, womit sich die beiden Frauen in ihren Wohnungen jeweils beschäftigen. Und das Ergebnis ist dann: Das Kleinkind spricht besser als alle Lerner! Man versteht rein gar nichts! Was wiederum ein deutlicher Dämpfer für alle aufkommende Rücksichtslosigkeit ist. Oder ein Ansporn, im Unterricht, dem offiziellen, aufmerksam zu sein. Damit die Spionage dann in Zukunft wenigstens zu Tage fördern möge, was das Kleinkind seinen Eltern zu Zeiten des Virus zu sagen hat.

Eines ist schon jetzt deutlich: Das Bemühen, den Unterricht fortzuführen, ist groß, die Sorge, ob man zu viel Einblick gewähre ins Private, hingegen ganz gering. Auch das ist ein Einblick – und vielleicht der wesentlichste – in chinesische Kultur.

Zahlen

Die Gesundheitssysteme der verschiedensten Länder konstatieren, dass die Zahl der Virus-Kranken exponentiell wächst. Die steigenden Zahlen werden als äußerst beunruhigend gewertet.

Die Polizei konstatiert, dass Anzeigen wegen häuslicher Gewalt stark abgenommen haben. Die sinkenden Zahlen werden als äußerst beunruhigend gewertet.

Paradoxien der Wahrnehmbarkeit.

Denkwürdige Vignetten

Reimlust

Trump in einer Pressekonferenz, in der er Hilfssendungen nach Italien im Wert von 100 Millionen Dollar ankündigt und die Reaktion des Präsidenten Giuseppe Conte beschreibt: “Giuseppi was very, very happy.”

Denkwürdig diese Brüderlichkeit, die sich auch noch auf die Kunst des Reims versteht!

Friseur-Witz

“Nach zwei Monaten Ausgangssperre werden 90 Prozent aller Blondinen von der Erdoberfläche verschwunden sein.”

Gegen die Metaphern

“Ohne Waffen gewinnt man keinen Krieg.” Und wenn's kein Krieg wäre? Und man trotzdem Dinge bräuchte? Aber keine Waffen?

Selbst schuld

Der Präfekt der Stadt Paris hat die These vertreten, diejenigen, die jetzt auf der Intensivstationen lägen, befänden sich dort nur, weil sie vorher die Ausgangssperre nicht respektiert hätten. Er unterschlägt, dass es schon Kranke gab, bevor er als Präfekt die Ausgangssperre umsetzte, er unterschlägt, dass viele alte (und junge) Menschen sterben, die die ganze Zeit keinen Fuß vor die Tür gesetzt haben. Und er unterschlägt auch sonst noch einiges. Aber dafür ist er eben der Präfekt der größten Stadt des Landes.

Masken

Die vom französischen Gesundheitsministerium an die Inseln des Indischen Ozeans verteilten Masken sind mehrheitlich unbrauchbar, da von Schimmel zerfressen. Dieser hat sich in den Filtern eingefressen und verbreitet einen stark ranzigen Geruch. Die Krankheit selbst kündigt sich aber oft durch den Verlust des Geruchssinnes an. Gott sei gedankt!

Stufe 3

Eigentlich ist man auf La Réunion noch nicht berechtigt, die Stufe 3 des sanitären Notstands auszurufen. Doch da alle anderen ihn ausgerufen haben, ruft man ihn auch hier aus, um wenigstens ein bisschen von dem Material abzubekommen, das mit dem Ziel verteilt wird, dass es gar nicht erst nötig ist, die Stufe 3 des sanitären Notstands auszurufen. Aber für die Stufe 2 bleibt in Wirklichkeit nichts übrig.

Nächstenliebe

Zu Ostern erinnert ein deutscher Bischof eindringlich daran, dass die Mitmenschlichkeit, die jetzt, während des Virus, so vorbildlich praktiziert werde, auch über das Virus hinaus wachgehalten werden solle.

Das ist für die Dogmatik der katholischen Kirche und das Gebot der Nächstenliebe ein wirklich revolutionärer, neuer Gedanke. Einer, auf den man ohne des Bischofs Hilfe nie und nimmer gekommen wäre.

Eier und Öl

Um die Internet-Suche für Kunden von gmx zu erleichtern, werden die Hauptthemen des Tages nebeneinander aufgelistet. Ich zitiere: "Ostern in der Corona-Krise / Handyvertrag bestellen / Ideen für Osterdeko / Ölpreis aktuell / Beste Serien."

Auch ein Stimmungsbild aus dieser grossen, kleinen Zeit. Man meint, ein Rezept vor sich zu haben, ein italienisches wahrscheinlich, für einen Kuchen, den man, sobald durchgebacken, mit vor den Fernseher nimmt. Oder vor das Display des Handys, wenn man den neu abgeschlossenen Vertrag ausprobiert.

Zuvor aber das: "Man nehme Eier und Öl, schlage die Eier, bis sie schaumig werden, füge Öl hinzu, erhitze dann..." usw. usf.

Auf dem Vulkan

Schon zum zweiten Mal in diesem Jahr kommt es zu einer Eruption des Vulkans Piton de La Fournaise. Im vulkanologischen Monatsbericht vom März 2020 war zwar versichert worden, es herrsche weitgehend Ruhe. Jetzt aber geben die Spezialisten an, sie seien vom Ausbruch nicht wirklich überrascht gewesen. Sehr leichte seismische Aktivitäten hätten schon seit einer Weile begonnen, und auch die Inflation habe angezogen. In den letzten 48 Stunden sei dann alles plötzlich sehr schnell gegangen. Seit dem letzten Ausbruch habe sich die Kammer stark gefüllt. Schon ein geringer Druck reiche unter solchen Bedingungen aus, und es gehe wieder los. Und so sei es denn auch gekommen.

Als nun am 2. April 2020 die Gendarmerie in eigens zu diesem Zweck bereitgestellten Hubschraubern die Lage visuell zu erkunden versuchte, habe sich herausgestellt, dass die Wolken viel zu tief hingen und es unmöglich war, zu bestätigen, dass der Ausbruch wirklich begonnen habe. Die Webcams seien beschlagen gewesen. Auch über sie konnten also zunächst keine gesicherten Informationen gewonnen werden.

Durch weitere Erkundungsflüge habe sich aber herausgestellt, dass es in 1900 Meter Höhe einen Spalt gebe, der knapp unter dem Punkt liege, an dem der letzte Ausbruch begann. Die Lava-Fontänen hätten die 30 Meter-Grenze nicht überschritten.

Einzig eine Sache sei im Vergleich zu vorherigen Ausbrüchen als ungewöhnlich zu vermerken. Zwischen dem Ausbruch und dem Tremor seien fast keine Erschütterungen festzustellen gewesen. Im Normalfall gebe es ein Beben der Erde, weil das Magma sich ausbreite. Jetzt aber sei aufgrund der vorherigen Ausbrüche das Gestein schon so brüchig geworden, dass das Magma keinerlei Schwierigkeiten gehabt habe, auszutreten. Es habe sich gar nicht erst eine neue Bahn brechen müssen.

Im Normalfall folgten, so die Vulkanologen weiter, auf die visuelle Erkundung stets die Entnahme und Analyse von Proben, doch die Ausgangssperre verhindere die Beibehaltung des üblichen Protokolls. Jetzt gehe die Sicherheit der Bevölkerung vor. Niemand dürfe sich in Gefahr bringen. Die Beobachtung des Vulkans erfolge daher über die vor Ort installierten Geräte. Ein Vorteil sei, dass sich niemand in der Nähe des Vulkans aufhalte. Zu vertrauen sei auf die ohnehin geltende Ausgangssperre. Zudem spiele sich alles im Inneren des Kraters ab. Sicher gestellt werden müsse also allein, dass die Lava nicht austrete.

Nach diesem Bericht kann man eigentlich nur zu einer Schlussfolgerung kommen: Kaum eine Publikation ist in diesen Zeiten so erhellend wie die von Vulkanologen! Die Inflation hatte längst begonnen, die Kammern waren seit geraumer Zeit gefüllt, der Austritt der Magma erfolgt mit Leichtigkeit, weil das Gestein schon zuvor brüchig war. Aber die offizielle Bestätigung, dass der Ausbruch wirklich da ist, ist aufgrund fehlender Evidenz dennoch erst spät bekannt gegeben worden. Man wusste und wusste nichts. Die Wolken

hingen einfach schon zu tief. Und doch gab es – vielleicht gerade wegen der Wolken? – nicht wirklich eine Überraschung. Man wartete nur auf Evidenzen. Die sind jetzt da, in Form des unbezweifelbaren Ausbruchs. Und da das anerkannt werden muss, ist voll und ganz den Geräten zu vertrauen, und ihnen allein. Gibt es sie in ausreichender Anzahl? Das sagen die Vulkanologen nicht. Für das Magma ist in jedem Fall kennzeichnend, dass es der von den vorherigen Ausbrüchen gezeichneten Bahn folgt. Das schafft Voraussehbarkeit bezüglich der weiteren Reaktionen, eine Voraussehbarkeit, die dennoch nicht verhindert hat, dass es noch im Märzbericht geheißen hatte, es sei alles ruhig. Aber das ist leicht zu erklären: Man war durch nichts zu erschüttern, auch durch den sich vorbereitenden Tremor nicht.

Wenn das keine politische Stellungnahme ist! Erneut: Die Kammern waren schon lange gefüllt! Und die Inflation (was immer Vulkanologen damit meinen) eine bekannte Tatsache. Und jetzt die Entnahme von Proben – unmöglich! Die Gegebenheiten verhindern die Einhaltung des Protokolls! Wie wahr, wie wahr! Dann aber auch dies – kritischer? oder ganz und gar unkritisch? –: Der Ausbruch erfolgte mit größter Leichtigkeit. Alles hat sich durch die vorherige Füllung der Kammern und die Brüchigkeit des Ausbruchgebietes schon vorbereitet. Nichts Überraschendes also. Auch wahr. Besonders erschüttert ist man nicht.

Nur in einem Punkt lassen es die Vulkanologen an Genauigkeit fehlen: Die Lava trete nicht aus, verbleibe innerhalb der Grenzen des engeren Ausbruchgebiets. Da sollte man sich nicht so sicher sein! Die Evidenzen sprechen dagegen. Von Saint Pierre aus sieht man den Schein des Feuers schon von den Wohnzimmerfenstern aus. Und das ist ein wahrhaftig erschütterndes Schauspiel.

Solidarität

Meine Autoversicherung teilt mit, die Zahl der Autounfälle sei aufgrund des Virus so stark zurückgegangen, dass Einsparungen von 100 Millionen Euro verzeichnet worden seien. Man habe daher, obwohl man dazu gar nicht verpflichtet sei, den Entschluss gefasst, diesen Gewinn gerecht unter den Versicherten aufzuteilen.

In den nächsten Tagen bekommt man also entweder eine Rückzahlung oder man gibt den Betrag frei für die Solidarität mit Krankenhäusern, Forschungseinrichtungen oder sozialen Einrichtungen. Über die Modalitäten werden die Versicherten noch informiert werden.

Ich weiß nicht recht, wofür ich am dankbarsten sein soll: dafür, dass die Autounfälle zurückgegangen sind, oder dafür, dass die Versicherung eine Solidarität übt, zu der sie gar nicht verpflichtet ist. Sicher ist eines: Sie betont, dass sie tut, wozu sie gar nicht verpflichtet gewesen wäre, lässt konsequenterweise auch dem Versicherten die Freiheit, das Geld in die eigene Kasse oder in die Kassen der Solidarität fließen zu lassen, also entweder zu tun, was zu erwarten ist (nämlich die eingesparte Summe zu behalten), oder im Gegenteil eine Entscheidung zu treffen, zu der niemand verpflichtet wäre.

Wenn aber die Autoversicherung mal so eben Einsparungen von 100 Millionen Euro weiterverschenkt, darf man selbst mit den kleinen Summen, um die es da gehen wird, nicht zu knauserig sein und wird man dem Beispiel der Versicherung folgen und tun, wozu man gar nicht verpflichtet gewesen wäre: Man wird, nachdem man sich überraschend als beschenkt erlebt hat, andere voller Dankbarkeit mit dem unerwarteten Betrag beschenken. Und da die Weiterleitung dieses Geschenks an Krankenhäuser, Forschungseinrichtungen und soziale Einrichtungen natürlich durch die Versicherung selbst erfolgt, wird nicht nur das gemeinsame Geschenk weitergeleitet und ausgebreitet werden, sondern darüber hinaus auch die Botschaft, dass die Versicherung, vorangehend in puncto Solidarität, das

Unerwartete getan hat. In ihre Kassen fließt also die Dankbarkeit zurück, und zwar in der soliden Münze der Werbung.

Eremiten

I

Günther Anders hat, um den Unterschied zwischen dem Sehen eines Films im Kino und dem Sehen eines Film im Fernsehen zu beschreiben, in Bezug auf das letztere den Begriff des "Masseneremiten" geprägt. Er meint, dass der Film – wie im Kino – zwar von vielen Menschen gesehen wird, jedoch – anders als im Kino – nicht mehr gemeinsam, sondern allein im eremitischen Bei-sich-Zuhause-, also Allein-Sein. Man mag das Gleiche sehen, aber man sieht es nicht gemeinsam. Die Gemeinsamkeit beschränkt sich auf das Wissen, dass andere, woanders, das Gleiche sehen wie man selbst.

Inzwischen ist die Einkapselung, die mit der Eingleisigkeit des Sendens gegeben war, vom Internet abgelöst worden, so dass Masseneremiten zwar immer noch allein Zuhause sind, jetzt aber verbunden und kommunizierend mit den vielen anderen Eremiten, die ihrerseits bei sich Zuhause sitzen. Das Gespräch zwischen ihnen findet durch neue Kanäle – und nicht mehr im direkten Gegenüber – statt, und das ist das Wesentliche. Also doch eine Überwindung des Eremitischen, das einem durch die Ausgangssperre auferlegt ist?

II

In Luis Buñuels Film "Simón del desierto" führt Simon sein Gespräch mit Verwandten, Freunden, zufällig Vorbeiziehenden und eigens zu ihm pilgernden Gläubigen von einer erhöhten Position aus: Die Fläche, die die Säule abschließt, ist gerade groß genug, um auf ihr zu stehen oder vielleicht auch zu sitzen, doch Simon schläft ohnehin stets stehend. Er hat sich also räumlich die extremste, denkbare Begrenzung auferlegt: Wenn er auch nur einen einzigen, großen Schritt täte, würde er nach unten in die Tiefe stürzen. Die Säule ist hoch. Aber er schreitet nicht. Er steht. Von dem geringen Platz, den er zur Verfügung hat, nutzt er nur die Fläche, die nötig ist, um seine Füße darauf zu setzen. Und so weiß man genau, wo man ihn zu finden hat: da, wo seine Füße sind.

Ein Säulenheiliger zu sein, bedeutet, sich selbst willentlich zu einem Menschen zu machen, der lokalisierbar ist. So wie Simon eine Leiter braucht, um auf die Säule hinaufzugelangen, würde er auch eine Leiter brauchen, um wieder von ihr herunterzukommen. Jede Flucht ist ausgeschlossen. Aus polizeilicher Sicht erscheinen Säulenheilige als idealer Bürger.

Und doch ist Simon nur in eingeschränktestem Sinne ein Eremit. So extrem auch seine Bedürfnislosigkeit bezüglich des Raums ist, den er zum Stehen braucht, so normal ist er doch zugleich in puncto Essen und Trinken. Zwar steigt Simon nicht von seiner Säule herab, um sich zu nähren, doch dafür steigt ein Korb zu ihm hinauf, in den Barmherzige all das legen, was er zum Leben braucht. Simon ist also ein Eremit der Höhe, der aber den Brotkorb des Lebens an einem Seil in die Tiefe hängen lässt und so mit den Niederungen des Unheiligen verbunden bleibt. Zwar liegt er nie, doch er isst und trinkt und behält so

Reste des Menschlichen.

Zugleich bringt der Korb eine Situation hervor, in der die Nährenden permanent zu dem zu Nährenden aufzublicken haben. Die Botschaft des wahren Lebens erschallt von oben herab. Die Säule ist aufgrund ihrer Höhe eine Extremform der Kanzel. Weil Simon jedoch alles, was man ihm gibt, mit äußerster Demut aufnimmt und zudem allen Anfechtungen des Teufels widersteht, vermag er dennoch das Exemplum größter Zugänglichkeit abzugeben. Sein Angewiesensein ist ein totales. Andererseits verkörpert er eine Bedürfnislosigkeit, an die sonst niemand heranreicht. Das Säulenende ist der Ort, an dem reinstes Gottvertrauen und der Verzicht auf alles für alle sichtbar (doch zugleich unerreichbar) ausgestellt werden.

Das hat Konsequenzen für den Austausch mit anderen Menschen. Nicht nur der Brotkorb kommt erst dann, wenn jemand Zeit und Mittel findet, um sich zu Simon in die weite, leere Ebene zu begeben. Auch Gespräche haben zur Voraussetzung, dass diejenigen, die unten geblieben sind, sich Simons erinnern und zu ihm kommen. Eremit ist Simon also in dem Sinne, dass er weder um Brot bettelt noch um Austausch. Beides *kommt* zu ihm, nicht jedoch als regelmäßiger Lieferservice, sondern in Form der Gabe, die sich tagtäglich erneuern muss, wenn Simon am Leben bleiben soll. Eremitisch ist, dass er das Risiko eingeht, dass niemand kommt.

Die meiste Zeit des Tages verbringt Simon mit dem Stehen vor Gott. Er flieht jede Ablenkung. Der Teufel ist dementsprechend der einzige, der die Notwendigkeit erkennt, die Versuchungen nicht nur unten vorbeiziehen zu lassen, sondern sie auf das Kapitell der Säule, als extremste Annäherung an Simons Körper, zu erheben: Plötzlich hat Simon Besuch, plötzlich ist er oben nicht mehr allein, sondern der Teufel steht als barbusige Frau, ihn von hinten im Nacken leckend, ihm Lust einflüsternd, mit auf der Säule. Wie bei den Porno-Angeboten im Internet, die jetzt steienden Umsatz machen.

Bei Simon ist dies nicht allein eine sexuelle Versuchung, sondern auch eine zur Kommunikation. Wäre der andere immer da, oben, so gäbe es jemanden, der Antwort gäbe. Doch Simon ist ein Heiliger, weil er, stehend und sprechend zu Gott, auf Antwort verzichten kann.

III

Die Schmuckeremiten, die sich englische Adlige als Accessoires in eigens entworfenen Erdhöhlen oder Hütten ihrer Parks hielten, damit sich, zur visuellen Ergötzung spazieren gehender Gäste, die geformte Natur zu bestimmten Tageszeiten mit ihrer Erscheinung belebe – alt, bärtig, mit ungeschnittenen Nägeln, wollenem Gewand und schweigend mussten sie sein –, sind die ästhetisierende Variation einer Askese, mit der im frühen Christentum der Heilige Geist erlangt werden sollte. Während Säulenheilige wie Symeon Stylites der Ältere, den Luis Buñuel sich zum Vorbild genommen hat, durch die Übersteigerung seiner Askesepraxis Autorität und Einfluss auf die Politik gewann, waren Schmuckeremiten durch feste Verträge an ihre Arbeitgeber gebunden. Die Bezahlung erfolgte erst, wenn sie ihre Rolle während einer vertraglich festgelegte Anzahl von Jahren durchhielten. Die Ausschüttung bezog sich dann freilich auf eine wahrhaft großartige Geldsumme. Zuvor standen den Schmuckeremiten Wasser und Nahrung zu, mitunter auch Nahrung vom Tische des Herren, was inmitten der auferlegten Armut einem erheblichen Privileg entsprach.

Aber asketisch ging es in gewisser Weise eben doch zu: Als lebendes Bild exzentrischer Zurückgezogenheit musste der "ornamental hermit" Werte verkörpern, die

dem Herren wichtig waren, die er aber selbst nicht leben mochte. Des Herren Exzentrik beschränkte sich auf die Exzentrik, die er zu kaufen und auszustellen vermochte. Dass umgekehrt auch der an- und ausgestellte Asket der Logik von Kauf und Verkauf verhaftet blieb, beweisen die genannten Vertragsklauseln. Der Askese konnte, wenn sie zur Zufriedenheit durchgeführt worden war, ein Leben im Überfluss folgen. Die Askese war eine auf Widerruf. Mehr noch: Sie war die Voraussetzung selbst für den Widerruf, der sich nach getaner Arbeit im schieren Überfluss verwirklichen würde. (Steht uns das bevor? Die Rückkehr des Shoppings nach der von Außen auferlegten Phase des Verzichts?)

IV

Der Rückzug aus der Welt, ja seine Steigerung hin zu einem Leben als moderne Inkluse, hat in Zeiten der Globalisierung den Nimbus des Exzentrischen nicht verloren. Mehr denn je hat die weltweite, demographische Entwicklung die Nähe zu anderen Menschen zu einer Notwendigkeit gemacht und das Leben in totaler Abgeschlossenheit zur Ausnahme.

Freilich beweist das Beispiel der Inklusen, dass es in anderen Epochen den extremen Rückzug auch in dicht besiedelten Städten geben konnte. Voraussetzung war, dass man bereit war, mit einer winzigen Zelle in der Kirchenwand oder in einem Raum, der an diese angebaut wurde, auszukommen. Die Kommunikation mit der Außenwelt erfolgte hier nicht durch Leitern oder Stricke, wie im Falle der Säulenheiligen, und auch nicht durch Diener, die, wie bei den Schmuckeremiten, das Essen in die Höhle brachten, sondern durch eigens angebrachte Spalten, von denen es oft zwei gab: Die eine war sozusagen weltlich und nach draußen gerichtet. Durch sie empfing die Inkluse ihre Nahrung. Das waren mitunter unbekannte, wohlthätige Passanten. Durch eine Spalte hin zum Kirchenschiff oder Altarraum war hingegen die Teilnahme am Abendmahl gesichert. Dies war die sakrale Spalte, das Hagioskop. Durch sie war Zugang zu einem anderen Ausschnitt der Welt gegeben.

Aber das Hagioskop pflegte schon durch seine Form vorzugeben, wie die eingemauerte Person die Welt zu sehen habe: Hatte das Hagioskop die Form eines schmalen Spalts oder eines kleinen Kreises, erschien es als erstrebenswert, den Ausschnitt so klein wie möglich zu halten, d.h. die Unterscheidung zwischen diesem Mauerdurchbruch und einem normalen Fenster sicherzustellen. Wenn das Hagioskop nun gar die Form eines Kreuzes annahm, war damit schon bedeutet, dass das Auge der Inkluse Gottesdienst und Welt ganz im Horizont dieser Symbolik zu sehen hatte.

V

Die sich multiplizierenden Bilder, die Menschen heute an ihren Fenstern zeigen, kommunizierend, singend, sich austauschend, sind Ausbrüche aus einer Askese, die eigentlich gar nicht existiert. Denn das Internet ist zu einem Mauerdurchbruch geworden, der die gesamte Welt in den Blick zu nehmen versteht. Merkwürdig ist also, dass über diese maximale Öffnung hinaus, die so stark im Kontrast zu Hagioskopen und "weltlichen Spalten" der Inklusen steht, auch das Fenster wieder an Bedeutung gewonnen hat. Es ist, als hungerten die eingeschlossenen Menschen nach der Erfahrung, den Blick nach draußen doch wieder mit dem Einatmen frischer Luft zu verbinden. Der Blick in die Welt durch das Internet ähnelt plötzlich, weil der Bildschirm so klein ist, einem Hagioskop, das man loswerden will. Die Fenster werden aufgemacht, der Blick streicht an der Hauswand entlang, und anderswo öffnet sich gerade das Fenster des Nachbarn und schafft so die

Möglichkeit, das Gespräch von einer Zelle zur anderen zu eröffnen.

Vielleicht ist es aber auch ganz anders. Vielleicht wird das Internet als Öffnung zur Welt als derart riesig und total erlebt, dass zu viel von letzterer in die eigene Zelle dringt. Man wird förmlich überflutet von Welt, erlebt stärker denn je den schier unaushaltbaren Kontrast zwischen der Beschränktheit des Eigenen auf der einen und der Möglichkeit, sich Welt in beliebiger Quantität hineinzuholen, auf der anderen Seite. Der Blick aus dem Fenster wäre dann die Rückkehr eines Bedürfnisses nach Sammlung, Konzentration, Beschränkung auf einen kleinen Ausschnitt.

Dieser büßt plötzlich den Charakter von vermeintlicher Enge und Beschränktheit ein und wird etwas Anderes, Neues. Das Fenster ist das Hagioskop zum Profanen des Alltags vor der eigenen Haustür. Das Profane gewinnt eine neue Dimension. Nicht im vollen Sinne eine sakrale. Doch zumindest wird momentweise denkbar, dass der eigene, allzu bekannte Fensterblick eine neue Aufmerksamkeit verdient und dadurch erstmals – wieder! – sichtbar wird. Profanes und Heiliges mischen sich auf unerwartete Weise. Eine Heiligung von Konzentration und Selbstbeschränkung tritt als Möglichkeit leise in den Raum.

VI

Dass nicht nur Gesunde in Zellen für Inkluden lebten, sondern auch Leprakranke sich hier die Nähe zu Gott zu bewahren vermochten, ist im aktuellen Kontext besonders aufschlussreich. Während gesunde Inkluden sich einschlossen, um auch spirituell des Heils teilhaftig zu werden, schlossen sich Leprakranke ein, um des Heils teilhaftig zu werden, ohne andere mit ihrer Krankheit und ihrem Leid anzustecken. Im Französischen spricht man in der Tat vom "trou aux lépreux", d.h. vom "Leprosenloch". Es erfolgte ein Ausschluss der Kranken, doch kein totaler. Der Zugang zum Heil musste auch denjenigen gewährt werden, vor denen sich die Gemeinschaft fürchtete. Das galt sogar für Exkommunizierte, die, darin den Leprakranken gleich, durch diese Öffnungen ins Kircheninnere blicken durften.

VII

Da Hagioskope häufig der Öffnung in nur einer Richtung entsprechen – die Inkluse kann zwar nach Draußen blicken, derjenige, der draußen vor dem Spalt steht, jedoch nicht ins Innere –, haben sie etwas von der Schießscharte an sich. Bei dieser ist es so, dass man zwar selbst den Überblick über feindliche Annäherungen behalten, selbst aber nicht gesehen werden will. Es ist daher kein Zufall, dass Schießscharten oft in möglichst großer Höhe angebracht werden, darin partiell den Säulen der Säulenheiligen entsprechend: Man sieht schon von weitem, wer auf einen zukommt. Doch die Säulenheiligen waren ihrerseits auf extremste Weise exponiert: exponiert dem Wind und Wetter, und zugleich dem Blick der anderen oder gar *aller*. Die Heiligen blickten also nach unten, waren aber, verstärkt durch den Kontext der Wüsteneien, in die man die Säulen zu stellen pflegte, umgekehrt auch eine markante Erhöhung in der Landschaft, ein Orientierungspunkt sowohl in optischer als auch in spiritueller Hinsicht. Das hat sich noch dadurch verstärkt, dass manche Säulenheilige ihren Säulen peu à peu durch angesetzte, neue Teile zu immer größerer Höhe verholpen haben: Die Säule wuchs, und mit ihr die Distanz.

Schießscharten sind, anders als Fenster, die der Zufuhr von Licht und Luft dienen, Embleme einer Architektur, die, kriegsbedingt, Öffnung und Abschließung in ein ausgewogenes Verhältnis zu bringen versuchen. Ganz kann man auf den Blick nach

draußen nicht verzichten. Aber wie bei der Inkluse hält man doch darauf, dass nichts Fremdes zu einem selbst hineindringt. Man sucht Deckung, in Nischen, die den Zellen der Inklusen nicht ganz unähnlich sind: den Schießnischen, die nur nach hinten – zu den eigenen Leuten – offen zu sein pflegen, nach Außen hin aber geschlossen. Man selbst äußert sich (im Wortsinn!), so gut man kann: mit Pfeilen, Armbrüsten, Gewehr- und Kanonenkugeln. Diese dringen *nach Außen*.

Je nach verwendeter Waffe ändert sich die Form der Scharte, die man ins Gemäuer einlässt. Eines ist ihnen allen gemeinsam: Die Erbauer haben versucht, sie so klein wie möglich zu halten, denn durch sie droht der Tod ins Innere der Festung einzudringen. Man äußert sich also, aber man schottet sich ab gegen Ein-Dringlinge. Das Verhältnis zum Draußen beschränkt sich auf ein visuelles, das sich selbst extreme Einschränkungen auferlegt.

VIII

Wenn die Leprosen Repräsentanten des Todes waren, dann erklärt sich, warum man auch für sie die Hagioskope nur als kleinste Scharte anlegte. Zwar ließ man ihre Blicke zu, doch die Blicke sollten nicht von einem Kontakt begleitet werden, der die im Kirchenschiff Versammelten hätte anstecken können. Die Zelle, das war das Drinnen (wie die Festung). Doch die Kirche war, obwohl durch die Scharte erst einmal als eine Art Außenraum definiert, ihrerseits wie ein zweites Innen: eines, das dem eigentlich zu schützenden Raum entsprach. Der Leprakranke nämlich musste nicht eigens geschützt werden. Er war ja schon krank, musste also draußen gehalten werden. Da er aber nicht draußen war, sondern innen, musste der eine mit dem anderen Innenraum in ein Verhältnis gesetzt werden, das eine Art von militärisch-sanitäres Gleichgewicht schuf. Der Altarraum kippte, obwohl ein Innenraum, aus der Perspektive der Leprosen in einen Außenraum: das, was über die Zelle hinausging. Umgekehrt war aber die Zelle aus der Perspektive der Gesunden auch so etwas wie ein Außenraum: das, was man von sich selbst fernhalten wollte.

IX

Wenn bestimmte Schießscharten mit dem Hagioskop gerade von der Form her übereinstimmten – es gab Schießscharten, die ausgerechnet die Form eines Kreuzes hatten –, dann gewinnt die Dialektik von Sich-Schützen und Angriff, Sehen und Gesehen-Werden, In-Deckung-Gehen und Den-Feind-Entdecken eine Bedeutung, die bis ins Heute ragt. Das Internet, diese Scharte, durch die Welt ins Gehäuse der eigenen Nische dringt, ist zum breiten, sich horizontal erstreckenden Rechteck des Bildschirms geworden, hinter dem keine Deckung möglich ist. Man steht im Fadenkreuz der Information, wird getroffen und beschossen von ihr ohn' Unterlass. Mitunter schießt man, allein oder im Verein mit anderen – masseneremtisch –, zurück, wie bei den Pechnasen einstiger Burgen: Man wirft Steine auf die Angreifer, heißes Pech auch oder – die herkömmlichste und beste Waffe – Unrat.

Der Feind aber befindet sich weit weg, kann auch durch die größte Scharte nicht wahrgenommen werden, zieht sich zurück in seine wesenseigene Unsichtbarkeit. Daher

das Gefühl, bedroht zu sein, ohne Deckung, noch nicht einmal mehr geschützt durch die Kreuzscharten, die auf den Burgen einst die Kreuzesform mancher Hagioskope nachzuahmen schienen.

Und so kehrt das Fenster zurück. Um dem Internet zu entkommen und durch den Blick ins wahre Draußen den eigenen Innenraum wieder lebbar zu machen, muss man das Gerät ausschalten. Das aber weiß genau, woher es seine Symbolik nimmt: Wer ein "Fenster" auf seinem Computer schließen will, muss mit dem Curser auf das Kreuz oben rechts im Fenster gehen. Das Kreuz ist schon lange gekippt. Und wenn man auf es klickt, schließt sich das Fenster. Oder man muss mehrfach klicken, weil wegen des Virus gleich mehrere Fenster offen standen. Danach kann man dann das Fenster des eigenen Raumes öffnen und einmal tief durchatmen.

Monotonie der Tragik

In dem Moment, in dem die Überweisung der Sozialhilfe erfolgt war und die Haushaltskassen ihrer Empfänger endlich wieder Aussicht hatten, sich zu füllen, füllten sich auch die Räume der Postbank (die die billigste aller Banken ist). Die Sozialhilfeempfänger wollten Geld abheben, darum waren sie gekommen. Weil aber allen zugleich das Geld der Sozialhilfe überwiesen worden war und in den Haushaltskassen gemeinhin keines mehr war, waren alle zugleich in der Bank, was ganz und gar den staatlichen Maßnahmen zuwiderlief, die getroffen worden waren, um den Virus zu stoppen.

Es ist mithin davon auszugehen, dass ein statistischer Zusammenhang nachweisbar sein wird a) zwischen dem Moment der Überweisung, will heißen: Abhebung der Sozialhilfe und der dabei erfolgten Ansteckung und b) zwischen dem prozentualen Anteil der Sozialhilfeempfänger an der Gesamtbevölkerung eines bestimmten Viertels, einer bestimmten Stadt oder Region und dem Ansteckungsrisiko, das mit dem Gang zur Postbank jeweils vermacht ist.

Auf La Réunion liegt der prozentuale Anteil von Sozialhilfeempfängern bei über 50 Prozent, was einem signifikant erhöhten Risiko entsprechen dürfen, die vom Gang zur Postbank, vom Warten in ihren Räumen, vom Abheben des Geldes und mithin letztlich von der Sozialhilfe selbst ausgeht. Denn das Geld, um dessen willen man sich zur Postbank bemüht, ist das Geld, das einem im Rahmen der Sozialhilfe zusteht. Nur dass das Sozialamt nicht bedenkt, dass es durch die Vereinheitlichung des Termins der Überweisung zugleich auch das Ansteckungsrisiko der betroffenen Bevölkerungsgruppe (und mittelbar aller) terminlich vereinheitlicht hat.

Einheitlich ist nämlich, dass die Sozialhilfe so gering ist, dass am Monatsende niemand mehr Geld hat und also, um einkaufen zu können, Geld ausgerechnet am Monatsanfang abheben muss und nicht etwa dann, wenn sich die Postbank wieder geleert haben und das Ansteckungsrisiko gesunken sein wird. Da mit der Verfügung über das neue Haushaltsgeld die Einkäufe erfolgen können, die am Monatsende wegen fehlenden Geldes nicht mehr möglich waren, verschiebt sich das Ansteckungsrisiko von der Postbank räumlich (doch keineswegs terminlich) weiter hin zum Supermarkt. Dieser folgt als Ort der Konzentration auf den Ort der Abhebung des Geldes. Denn der Supermarkt ist jetzt der Ort (der einzige), an dem man das Geld der Sozialhilfe in Essen umsetzen kann, das zu Hause zu fehlen begann, weil sich das Monatsende näherte und kein Geld mehr in der Haushaltskasse war.

Und dass dann oft schon am Monatsanfang sehr viel Geld ausgegeben wird (mehr auf jeden Fall als am Monatsende), hat wiederum mit zwei Dingen zu tun: erstens damit, dass man Zuhause wirklich kein Essen mehr vorrätig hat (was die Einkäufe ausgerechnet

am Monatsanfang zu einer objektiven Notwendigkeit macht), und zweitens damit, dass man endlich wieder den Eindruck genießen will, der Monotonie der Leere zu entkommen, d.h. genug Geld zu haben, um in den Supermarkt zu gehen (was sich beim Einkaufen dann nicht nur in objektiven Käufen, sondern auch als "Kaufen an sich" zu äußern pflegt). Aus der Tatsache, dass objektiv gesehen nicht genug Geld zur Verfügung steht, um über das Monatsende hinaus Geld zurückzulegen, folgt das scheinbar weniger objektive Muster, dass sich auch am Monatsanfang kein Kaufverhalten durchsetzt, das es erlauben würde, über das Monatsende hinaus Geld zurückzulegen, um so die Notwendigkeit zu vermeiden, mit allen anderen Sozialhilfeempfängern zugleich zur Postbank zu gehen und auf diese Weise das Ansteckungsrisiko für sich und die eigene Familie signifikant zu erhöhen.

Dass umgekehrt der Staat durch eine Ausdifferenzierung des Turnus, dem die Überweisung der Sozialhilfe folgt, eine Absenkung des Ansteckungsrisikos für Sozialhilfeempfänger (und mittelbar für alle) bewirken könnte, ist eine rein theoretische Annahme. Denn eine Verschiebung des Überweisungstermins würde voraussetzen, dass die von der Verschiebung betroffenen Familien genug Geld in der Haushaltskasse übrig haben, um den Rhythmus, mit dem sie zwecks Abhebung von Geld zur Postbank zu gehen pflegen, ändern zu können und so aus dem von den meisten Sozialhilfeempfängern praktizierten Rhythmus auszutreten.

Da aber der Minister für Soziales weder an eine Staffelung der Überweisungstermine über den gesamten Monat hinweg ins Auge fasst noch gar eine – wenigstens zeitweilige – Erhöhung der Sozialhilfe, die die Voraussetzung dafür wäre, dass die Sozialhilfeempfänger über den ganzen Monat hinweg den Tag auswählen, an dem sie ihr neues Haushaltsgeld von der Postbank holen (und nicht nur am Monatsanfang), wird alles bleiben, wie es ist: Die Haushaltskassen werden am Monatsende leer und die Postbank zu Monatsanfang voll sein. Das Ansteckungsrisiko wird folglich zu Monatsende stark sinken, zu Monatsanfang hingegen in die Höhe gehen.

Daraus folgt wiederum, dass nach Ablauf der Inkubationszeit die Krankenhäuser mit einer erhöhten Zahl von Angesteckten zu rechnen haben werden, was gesamtgesellschaftlich einem erhöhten Überlastungsrisiko der Krankenhäuser überhaupt entspricht. Insofern werden selbst diejenigen, die zu jedwedem Zeitpunkt zur Postbank gehen können (oder gar zu einer ganz anderen, teureren Bank), weil genug Geld in ihrer Haushaltskasse ist, um sich den Zeitpunkt für den Einkauf auszusuchen, betroffen sein werden. Auch wenn man immer in den Supermarkt gehen kann (nur dann natürlich nicht, wenn die Sozialhilfeempfänger gehen, also bloß nicht am Monatsanfang), ist man in die Logik der Sozialhilfe einbezogen und stellt man fest, dass diese eigentlich vor allen Dingen eine enorme Hilfe für den Virus ist. Und der wirkt monoton und tragisch wie die gesamte Sozialpolitik, die die Schalter der Postbank zu ihrer Bühne erklärt hat.

Monotonie II

In den USA warnt man jetzt vor einem neuen Pearl Harbour. Kriegsrhetorik durch und durch, und immer die gleiche. Auch im Kalten Krieg sprach man mit Vorliebe von Pearl Harbour. Von einem atomaren dieses Mal.

Daniel in der Löwengrube

In einem Zoo in New York ist ein Tiger positiv getestet worden. Er leidet – wie die Löwen von nebenan – unter trockenem Husten. Die Durchsetzung der Ausgangssperre wird voraussichtlich kein größeres Problem darstellen. Der Tiger- und Löwen-Wächter ist zwar

krank, sitzt daher selbst in seinem Käfig und wird über die Einhaltung der Ausgangssperre seiner Mitpatienten schwerlich wachen können. Doch es wird sich schon Ersatz für ihn finden. Der Zoo nämlich liegt in der Bronx, und da gibt es genug Arbeitslose, die sich darum reißen, sogar Arbeiten zu verrichten, bei denen das Risiko darin besteht, sich zerreißen oder anstecken zu lassen.

Aber eine Ansteckungsgefahr bestehe nicht einmal, versichern Wissenschaftler und Zoo, und dies sagen sie offenbar nicht nur, um für den kranken Wächter leichter einen Ersatzmann zu finden. Der Wächter – der erste, jetzt kranke –, der Löwen und Tiger zu bewachen hatte, hatte zwar nachweislich Löwen und Tiger angesteckt, Löwen und Tiger aber haben, obwohl sie ihn (oder jetzt seinen Ersatzmann) zerreißen könnten, wenn er (oder sein Ersatzmann) nicht aufpassen, wirklich und wahrhaftig keine Möglichkeit, umgekehrt ihn (oder den Ersatzmann) anzustecken. Das ist wissenschaftlich nachgewiesen, und durchaus nicht nur arbeitspolitisch. Rache dafür, angesteckt worden zu sein, ist überdies von der Tierwelt nicht zu erwarten, höchstens von der der Menschen.

Zu fürchten hat mehr als Löwen und Tiger die schlichte Hauskatze, die der Mensch nicht einfach wie die Tiger und Löwen in einen Käfig sperrt: Sie unterliegt einem massiven Ansteckungsrisiko, wenn sie mit einem kranken Menschen zusammen zu leben das Unglück hat. Ihr zusätzliches Risiko besteht darin, dass die erste angesteckte Katze – eine belgische – zwar noch das Glück hatte, es aufgrund ihrer Erstmaligkeit in Presse und Medien zuschaffen, dass aber alle anderen Hauskatzen, die ebenfalls noch von einem trockenen Husten befallen werden mögen, trotz dieses Hustens nur schlichte Hauskatzen bleiben und es daher, anders als Tiger und Löwen aus der Bronx, nicht mehr eine mitteilenswerte Nachricht verkörpern. Denn Tiger und Löwen sind etwas Seltenes, schlichte Hauskatzen hingegen gibt es zu Hauf.

Dennoch legen Presse und Medien Wert auf die Übertragbarkeit des einen Falls auf den anderen. Denn Menschen leben gemeinhin mit schlichten Hauskatzen unter einem Dach, nicht aber mit Löwen und Tigern. Insofern spiegelt sich in der wilden Welt der letzteren die Möglichkeit einer Übertragung auf's Zivile. Da, wo die Katzen, da zivilisiert, frei herumlaufen dürfen, unterliegen sie plötzlich dem gleichen Risiko wie die Raubkatzen, die, da unzivilisiert, hinter Gittern zu halten sind. Beide sind mit Menschen im Kontakt, und mitunter eben auch mit kranken. Das Schicksal von Tiger und Löwe nimmt vorweg, was den zivilisierten Katzen im großen Maßstab zu passieren droht: Sie kommen (oder bleiben) hinter Gitter, wenn auch sie krank werden, zusammen mit, oder, im Gegenteil: getrennt von ihren hustenden Besitzern. Oder die Hauskatzen beginnen zu husten, husten aber weiterhin, wo sie wollen – dann werden bald auch die Katzen in den Gärten der Nachbarn zu husten beginnen, und das gleich zu Hauf. Die Ansteckung von Mensch zu Tier ist nachweislich möglich, und die von Katze und Katze – eben weil sie zur Kategorie der Katzen gehören – auch.

Vielleicht wird es aber für die Hauskatzen sogar noch dramatischer werden. Denn wenn sich doch herausstellen sollte, dass das Unmögliche möglich ist, die Wissenschaftler sich getäuscht haben und Übertragungswege auch wieder zurück von der Katze zum Menschen führen, wäre die Tötung von hustenden Tigern und Löwen aufgrund ihrer Seltenheit zoo- und finanzpolitisch kaum durchsetzbar, die von schlichten Hauskatzen in ihrer Promiskuität und schmeichelnden Anpassung ans Menschengeschlecht hingegen das Gebot der Stunde.

Aber auch das ist nicht sicher. Denn der Umstand, dass Hauskatzen keine Tiger und Löwen sind, vermag im Fall der Fälle – dem Unmöglichen also – vielleicht doch zu ihren Gunsten auszuschlagen: Ihre Besitzer würden argumentieren, dass es sich um ganz zivilisierte Kranke handelt, die eine massive Ausgrenzung oder Tod nicht verdienen. Was umgekehrt dann wiederum ein neues Licht auf die Raubkatzen werfen würde, die zwar

Opfer einer Ansteckung geworden sind, obwohl sie die Ausgangssperre kein einziges Mal missachtet haben und mithin ganz unschuldig sind, andererseits aber hinter Gittern gehalten werden, weil sie sich sonst frei zu bewegen *wünschten*. Der bloße Wunsch, die gegebenen Realitäten – also den Käfig – gegen die Freiheit einzutauschen, lässt sie suspekt werden und also als potentiell Sicherheitsrisiko erscheinen. Nicht etwa wegen des Hustens. Sondern wegen des unzivilisierten Freiheitsdrangs.

Darin liegt dann eine letzte Übertragbarkeit beschlossen, die jetzt – in deutlicher Widerlegung aller bisherigen wissenschaftlichen Annahmen – von der Raubkatze zum Menschen führt. Denn auch der Mensch, der, wie eh und je eingeschlossen in seinen realen Bedingungen, plötzlich zu wünschen beginnt, es möge anders sein, droht, als Raubkatze qualifiziert und zurück in seine Schranken gewiesen zu werden. Selbst das Argument, er sei doch aber, wie die Wächter über Ruhe und Ordnung behaupteten, kein zivilisierter Mensch, sondern – qua Forderung nach Freiheit – ein Raubtier würde nicht anschlagen. Denn die Wächter würden nur hören, dass der Betreffende zugegeben hat, ein Raubtier zu sein. Unterschlagen würde das, was aus dieser seiner Eigenschaft notwendig folgt, nämlich: dass Raubkatzen zwar vom Husten angesteckt werden können, nach erfolgter Ansteckung jedoch ihre Krankheit (selbst wenn sie's wollten) nicht an zivilisierte Menschen weitergeben können.

Die Wächter über Ruhe und Ordnung haben aber, wie gesagt, die Eigenschaft, immer nur das zu wahrzunehmen, was in ihr Konzept (also ins Käfigformat) passt, denn sonst wären sie keine Wächter. Das bedeutet, dass sie noch der wissenschaftlich erwiesenen Eingleisigkeit der Ansteckungswege die Tatsache entgegenhalten würden, dass sogar die brave Hauskatze zu husten begonnen habe. Und da Hauskatzen eben das Sinnbild eines Lebens in Ruhe und Ordnung abgeben, wie es vom Menschen zu wünschen ist, werden sie zu recht als Teil dieser Menschenwelt betrachtet, eben als *Hauskatze*. Es würde sich also die Frage stellen, warum die Hauskatze überhaupt zu husten begonnen hat, d.h. wer schuld an dieser Ansteckung ist.

Und hier kommen nun die Tiger wieder ins Spiel. Es ist, wie oben erörtert, wissenschaftlich nachgewiesen, dass Katzen einander mit dem Husten anstecken können. Daraus folgt, dass es theoretisch möglich ist, dass die Hauskatze in ihrem ganzen innigen Mensch-Sein sehr wohl die Tiger angesteckt hat, die gar keine echten Tiger sind, sich aber, nur noch wenig menschlich, auf ihr Recht auf Freiheit berufen und *als Menschen* (oder Menschentiger) draußen frei herumzulaufen begehren. Wenn dieser Übertragungsweg nachgewiesen werden könnte, würde daraus die Schlussfolgerung zu ziehen sein, dass eine Übertragung der Krankheit – nämlich Freiheit – der Hauskatze auf den anderen, jetzt gar zu freien und sich befreienden Menschen stattgefunden hat, und dies, obwohl Wissenschaft und Zoo bisher steif und fest behaupteten, die Ansteckungswege verliefen nur vom Menschen zum Menschen, von Katze zur Katze, oder, seltener, auch mal vom Menschen zur Katze. Hier aber wäre der Fall gegeben, dass eine Katze einen Menschen angesteckt hat, der Raubtierallüren zu entwickeln beginnt.

Zugegeben: Es ist kompliziert. Übertragungswege sind nun einmal verschlungen. Noch einmal also, zwecks besserer Durchsicht: Sobald sich die Katze als Hauskatze angesteckt hat – über den Menschen in all seiner Häuslichkeit – und aufgrund ihrer Freiheit ihrerseits mit den potentiellen Tigern unter den Menschen in Kontakt tritt, droht sie, die Tiger anzustecken, und zwar keineswegs nur mit ihrem Husten, sondern auch mit der Freiheit, die sie (die gehätschelt und gepflegt wird wie ihre Besitzer) täglich nutzt. Sollten aber die Freiheiten der privilegierten (nämlich häuslich-ordentlichen) Katzen sich wirklich mitsamt dem Husten auf die Tiger-Menschen übertragen, wird sich herausstellen, dass die Freiheiten, die sich letztere nehmen, mit den Freiheiten, an die die Hauskatzen gewöhnt ist, nur wenig gemein haben. Menschen sind, wenn sie frei durch die Welt tigern, ein furchterregendes Schauspiel für jede Hauskatze. Keine Hauskatze würden sich dann noch

aus dem Haus wagen. Keine Würden zugeben wollen, hier als Ansteckungsfaktor gewirkt zu haben.

Erst wenn der Wächter aus der Bronx wieder gesund und seines Hustens ledig sein wird und, unter Anwendung all seiner wächterischen Erfahrung, die Herumtugernden wieder hinter Schloss und Gitter gebracht haben wird, wird ein Aufatmen durch die Welt des Häuslichen und das Lob der Ausgangssperre eine Oktave höher als bisher gesungen werden, dem wachsamem Staat zum Dank.

Womit letztlich doch erwiesen ist, dass sich auch hier die Wissenschaftler täuschen: Auch die Behauptung, dass Katzen Katzen anstecken können, ist in ihrer anfänglichen Einfachheit nicht länger zu halten. Keine Hauskatze würde sich durch den Freiheitswunsch, der in den Gliedern der Raubkatzen steckt, anstecken lassen. Sie ist schlicht immun gegen ihn. Die Freiheit will sie, nicht aber diese. Umgekehrt aber machen die Raubkatzen aus der Ansteckung, was sie wollen, nämlich eine Freiheit, die als Voraussetzung ihrer selbst zur Totalität neigt.

Resümierend ist also der Forschung das folgende Ergebnis mitzuteilen: Katzen können Menschen anstecken, und Hauskatzen Hauskatzen. Eine Ansteckung der Hauskatzen durch Raubkatzen ist hingegen weitgehend ausgeschlossen. Übertragungswege werden hier nur von letzteren *konstruiert*. (Sie beziehen sich dann auf die Freiheiten, die den Hauskatzen zukämen.) Wodurch noch einmal schlagend bewiesen ist, dass auch Menschen Menschen nur unter bestimmten Bedingungen anzustecken vermögen, nämlich dann, wenn der Infizierte zur Kategorie der häuslichen Menschen gehört hat und sein Nebenmensch auch. Sobald aber der eine Mensch zu den Tigermenschen gehört, droht den Hausmenschen zwar eine, wie zugegeben werden muss, eminente politische Gefahr, aber keine sanitäre: Übertragungswege sind hier noch in keinem einzigen Fall nachgewiesen worden. Das einzige Problem: Sanitäres und Politisches lassen sich nicht immer strikt voneinander trennen. Insofern sollte man doch einmal wieder den Daniel nach seinen Erfahrungen befragen.

Negativ

In Italien hat ein Student seine Freundin umgebracht, die wie er Medizin studierte. Er glaubte, sie habe ihn angesteckt. Ein Test, der nach dem Mord durchgeführt wurde, zeitigte ein negatives Ergebnis.

Atavistisches Zutrauen

Donald Trump über Boris Johnson, seinen Freund, der ins Krankenhaus überstellt wurde. "I'm hopeful and sure that he's going to be fine." Und dann (offenbar als Begründung der eigenen Sicherheit gedacht): "He's a strong man, strong person." Was immer er dann unter "stark" verstehen mag. Angesichts der Sicht, die Trump von sich selbst hat, steht zu vermuten, dass er politische Stärke stets mit physischer gleichsetzt.

Überleben, transitiv

In Zeiten der Mitleidsrhetorik, wie sie, sobald es um den Virus geht, in Presse und Medien in mehr oder weniger spektakulärer Form ihre Blüten treibt, breitet sich eine semantische Vereinseitigung bezüglich des Verbs »überleben« aus. Das Wort wird permanent in intransitiver Form benutzt, um zu betonen, dass diejenigen, die der Krankheit entkommen sind, schlicht überlebt haben. Überlebt, aber nicht *jemanden* überlebt, denn das klänge so,

als hätten sie es darauf abgesehen, jemanden umzubringen, um sich selbst den Status des Überlebenden zu verschaffen. Es ist evident, dass niemand, der mit dem Virus angesteckt wurde, auf einen Wettkampf zielt, aus der er als Sieger hervorgeht. Gerade mit Blick auf die vielen Toten scheint die Gesellschaft von dem kollektiven Bemühen beseelt zu sein, sich selbst im Wortsinn zurückzunehmen – ins eigene Gehäuse –, um die Gefahr der Ansteckung und neuer Tode zu vermeiden.

Doch die transitive Verwendung von »überleben« ist damit nicht aus der Welt. Nicht aus der sprachlichen und nicht aus der sachlichen. Und sachlich meint: Die transitive Verwendung des Wortes hat handfeste, ja mehr noch: handgreifliche Konsequenzen. Sie existiert. Wenn ein Politiker wie Boris Johnson dem Rat der Virologen und Epidemiologen anfänglich kein Gehör schenkte, sondern von einer schnellen Herstellung von »Herdenimmunität« phantasierte, stand das Transitive riesengroß im Raum. Es war klar, das er sich nicht vorstellen konnte, selbst von der Krankheit betroffen zu sein.

Diese Vorstellungslosigkeit lief auf eine Politik hinaus, die die realen Aufnahmekapazitäten der britischen Krankenhäuser krass überschätzte. Aber diese Folge war schon sprachlich klar abzusehen gewesen. Der Virus, das ist die hohe Zeit der großen Männer. Und charakteristisch für diese ist, dass die schiere Macht, die ihnen durch ihre Position zukommt, ihnen die unausgesprochene Gewissheit eingibt, in jedem Fall zu den Überlebenden zu gehören. Überleben ist hier nicht mehr assoziiert mit einer Gefahr, die man überwinden, oder eine Krankheit, gegen die man sich erfolgreich zur Wehr setzen werde. Vielmehr ist das Überleben anderer (im Sinne von: »ich überlebe jemanden«) so tief in der Phantasielosigkeit verankert, dass für diese Männer der Glaube an eine regelrechte Unverletzlichkeit charakteristisch ist.

Das Perverse besteht darin, dass dieses Gefühl durch den Virus nicht etwa gedämpft, sondern im Gegenteil angestachelt wird. Die ersten Kranken waren schon da, die Gefahr absehbar, die Möglichkeit, selbst zu den Kranken zu zählen, nicht völlig ausgeschlossen. Und doch stehen Männer vom Schlage Johnsons der »Herde«, deren Sprachrohr sie zu sein behaupten, derart fern, dass sie selbst schon lange vor Einsetzen der Immunität immun zu sein glauben, einfach dadurch, dass sie an der Spitze der Pyramide stehen und daran gewöhnt sind, das Transitive zum Grundsatz ihrer Politik zu machen.

Das erklärt, warum Situationen, in denen solche Männer krank werden (und zwar schwer), bei anderen Männern des gleichen oder noch härteren Schlags (Trump) reflexartig-transitive Verwendungen des Wortes »überleben« auslösen. Da wird in öffentlichen Solidaritätsbekundungen sogleich betont, Johnson sei ein »starker Mann«, was impliziert: ein Mann, stark genug, um da zu überleben, wo andere nicht überlebt hätten, oder genauer noch: nicht überlebt haben (denn die Toten sind ja schon da, und zwar in Massen).

Die Rhetorik der Stärke ist das Signum der Überzeugung, unverletzlich zu sein. Und sobald ein Mann, den man als seinen Freund bezeichnet, weil er stark ist wie man selbst (d.h., übersetzt ins Sachliche: eine ebenso starke Position einnimmt), dann doch krank wird, ist eigentlich die Frage geboten, ob man nicht selbst die eigene Unverletzlichkeit zu überdenken und die Möglichkeit ins Auge zu fassen hätte, Teil der Herde zu sein, die sich schafsmäßig zu jeder Gegenwehr unfähig zeige. Aber genau zu diesem Gedanken ist die Macht nicht in der Lage. Sie glaubt sich über die Schafe erhaben und ist doch ihr größtes. Denn die Anerkennung der Tatsache, dass man noch lange kein Schaf ist, nur weil man krank geworden ist, führt ja in Wirklichkeit aus der Logik des Bockigen heraus, das darauf besteht, einem selbst könne nichts geschehen.

Und noch während es geschieht – wie dem englischen Premierminister –, bleibt man unfähig, zuzugeben, dass der Angriff auf die eigenen transitiven Überzeugungen voll

im Gang ist und die Integration in die verachtete Herde auch. Die Konsequenz ist die Verstärkung des Bockens: Johnson arbeitete weiter, als er schon sehr krank war. Selbst der Umstand, dass seine Frau schwanger war und vielleicht (als Person, die die Krankheit gerade überwunden hatte) etwas von Verletzlichkeit hätte vorstellbar machen können, hinderte ihn nicht daran, weiter der Leithammel sein zu wollen.

Dieses Arbeitsethos war in Wirklichkeit des Ethos desjenigen, der nicht einfach nur zum Überleben entschlossen ist, sondern sich partout nicht daran gewöhnen kann, dass es auch anders kommen kann. Während andere Kranke durch Ruhe ihre Chancen zu erhöhen suchten, der Krankheit zu widerstehen, versuchte Johnson, sich und der Welt seine Unverletzlichkeit und Unersetzlichkeit durch die Erhöhung des normalen Arbeitspensums vorzuführen.

Was prompt ein transatlantisches Echo gefunden hat. Trump (um einmal wieder auf ihn zu sprechen zu kommen) ist der Repräsentant einer Haltung, die noch im eventuellen Tod des starken Freundes eine Bestätigung dafür erkennen würde, dass sein Überlebenskonzept das wahre ist. Denn wenn Johnson stürbe, hätte sich nur erwiesen, dass Johnson sterblich ist, was jedoch (zumindest solange Trump nicht stirbt) nur beweisen würde, dass Trump stärker ist als Johnson (schlicht darum, weil Trump noch am Leben wäre und Johnson nicht).

Mit anderen Worten: Der Tod von Freunden ist Wasser auf den Mühlen des Transitiven. Je näher der zu beklagende Tote einem stand, desto mehr verstärkt er den anderen in seiner Überzeugung, selbst nicht sterben zu können.

Die überzeugendste, da extremste Situation entstünde dann, wenn alle stürben und der Machthaber als letzter übrig bliebe. Transitives – das ist die Unfähigkeit, Angst zu haben. Die Angst um den anderen ist erst gar nicht nötig, denn ohne ihren Tod könnte das Verb ja nicht transitiv werden.

Die Angst um sich selbst aber bleibt auch aus, weil die eigene Position stets im Verhältnis zu den anderen, « Schwachen » gedacht wird und ein unabhängiges Erleben von sich selbst daher gar nicht mehr zugänglich ist.

Der Starke ist also allein und zugleich doch enger an die Herde gebunden als jedes einzelne Schaf. Die Bindung ist eine rein negative – in Gegnerschaft, die von der Rhetorik von Solidarität, Freundschaft oder gar Mitleid kaum überdeckt wird. Dass Trump Johnson für einen starken Mann hält, ist nichts weiter als eine Selbstbeschreibung. Trump erzählt, indem er von Johnson zu sprechen scheint, nur sich selbst.

Insofern scheint es geboten, der Sprache größte Aufmerksamkeit zu schenken. Trumps Weigerung, eine Maske zu tragen, gibt vor, wonach ihm politisch der Sinn steht. Er trägt selbst keine, obwohl die Verpflichtung für alle, sie zu tragen, öffentlich diskutiert wird. Aber Trump kennt nur eine Angst: die, mit der Maske seine reale Verletzlichkeit ins Bild zu heben, sozusagen einen Beweis dafür zu schaffen, dass er sterblich ist wie alle anderen auch.

Nimmt man hinzu, dass Männer wie er und andere, wenn sie denn wirklich krank würden (oder werden), nicht achselzuckend mit dem Hinweis nach Hause geschickt werden, es sei jetzt leider kein Platz mehr, und auch nicht auf die nötigen Geräte warten müssen, die ihnen notfalls beim Atmen helfen, ist abzusehen, dass die Gleichheit vor dem Tod durch die massiven sozialen Unterschiede wenigstens teilweise aufgehoben wird (und gerade erst für einen Premierminister oder Präsidenten). Die Überlebenschancen stehen dann wirklich ganz gut. Und damit die Chance, dass sich die transitive Verwendung des Wortes »Überleben« trotz der massiven Erfahrungen, die man, quer durch die Geschichte, mit diesem Wort gemacht hat, immer noch nicht überlebt hat. In dieser Hinsicht sind die Schafe dann doch Schafe: weil sie sich stets von Neuem fasziniert zeigen durch Männer,

die ihre Politik auf's Transitive stellen.

Geistvoll I

Guckt man jetzt zum Himmel hoch, ist alles wie sonst: Himmel eben. Oder? Eines hat sich verändert: Die Furchen der Kondensstreifen sind verschwunden.

Geistvoll II

Damals

Albert Speer, zunächst Hitlers Hofarchitekt, dann Rüstungsminister und damit wesentlich beteiligt an der unerhörten Verlängerung des Krieges und des Mordens in den Vernichtungslagern, hat den Gefängnishof von Spandau für eine zwanzigjährige Weltumwanderung genutzt. Tag für Tag drehte er seine Runden, penibel Kilometer und Durchschnittsgeschwindigkeit berechnend und Jahr für Jahr mit äußerster Genauigkeit kalkulierend, in welcher Gegend er beim Kreisen in der Welt bereits angelangt sei.

Aus Berlin aufgebrochen, vom Balkan Richtung Indien und China wandernd, von dort aus über die Beringstraße nach Nordamerika vordringend, erfuhr Speer von seiner Freilassung in dem Moment, in dem er in Mexiko angelangt war. (China hatte er, da politisch suspekt, umgangen.)

Um die täglichen Runden leichter zählen zu können, ließ er zu Beginn einer jeden neuen Runde Bohnen von einer Hosentasche in die andere gleiten. Es genügte, sie am Abend hervorzuholen und vor sich hinzulegen.

Heute

In Toulouse hat ein 32jähriger einen Marathon veranstaltet, und zwar auf seinem Balkon, der einen Meter breit und sieben Meter lang ist. Die Länge habe mehr als sechstausend Hin- und Rückwegen entsprochen. Die Laufzeit habe bei sechs Stunden und achtundvierzig Minuten gelegen. Der Langeweile habe er durch die Hilfe seiner Follower auf den sozialen Medien und durch die Anwesenheit seiner Freundin widerstanden.

Er ist nicht der einzige Läufer dieser Art. In verschiedenen Ländern breiten sich kreisförmige Balkon- und Terrassenmarathone aus. Der Toulouser aber hat für sein Durchhaltevermögen einen hohen Preis zahlen müssen: Sein GPS hat, so wird berichtet, durch das viele Hin und Her seinen Geist aufgegeben.

Worte

Es herrscht jetzt weltweit eine aktive Passivierung. Gibt es auch eine passive Aktivierung?

Gegen die Ratlosigkeit

Der Musikunterricht geht jetzt durch den Austausch von Videos zwischen Lehrenden und ihren Schülern vor sich. Doch die Kraft des Präsentischen ist, obwohl eine zeitliche Verschiebung zwischen dem Moment des Filmens und dem Ansehen des Videos existiert, nicht verloren. Meine Tochter nickt eifrig, wenn der Rat, den ihr die Lehrerin gibt, ihr einleuchtet. Sie nickt, um zu zeigen, dass sie verstanden hat, dass der Rat ihr als hilfreich erscheint, dass sie ihn anwenden wird in ihrem Spiel, dass sie die Lehrerin bestärken will in der Rolle derjenigen, die etwas zu sagen hat. Aber die ist beim Nicken gar nicht da.

So werden Erfahrungen mit der räumliche Trennung zu einem Experiment mit der Überwindung der zeitlichen. Den Raum teilt man nicht, die Zeit aber irgendwie doch – eben wegen des zeitgleichen Nickens. Und weil man das Zeitliche teilt – erneut: nur durch das Nicken –, steht man vielleicht doch nebeneinander wie einst, Rat erteilend, Rat annehmend. Doch das ist nur möglich, weil das Bedürfnis nach Rat so groß ist. Möglich auch, weil die Lehrerin kraft ihrer Kompetenz als Ratgeberin anerkannt ist, noch bevor ihre Präsenz sich im Fenster des Computers öffnet. Und meine Tochter trägt ihrerseits zum Gelingen und seiner Freude bei, weil sie sich dem Rat ganz öffnet, ihn zu sich einlässt, egal, über welche Kanäle dieser zu ihr gelangt.

Nur eines steigt nachträglich als Lachen in ihr auf: Die *Erinnerung* daran, genickt zu haben, obwohl die Lehrerin ihr Nicken gar nicht hatte sehen können. Die neuen Wege, die der Rat nimmt, erhöhen die Selbstbeobachtung, und zu der gehört, dass man sich selbst ironisch zu sehen und über sich den Kopf zu schütteln vermag. Das ist dennoch ein Kopfschütteln, das das Nicken voller Freude bestätigt.

Handtücher

Eine sechsköpfige Familie, die nach ihrer Rückkehr von einer Indienreise vierzehn Tage in einem Vier-Sterne-Hotel unserer Hauptstadt zuzubringen hatte, um jede Ansteckungsgefahr für die Bevölkerung der Insel auszuschließen, hat sich nach drei Tagen heimlich ein Taxi gerufen, um sich in diesem nach Hause bringen zu lassen. Die Begründung, die sie gegenüber dem Polizisten äußerte, der gleich beim ersten Kontrollpunkt ihre Flucht Richtung Süden bemerkte, lautete, das Essen des Hotels sei nicht gut gewesen und die Handtücher nicht gewechselt worden. Man ziehe es vor, die sechsfache Strafgebühr zu zahlen und dafür endlich nach Hause zu dürfen.

Die Strafzahlung ist also nicht als Strafe aufgefasst worden, sondern als eine staatlich festgelegte Summe, die man eben zu bezahlen hat, um danach tun und lassen zu können, was man will. Es besteht ein augenscheinlicher Zusammenhang zwischen der Unzufriedenheit, die einem Vier-Sterne-Hotel gilt, das nach drei Tagen noch immer nicht die Handtücher gewechselt hat und essensmäßig nicht auf der Höhe seiner vier Sterne ist, und dieser Idee. Jedem das, was ihm gebührt: Die Strafe denjenigen, die sie fürchten, weil sie sie nur schwer zahlen können; der Kauf uneingeschränkter Freiheit hingegen denjenigen, die die Strafe problemlos sechsfach zahlen können, weil selbst diese Summe keine wirkliche Strafe darstellt.

Und überhaupt hoffte man ja noch, sie überhaupt nicht zahlen zu müssen, denn ein Vier-Sterne-Hotel müsste ja – was auch von der Polizei einzusehen ist – einem Ort entsprechen, an dem der tägliche Wechsel der Handtücher zum Standard gehört. Und wenn das nicht der Fall ist, weil wegen des Virus die Hotelangestellten auf ein Minimum reduziert worden sind und der Service sich auf die Aufrechterhaltung der Quarantäne, nicht aber auf die Aufrechterhaltung der vier Sterne konzentriert, hat sich die Quarantäne eben als Erfahrung erwiesen, die mit den Erwartungen, die sich mit Ferien in einem Vier-Sterne-Hotel verbinden, nicht korrelieren. Dieser Logik zufolge ist es dann besser, die Unterschrift, die man bei der Ankunft im Flughafen unter die Verpflichtungserklärung bezüglich der Quarantäne gesetzt hat, wieder zurückzuziehen und sich selbst gleich mit, nach Hause. Die Strafgebühr, die pro Kopf bei zwölfhundert Euro liegt, ist gegen die Kosten, die einem der fehlende Komfort während der verbleibenden elf Tage auferlegt hätte, gegengerechnet und die Strafgebühr der Polizei für vergleichsweise günstig eingeschätzt worden.

Dass der Taxichauffeur dann seinerseits Rechnungen angestellt haben und in kundenarmen Zeiten über die Verdienstmöglichkeit froh gewesen sein mag, über die

Vorgeschichte derer, die er fuhr, aber vielleicht weniger froh gewesen wäre, wenn man sie ihm denn mitgeteilt hätte, kam in der Rechnung nicht vor. Man glaubte sich wegen der nicht ausgewechselten Handtücher zu jedem Ortswechsel berechtigt. Der Staat hatte das Hotel nicht gut ausgesucht, und aus den Ferien kam man ja ohnehin gerade. Gegenüber der Indienreise war der Hotelaufenthalt in der Inselhauptstadt einfach nicht reizvoll genug.

Doch eigentlich ist nicht allein die Auffassung interessant, unausgewechselte Handtücher seien eine Strafe, von denen man sich mit zweihundert Euro lieber gleich befreit. Bemerkenswert erscheint, was Presse und Präfektur aus der Geschichte machen. Obwohl behauptet wird, man stelle die Ansteckungsgefahr ins Zentrum, die Taxifahrern und Inselbevölkerung durch solchen Egoismus drohe, verdankt sich das Lesenswürdige an den Artikeln in Wirklichkeit dem Einblick, den die Journalisten in eine Welt gewähren, an der die meisten Leser nie teilhaben werden. Dieses Wissen um die Gemeinsterblichen schimmert durch die Berichterstattung an allen Ecken und Enden durch.

Da kommt eine Familie von einer weiten Reise zurück und hat das Glück, wegen des allgemeinen Unglücks auch gleich noch in ein Vier-Sterne-Hotel verfrachtet zu werden, in dem sie ihre ausgedehnten Ferien um weitere vierzehn Tage – noch dazu kostenlos – verlängern darf. Das Essen ist inklusive, die Hotelbedienung auch, und wenn es auch nicht Indien ist, so doch zumindest die Hauptstadt mit ihrem Nimbus, so etwas wie ein Zentrum zu sein. Interesse weckt, dass das, was als das Begehrteste schlechthin erscheint – Ferien, kostenlos, unerwartet, mit allen drei Kindern und der Oma noch dazu – mit Hinweis auf die Handtücher abgelehnt wird. Die Leserschaft zieht (den Erwartungen der Journalisten gemäß) den Schluss, dass das Zuhause, das die Familie dem Vier-Sterne-Hotel vorzog, noch luxuriöser sein muss als jenes, und mit noch besserem Service. Und so wächst mit steigendem Neid die Lust, zu erfahren, ob die Familie nun die gerechte Strafe ereilt habe oder nicht.

Es hat sie ereilt. Die Zeitung sagt es uns. Die Polizei hat ganze Arbeit geleistet. Den Flüchtlinge ist die Zahlung von zweihundert Euro pro Person auferlegt worden. Geschieht ihnen ganz recht! Aber das Beste kommt erst noch. Die Aussicht, die schmutzigen Handtücher hinter sich lassen und Zuhause den gewohnten Lebensstandard fortsetzen zu können, hat sich nicht erfüllt. Die Quarantäne der verbleibenden elf Tage wird nicht Zuhause stattfinden, sondern im Vier-Sterne-Hotel. Die Polizei hat dafür gesorgt. Die Familie bleibt in der Hauptstadt und ihr luxuriöses Zuhause leer. So muss es sein!

Die hämische Freude, die diese Nachricht auslöst, bezieht sich auf diesen zweiten Punkt. Dass tausendzweihundert Euro für eine Flucht haben gezahlt werden müssen, die zu allem Überfluss noch nicht einmal geklappt hat, mag schon eine gewisse Befriedigung hervorrufen. Noch besser ist jedoch die Pointe, dass das, was man sich selbst ersehnt – Ferienreisen, ja gar Ferien mit Bedienung und mit Köchen, die einem das Essen kochen, Stubenmädchen, die einem unbemerkt und ganz selbstverständlich ein frisches Handtuch hinlegen, dem ganzen Drum und Dran, den man sich eben so von vier Sternen erträumt, in die man noch nie seinen Fuß gesetzt hat – gar nicht das Ersehnte ist, sondern die eigentliche Strafe, das Gefängnis, in das die gar zu Verwöhnten jetzt zurück verfrachtet werden, begleitet von Polizei.

Nichts ist besser, als das Bewusstsein, dass den Reichen das, was man auch dann als Luxus wahrgenommen hätte, wenn die Handtücher nicht täglich gewechselt worden wären, als Strafe erscheint. Die Gesetzgebung setzt sogar noch eins drauf. Im Falle dreifacher Rückfälligkeit innerhalb eines Zeitraums von dreißig Tagen drohen weitere Strafzahlungen und außerdem eine Gefängnishaft von bis zu sechs Monaten. Das ist nun der Gipfel der Erleichterung höchster. Wer zu viel Wert legt auf saubere Handtücher, riskiert das echte Gefängnis. Und in dem werden, das ist gewiss, die Handtücher auf gar keinen Fall täglich gewechselt.

Die Null

Der Ausdruck "Patient Null" meint eine Person, von der eine Krankheit ihren Ausgang genommen hat. Sie ist es, von der aus sich diese verbreitete. Die Null trägt sie, weil man mit ihr zu zählen beginnt. Aber eigentlich zählt sie selbst noch nicht, sondern nur das, was auf sie folgt. Das bedeutet keineswegs, dass die Null selbst nicht an der Krankheit sterben kann. Vielmehr kann sie, obwohl sie nur Auftakt für das dann einsetzende, eigentliche Zählen ist, selbst schon ein erster Patient gewesen sein und damit ein Opfer der Krankheit.

Die Suche nach der Null ist für die Bekämpfung von Epidemien ein wichtiger Faktor. Übertragungswege sollen nachvollzogen und so die Personen aufgefunden werden, die vom Patient Null angesteckt worden sind und nun ihrerseits – jedoch beileibe nicht mehr als Null – die Krankheit an andere weitergeben oder weiterzugeben drohen.

Für diese Suche ist quasi ein Zählen rückwärts kennzeichnend. Man zählt nicht, mit Null beginnend, dem Schema "eins, zwei, drei..." folgend, sondern umgekehrt, wie bei einem Countdown. Dieser ist aber insofern paradox, als die Katastrophe schon voll im Gange ist, wenn man beginnt zu zählen. Der Countdown ist quasi schon abgelaufen. Dennoch zählt man rückwärts, in die Vergangenheit gerichtet, nähert sich mit dem neuen Kontaktstrang, der einst von der Null ausgegangen war, ihr selbst – der Null. Nur wenn dies gelingt – sie zu finden, die Null, das Nichts – lässt sich vermeiden, dass dem Schema "eins, zwei, drei..." mit der Zeit die Nullen anwachsen. Die Suche nach der ersten Null entspricht dem Versuch, die Katastrophe im Großen, das heißt die wuchernde Null zu vermeiden.

Da man die Mühen der Suche gemeinhin erst dann im großen Stil auf sich nimmt, wenn es schon ziemlich katastrophal aussieht und die Notwendigkeit der Suche sich in der Gefahr ausdrückt, dass das normale Leben null und nichtig wird, verbindet sich mit dem Patienten Null immer schon ein gewisser Vorwurf. Wäre er nicht gewesen, wäre es nicht zur Multiplizierung der vielen Nullen, nicht zu ihrem exponentiellen Wachstum gekommen.

Der Patient Null ist die moderne Fassung der Erbsünde. Er ist der Adam, der der Schlange nicht widerstand und uns alle aus dem Paradies von Gesundheit und Glückseligkeit geworfen hat. Ohne seine Verfehlung keine Sünden später. Die Wege der Krankheit zurückzuverfolgen, nimmt sich dagegen aus wie die Nutzung dessen, was wir trotz Adams Schuld ihm verdanken: die Fähigkeit, bestimmte Dinge zu erkennen.

Der Drang nach Erkenntnis verkoppelt sich mit dem Bedürfnis, die erste Sünde des Strebens nach Gottähnlichkeit rückgängig zu machen, und zwar, indem man sie auf den Patienten Null abwälzt. Niemanden trifft eine Schuld, ihn schon. Und fast klingt das so wie: wirklich nur ihn. Weil der Patient Null aber gar nicht wissen konnte, dass er etwas Furchtbares gemacht hat, ist etwas von der Unwissenheit in ihm, die auch Adam und Eva kennzeichnete. Sie sollten etwas erkennen, obwohl sie zum Baum der Erkenntnis gar keinen Zugang hatten. Sie sollten, mit anderen Worten, eine Fähigkeit haben, die sie erst dann haben würden, wenn sie Gottes Verbot zuwiderhandelten und sich die Fähigkeit qua Apfel aneigneten.

Auch auf den Patienten Null werden solche Paradoxien projiziert. Er konnte es ja nicht wissen – dafür war er die Null, also die Null der Erkenntnis der Krankheit –, aber wissen hätte er's eben doch müssen, schlicht weil es verboten ist, Krankheiten an andere weiterzugeben und Gott einen Vorwand für die Vertreibung zu liefern.

Der Patient Null, das ist die Sehnsucht nach dem Paradies von einst. Es ist die Sehnsucht eines Lebens vor den Zahlen, und blieben diese im Jetzt der Katastrophe auch

so klein wie Eins, Zwei und Drei.

Die Null pflegt – was ihrem Charakter eigentlich zuwiderzulaufen scheint – konkrete Namen zu tragen. Im Falle von Ebola war es ein zweijähriges Kind aus Westafrika, in dem man den Patienten Null gefunden zu haben glaubte. Die Null wurde plötzlich konkret, das Unübersehbare, angsteinflößend Riesige der sich vermehrenden Nullen einhegbar, verständlich.

Insofern ist das Interesse für Infektionswege nicht allein ein praktisches Unterfangen von Epidemiologen. Es steckt auch eine psychologische Hilfe in diesem "Zurück-ins-Paradies". Es erweist sich, dass man trotz der Erkenntnis, die sich bezüglich der Krankheit ausbreitet, doch im Urzustand der Unwissenheit geblieben ist, und tröstend ist, dass wir dann irgendwann vielleicht wenigstens das Eine wissen werden, nämlich: womit das ganze Unglück angefangen hat. Viel mehr nicht, aber immerhin das.

Das eigentliche Unglück aber besteht darin, dass die Null in den Augen der Mächtigen auch dann noch ihren Charakter behält, nichts zu sein, wenn andere Zahlen – zum Beispiel Eins, Zwei oder Drei – sich längst vor sie gestellt haben. Die Riesenhaftigkeit, die nur ausdrückbar ist, wenn man die Nullen bemüht, wird umgewandelt in die Lust, die von ihr Betroffenen als Nullen zu imaginieren. Und sie dann auch als solche zu behandeln.

Sich selbst als die Eins setzen – das heißt, es nötig haben, die anderen ins Nichts zu stoßen, mit den Nullen zu spielen, ihre genaue Zahl für austauschbar zu erklären und zu vergessen, dass hinter jeder neuen Zahl Menschen stehen, die genauso konkret sind wie der Patient Null. Etwas von der Inflation steckt schon in der ersten Null, dem ersten Patienten, der als solcher nicht zu zählen scheint, sondern erst dadurch, dass andere und sehr viele ihm folgen. Zahlenspiele, die heute in die Hunderttausende und Millionen gehen, sind heute sehr beliebt. Gott ist wieder voll am Wirken.

Privileg

Ein Witz: Was ist die sicherste Methode, um das Recht auf einen Coronatest zu bekommen? – Antwort: einem Mächtigen ins Gesicht husten.

Neues Heldentum

Einer sitzt gemütlich auf dem Sofa und sagt: « Früher habe ich nur so herumgesessen, jetzt rette ich Menschenleben! »

Gleichheit vor dem Tod

I

Ein grimmsches Märchen

Der Gevatter Tod

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott. Der

wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: "Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach: "Wer bist du?" – "Ich bin der liebe Gott." – "So begehre ich dich nicht zu Gevatter," sagte der Mann, "du gibst dem Reichen und lässest den Armen hungern." Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: "Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte: "Wer bist du?" – "Ich bin der Teufel." – "So begehre ich dich nicht zu Gevatter," sprach der Mann, "du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter; da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: "Nimm mich zu Gevatter." Der Mann fragte: "Wer bist du?" – "Ich bin der Tod, der alle gleichmacht." Da sprach der Mann: "Du bist der Rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein." Der Tod antwortete: "Ich will dein Kind reich und berühmt machen; denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen." Der Mann sprach: "Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: "Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen: steh ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst du ihm dann von jenem Kraut ein, so wird er genesen; steh ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst und kein Arzt in der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen!"

Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. "Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon, wie es steht, ob er wieder gesund wird oder ob er sterben muß," so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König erkrankte. Der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, so stand der Tod zu den Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. "Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte," dachte der Arzt, "er wird's freilich übelnehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu, ich will's wagen." Er fasste also den Kranken und legte ihn verkehrt, so daß der Tod zu Haupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsternes Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: "Du hast mich hinter das Licht geführt, diesmal will ich dir's nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dir's an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort."

Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekanntmachen, wer sie vom Tode errette, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dünnen Faust drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald regte sich das Leben von neuem.

Der Tod, als er sich zum zweitenmal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit

langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: "Es ist aus mit dir, und die Reihe kommt nun an dich," packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige, und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel zu sein schienen. "Siehst du," sprach der Tod, "das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." – "Zeige mir mein Lebenslicht," sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: "Siehst du, da ist es." – "Ach, lieber Pate," sagte der erschrockene Arzt, "zündet mir ein neues an, tut mir's zuliebe, damit ich König werde und Gemahl der schönen Königstochter." – "Ich kann nicht," antwortete der Tod, "erst muß eins verlöschen, eh' ein neues anbrennt." – "So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist," bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches, großes Licht herbei, aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stöckchen fiel um und verlosch. Alsbald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

II

Suche nach Orientierung. Können Märchen dabei helfen? Lösen sie Deutungen aus, die als unterstreichenswert gelten dürfen? Und sind es die richtigen, die hier versuchshalber unterstrichen wurden, als Brücke zur Gegenwart?

Ein unheimliches Märchen. Ein Mann, für den die Erfahrung von Armut die allesbeherrschende ist, zieht gleich mehrere Figuren an, die bereit sind, ihm zu helfen. Dabei geraten die herkömmlichen Hierarchien jedoch vollkommen durcheinander. Gottvater selbst will sich als Gevatter des Kindes annehmen. Doch er wird abgelehnt. In ihm sieht der Arme nichts anderes als den Verteidiger des Status Quo: Den Reichen werde gegeben, die Armen hungerten. Der Vater geht aus von dem, was ihn sein bisheriges Leben gelehrt hat. Seine Suche nach einem Paten für das Kind entspricht der Suche nach echter Gleichheit. Er ist daher bereit, das Versprechen zu brechen, mit dem er sich auf die Straße begeben hat: Den Ersten wollte er bitten, der Gevatter des Neugeborenen zu sein – den Ersten, was zu heißen schien: den Erstbesten.

Und in der Tat leuchtet im Text auf, dass dieses Wort – der Erstbeste – eine neue Bedeutung gewinnen könnte: Der Erstbeste ist nicht irgend jemand, sondern wirklich der Beste, den es gibt – eben Gott. Und auch das, was Gott verspricht, übersteigt alles, was ein armer Mann mit dreizehn Kindern sich erhoffen kann: Er verspricht, für das Kind zu sorgen und es glücklich zu machen « auf Erden ». Gott macht also ein ebenso attraktives wie erstaunliches Angebot. Er verweist nicht allein auf die jenseitige Glückseligkeit, sondern begründet mit dem Mitleid, das die Armut des Mannes ihm einflößt, auch seinen Willen, das Kind schon hiernieden glücklich zu machen. Mehr kann der Vater also gar nicht wünschen. Das Unwahrscheinlichste erfüllt sich gleich zu Beginn. Das Höchste, was man sich ersehnen kann, ist da, als Gabe. Der Vater muss sie nur annehmen, dann wird das Kind sein Lebtag aller Sorgen ledig sein.

Doch so, wie der Text mit der staunenswerten Erfüllung beginnt – eben diesem Erscheinen Gottes – und demnach erwarten ließe, dass die Geschichte hier schon zu ihrem überaus glücklichen Ende finden wird, so setzt sie sich auch fort, nämlich: Staunen erregend. Offenbar ist der Vater nicht wirklich ausgezogen, um eine Lösung für sein Neugeborenes zu finden. Vielmehr vermitteln Kürze und Entschiedenheit, mit denen er

Gott abweist, den Eindruck, dass er dabei ist, die Gleichheit zu suchen. **Das Glück des Kindes erweitert sich zu einer sehr viel weitergehenden Forderung, nämlich der, das Verhältnis von Arm und Reich von Grund auf neu zu bestimmen.**

Dabei ist der arme Mann jedoch nicht einmal als teuflisch Verführter zu bezeichnen. Die zweite Begegnungsszene zeigt es: Der Suchende stößt zwar Gott zurück, doch das heißt noch lange nicht, dass er sich dem Teufel ergeben würde. Dieser wird vielmehr sogleich als Betrüger und Verführer abgetan und das zweite Angebot, das « Gold in Hülle und Fülle und alle Lust der Welt » versprach, abgelehnt. Erneut zeigt sich, dass es dem Vater, der « Tag und Nacht arbeiten » musste, um seinen Kindern « nur Brot geben » zu können, die Einschaltung der urteilend-auktorialen Stimme, die nach der Begegnung mit Gott im Text hörbar wird, nicht verdient. Diese Stimme erinnert die Leserschaft daran, dass der Mann nicht gewusst habe, « wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. »

Doch dieser Einschub bleibt dem Drang, mit dem der Vater seine Suche fortsetzt, ganz fremd. Die Entschiedenheit, mit der er den Teufel von sich weist, zeigt, dass es ihm nicht um den Reichtum an sich geht. Sein Leiden ist weniger ein Leiden an der Armut, sondern vielmehr ein Leiden an der Ungerechtigkeit, die der Ungleichheit der Menschen innewohnt. Und diese Ungleichheit ist nicht einfach nur da, ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hergestelltes: Gott hat die Macht, zu geben und zu nehmen, und weil er beim Geben und Nehmen keine Gerechtigkeit walten lässt, stellt sich auf Seiten des armen Mannes die Gewissheit ein, Gott und Teufel seien letztlich identisch: Betrügerisch gehen beide vor.

So ist es denn nur konsequent, wenn sie beide vom Armen in einer großen Geste der Revolte zurückgewiesen werden und die Suche des Vaters ihren Fortgang nimmt. Auf Gott und Teufel mag er nicht zählen, und auch nicht auf den Reichtum, die Sorglosigkeit und die Lust, die beide, wenn auch in variierenden Worten, versprechen. Der Arme legt ein Selbstbewusstsein an den Tag, das mit seiner sozialen Position schwer vereinbar zu sein scheint. Eigentlich steht es ihm nicht zu, das Brot auszuschlagen, das er normalerweise im Schweiß seines Angesichts und kaum ausreichender Menge verdient – das Brot, das ihm jetzt « in Hülle und Fülle », im reinen Überfluss, zum Angebot gemacht wird.

Doch die Klimax, auf die die beiden ersten Szenen hinauslaufen, zeigt, worauf es ihm ankommt. Der Leser weiß es schon: Die dritte Begegnung wird die allesentscheidende sein. Die ersten zwei sind nichts anderes als ein Vorspiel zum Eigentlichen. Und in der Tat hatte der Titel des Märchens schon angedeutet, wer im Zentrum des Geschehens stehen wird: der Gevatter Tod. Er ist es, dessen Angebot der arme Mann annimmt, ihm wird Vertrauen entgegengebracht. Während Gott und Teufel sich genötigt sahen, Versprechungen zu machen, um dem Armen zu einer Entscheidung zu ihren Gunsten zu ermuntern, sagt der Tod nur, wer er ist. Das reicht, um den Entschluss des Armen herbeizuführen. Keine Leistungen, keine Gaben sind nötig, um den Tod als den erwarteten, den besten und überzeugendsten Gevatter erscheinen zu lassen: Dass der Tod der große Gleichmacher ist, dass er Arme wie Reiche hole, « ohne Unterschied », das ist das entscheidende Argument. Was der Tod dann noch verspricht, ist eine Draufgabe, ist ein Zusatz – die Entscheidung für ihn aber ist längst gefallen.

Es zeigt sich, dass der Vater seinen Neugeborenen nur auf eine Weise zu erhofften Gleichheit verhelfen kann: indem er ihn nämlich, kaum geboren, in die Hände des Todes legt. Das könnte bedeuten, dass er jede Hoffnung aufgegeben hat. Angesichts der Armut, die es unmöglich macht, die übrigen zwölf Kinder richtig zu ernähren, wäre dem dreizehnten ein schneller Tod zu wünschen.

Doch der Vater war ja auf die Straße gegangen, um einen Paten zu finden, und das hieß eben: Das Kind sollte von diesem aus der Taufe gehoben werden. Insofern aber die Taufe mit dem Wasser des Lebens vollzogen wird, war es nicht allein der Todeswunsch, der den Vater zu seiner Suche bewog. In der Tat trägt er dem Tod, nachdem dieser versprochen hat, das Kind reich und berühmt zu machen, auf, pünktlich zur Taufe zu

erscheinen und verlässt ihn sogleich.

Dieses Versprechen ähnelt nun dem vorherigen Versprechen auf erstaunliche Weise. Gott verheißt dem Kind ein sorgenfreies, glückliches Leben, der Teufel « Gold in Hülle und Fülle », der Tod schließlich Reichtum. Nur ein Element kommt hinzu, und das ist die Berühmtheit. Wie der weitere Fortgang der Geschichte zeigt, hat die Berühmtheit mit dem innigen Kontakt zu tun, den das Kind durch Taufe und Leben unter dem Schutz des Todes, zu eben ihm – nämlich dem Tod – entwickelt. Die Patentschaft des Todes äußert sich darin, Todgeweihte von denjenigen unterscheiden zu können, deren Lebensfrist noch nicht abgelaufen ist. Das, was als ärztliche Kunst erscheint – die Lebenserwartung von Kranken treffsicher vorauszusagen – verdankt sich in Wirklichkeit einer Absprache. Das zum Erwachsenen gereifte Patenkind wird eingeweiht in die symbolische Stellung, die der Tod an den Betten der Kranken jeweils einnimmt. Es reicht also, zu sehen, wo er steht, um zu sagen, wie es um den Kranken steht.

Das Kraut, das der Tod seinem Patenkind im Wald zeigt, ist hingegen ein bloßes Anhängsel eines anderen, vom Tod schon festgelegten Wissens. Zwar tut das Kraut seine Wirkung, d.h. es macht Kranke wieder gesund, doch eigentlich beschränken sich die ärztlichen Heilungsversuche darauf, eine Entscheidung zu befestigen, die der Tod längst getroffen hat. Der Handlungsspielraum des Arztes ist ein extrem geringer. Er wird zum bloßen Sprachrohr des Faktischen: Entweder der Kranke stirbt oder er stirbt nicht. Die Berühmtheit des Arztes ist eine zwielichtige. Sie beruht darauf, dass stets eintritt, was der Tod durch sein Stehen am Kopf- oder Fußende des Krankenlagers je schon festgelegt hat. **Der Nimbus des Arztes beruht auf der Unfehlbarkeit seiner Voraussagen, und weniger auf seiner Fähigkeit, Kranke gesund zu machen.**

Zwar gelingt ihm auch das, und überdies mit der gleichen Unfehlbarkeit, die sein Urteil über den bevorstehenden Tod anderer Patienten kennzeichnet – doch entscheidend ist trotzdem, dass das eigentliche Patengeschenk darin besteht, etwas zu sehen, was andere nur ahnen, jedoch nicht mit Sicherheit benennen können: ob der Tod schon am Fußende bereitsteht, um den Kranken mit sich zu nehmen, oder ob noch Hoffnung auf Aufschub besteht.

Dieser Determinismus ist, wie die strenge Rede des Gevatters an seinen Paten zeigt, kein unaufhebbarer. Das Kraut ist wirklich ein Kraut, das heilt, und es ist so stark, dass es sogar das Urteil, das der Tod über einen Kranken gefällt hat, aufzuheben vermag. Zwar ist es die Scharfsichtigkeit der Prognosen, die den Arzt berühmt und reich macht, doch eigentlich besteht seine Macht in der Verfügung über dieses Kraut. Insofern ist dieses doch nicht sekundär. In dem Moment, in dem der Arzt das Wissen, das ihm der Tod vorgibt, nicht mehr übernimmt, sondern sein eigenes, heilendes Wissen diesem entgegensetzt, hebt er den Determinismus auf und schränkt er die Macht des Todes ein.

Die Einschränkung kommt immer nur den anderen zugute: Je stärker sich der Arzt von den Vorgaben des Todes löst und allein über die Heilung zu verfügen beginnt, desto mehr läuft er selbst das Gefahr, die Drohung auf sich zu lenken, die ihm der Tod bei der Einweihung in die Macht des Krautes mit auf den Weg gegeben hatte: dass es ihm schlecht ergehen werde, wenn er gegen seinen, des Todes, Willen handle. **Jede neue Rettung von Menschenleben führt also den Arzt hin zu seiner eigenen Katastrophe. Die Vermeidung des Todes für die anderen schlägt um in ein Todesurteil gegen ihn selbst.**

In Bezug auf die deterministische Grundhaltung, dem der Vater des Paten das Wort geredet und die der Tod selbst dem erwachsen gewordenen Kind gegenüber bekräftigt hatte, ist der folgende Schluss zu ziehen: Wenn es dem Patenkind nur so lange nicht schlimm ergeht, wie er seine Patienten ihrem vom Tod bestimmten Schicksal überlässt, ist er nicht wirklich ein Arzt zu nennen. Vielmehr verzichtet er darauf, zum Kern seines Berufs vorzudringen. Und dieser Kern ist: sich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen den Tod zu stellen – und also auf die Seite des Lebens. Genau dies aber unterlässt der

Arzt. Seine Berühmtheit verdankt sich einer Haltung, die sich kaum von der des gescholtenen Teufels unterscheidet: Er betrügt. Es ist der Tod, der dem Arzt eingibt, bei bestimmten Patienten zu sagen, alle Hilfe sei umsonst. Der Betrug besteht also darin, noch nicht einmal zu *versuchen*, ob alle Hilfe umsonst ist.

Das ist darum besonders perfide, weil dem Arzt durchaus bewusst ist, dass der Tod ihm das Mittel in die Hand gegeben hat, noch die verzweifeltsten Fälle zu heilen. Der Tod hat gleichsam sein eigenes Leben und Tun in die Hand seines Schützlings gelegt. Würde dieser allen Patienten das Kraut verabreichen, wäre der Bann des Todes überhaupt gebrochen.

Aber der Tod ist nicht umsonst der Tod. Zwar versteht er sich auf die Kunst des Heilens, doch das heißt noch lange nicht, dass das Lebensspendende, das dem Kraut innewohnt, sich zur Herrschaft über die gesamte Welt des Lebendigen aufzuwerfen vermöchte. Es ist wichtig, dies ein weiteres Mal zu betonen: Das Kraut hilft immer nur dem anderen, dem Patienten – und nicht dem Arzt selbst. Dieser begibt sich in umso größere Gefahr, je weniger er an sich selbst denkt.

Das Paradox besteht nun darin, dass sich diese seine Gefährdung gerade an den Patienten erweist, die den Vater dazu bewogen hatten, die Hilfe Gottes und des Teufels auszuschlagen. Es ist der König, an dessen Krankenbett der Arzt zum ersten Mal den Ungehorsam einübt, durch den er plötzlich seinen Beruf erfüllt. Der König als einflussreicher und überhaupt reicher Mann, ist der Inbegriff von hierarchischen Strukturen, die die Ungleichheit zu etwas Dauerhaftem verfestigen. Der Sohn, um dessen willen der Vater den Vertrag mit dem Tod eingegangen war, widersetzt sich also nicht allein dem Tod, sondern auch dem Gleichheitsstreben, das am Ursprung seiner Taufe lag: Der Arzt wird zum Handlanger der Reichen und Mächtigen. Seine Gabe, das gesundmachende Kraut zu verabreichen, bekommt nicht ein armer Kranker, sondern ausgerechnet der König. **Der Gleichmacher Tod, dem der Vater vertraut hatte, sieht sich überlistet, aber dadurch eben auch der Gleichheitsgedanke. Es zeigt sich, dass vor dem Tode eben doch nicht alle gleich sind, sondern ein König, zu dessen Krankenbett ein Arzt gerufen wird, größere Aussichten hat, zu gesunden, als ein Armer – schlicht weil er König ist und den Arzt zu einer Ausübung seines Berufes bringt, die bei einem Armen stets dem Determinismus gewichen wäre.** Der Arzt, dessen Leben dem väterlichen Willen nach im Zeichen der Gleichheit hatte stehen sollen, wird zum Verteidiger der sozialen Ungleichheit.

Doch in Wirklichkeit ist dieser Bruch mit dem Vater natürlich schon in der Wahl des Berufs selbst angelegt. In dem Moment, in dem sich der Arzt die Heilung von Kranken zur Aufgabe macht, löst er sich ab vom Gleichheitsgedanken, den der Vater in aller Radikalität vertreten hatte. Der Tod ist nur so lange ein Gleichmacher im reinsten Sinne, wie sich die Kranken in die Hand Gottes begeben und gar nichts zu ihrer Heilung unternommen wird. Sobald der Arzt auf den Plan tritt, ist schon der erste Schritt hin zur Ungleichheit getan.

In gewisser Weise ist die Erkrankung des Königs aber doch auch ein Beweis für diese Gleichheit, denn es werden eben nicht nur die Armen krank, sondern die Krankheit trifft, wen immer sie will. Diese Tatsache wird im Märchen durch den weiteren Verlauf gestützt, zu dem es nach der – sozusagen widerrechtlichen, dem Tod zuwiderlaufenden – Heilung des Königs kommt. **Es ist, als habe der König seine Tochter mit dem Tod angesteckt und als zeige sich die Gleichheit aller vor dem Tod nun noch einmal und sogar in gesteigerter Form.** Denn die Königstochter ist nicht nur Mitglied der reichsten und wichtigsten Familie des Landes, nicht nur Teilhaberin an der Spitze der herrschenden Hierarchie, sondern sie ist zugleich auch wegen ihres jungen Alters besonders zu bedauern, mehr noch als der König. **Die Gleichheit, die der Tod verkörpert, schlägt gewissermaßen doppelt zu: dadurch, dass der Tod der sozialen Stellung der Prinzessin nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkt, und dadurch, dass sie trotz ihres jungen Alters sterben soll.**

Der Arzt wiederum folgt einem neuen Prinzip, und dies hat augenscheinlich nicht nur damit zu tun, dass er die geltenden, hierarchischen Strukturen verinnerlicht und « rettungswürdige » Patienten von solchen unterscheidet, die man sterben lassen kann. **Vielmehr stellt die Häufung von tödlichen Krankheiten in ein- und derselben Familie – erst der Vater, dann die Tochter – ein Movens dar, um den Tod nicht länger hinzunehmen.** Die flehende Rede, die der genesende König dem Arzt hält, löst genau das Gefühl aus, das Gott als Grund dafür angeführt hatte, dem Neugeborenen helfen zu wollen: Der Arzt empfindet Mitleid. Dieses Mitleid ist zunächst einmal eines mit dem Vater. Er ist es, der wegen der Erkrankung seines einzigen Kindes Tag und Nacht weint, bis hin zur Erblindung.

In einem zweiten Schritt ist es dann jedoch auch die Kranke selbst, die das Mitleid auf sich zieht. Das Märchen betont, wie schön sie sei. Der Wunsch des Arztes, ihr zu helfen, hat offenbar auch damit zu tun, dass diese ihre Schönheit mit dem Tod vergehen müsste. Entscheidend aber wird das lockende Versprechen, das derjenige, der seine einzige Tochter rette, Hochzeit mit ihr halten und König werden dürfe. Es ist also die Aussicht auf einen geradezu superlativischen Aufstieg, der den Arzt dazu veranlasst, alle Drohungen, die der Tod nach Heilung des Königs gegen ihn ausgestoßen hatte, in den Wind zu schlagen. Er heilt auch die Tochter und verhindert so, dass dem Vater seine eigene Heilung zur Bitternis werden muss.

Doch nach dieser zweiten Heilung steigert sich die Drohung des Gevatters Tod zu einer superlativischen: Während er sich nach Heilung des Königs noch damit begnügt hatte, seinem Patenkind böse und finster mit dem Finger zu drohen, begleitet er die Heilung der Königstochter bereits mit geballter Faust. Zur Klimax kommt es, als dieselbe Hand nach der Rückkehr der Königstochter zum Leben nun den Arzt selbst packt und mit sich nimmt. Von des Todes Hand wird gesagt, sie sei eiskalt, und so ist auch die Atmosphäre in der Höhle, in die der Arzt aufgrund seines Betrugs geschleppt wird. Die Lebenslichter, die dort brennen, bestätigen, was der Vater am Tod anziehend fand: Jeder hat sein Lebenslicht, und wie lange es brennt, hat allein mit der Länge des Lichts und nichts mehr mit sozialen und sonstigen Unterschieden zu tun.

Das Merkwürdige des Schlusses besteht darin, dass der Tod, der doch über das Leben der Menschen zu verfügen können scheint, selbst einen teuflischen Betrug begehen muss, um sein Patenkind mit dem Tod zu strafen: Er tut nur so, als würde er dessen Lebenslicht verlängern, nutzt die neue Kerze in Wirklichkeit aber nur, um das letzte, verbleibende Flämmchen auszulöschen. Da dieses schon ganz klein geworden war, war damit zu rechnen gewesen, dass es ohnehin bald erlöschen würde. Doch offenbar führt der Tod zum Schluss eine gewisse Beschleunigung herbei, tötet also den Arzt zu einem früheren Zeitpunkt als vorgesehen. Die Lebenszeit, die mit dem brennenden Docht von jeher vorgegeben zu sein schien, ist es dann plötzlich doch nicht. Der Tod kann, wenn er will, modulierend wirken.

Er stellt damit so etwas wie ein neue Form von Gleichgewicht her: Der Arzt hat ihn um den Tod der beiden königlichen Patienten betrogen – jetzt betrügt er umgekehrt den Arzt. **Es ist also so, als gäbe es die Möglichkeit, Lebenszeiten gegeneinander zu verrechnen. Lebt der eine länger, musst der andere dafür zahlen.** Schlägt der Arzt dem Tod ein Schnäppchen, schnappt der Tod anderswo zurück. Die Gleichheit ist keine durch festgelegte Lebenslichter je schon gegebene. Vielmehr stellt Gleichheit einen Prozess des kollektiven Ausgleichs dar: Wenn der König dem Tod entkommt, muss dieser eben auf andere Weise seine Ansprüche befriedigen. **Die kollektive Dimension des Sterbens, ihre Interdependenz, leuchtet durch die Geschichte.**

Die Begegnung mit dem Tod ist nicht allein durch's Lebenslicht und seine Dauer bestimmt. Der Tod selbst verfügt über Mittel gegen sich selbst. Das Kraut ist die Widerlegung seiner selbst. Sobald der Arzt dasselbe in der Hand hat, hat er eigentlich auch den Tod in der Hand. Denn in dem Moment, in dem der Arzt beginnt, unabhängig

darüber zu befinden, wer weiterleben dürfe, macht er den Tod sinnlos und verurteilt er ihn durch diese neue, potentiell universale Wirkungslosigkeit selbst zu so etwas wie einem Tod – hier: zur Wirkungslosigkeit. Wenn der Tod nicht mehr töten kann, ist er nicht mehr. Und da man, wenn man nicht mehr ist, als tot zu gelten pflegt, enthält das Kraut den Gegensatz zwischen Tod und Leben in sich: Das Kraut belebt die Sterbenden, gibt sie dem Leben zurück – und proportional dazu verurteilt es den Tod zur Machtlosigkeit.

Erstaunlich an dem Märchen ist, dass der Arzt dem Tod noch dann vertraut, als er diesen schon betrogen hat. Es ist, als wirke die Zuversicht des Vaters nach, der im Tod den großen Gleichmacher gesehen hatte. Einen Gleichmacher, der, anders als der Teufel, ehrlich ist. Doch der Arzt selbst vergeht sich gegen diese Gleichheit, denn er rettet die beiden Kranken, die aufgrund ihrer sozialen Stellung aus der Masse hervorgehoben sind. Weil er zu allem Überfluss dann auch noch selbst König zu werden hofft, macht er sich bezüglich des Vermächtnisses des Vaters gleich doppelt schuldig: Er unterwirft sich den Hierarchien und gibt den beiden königlichen Patienten ein Leben zurück, auf das diese gar kein Anrecht hätten. Und er hofft, durch die Dankbarkeit, die ihm der König entgegenbringt, auf eine Erhöhung der eigenen, sozialen Position. Es ist, als verspreche sich der Arzt durch die bloße Aussicht, selbst bald zur Königsfamilie zu gehören, eine Überwindung des Todes. So argumentiert er denn auch dem Tod gegenüber, dass dieser doch bitte sein Lebenslicht verlängern möge, damit er dieses Glück noch genießen kann.

Der Tod aber entscheidet anders. In gewisser Weise erfüllt er damit die Forderung, die der Vater mit dem Auftrag, Pate zu sein, an ihn gestellt hatte. Er verwirklicht wirklich das Gleichheitsprinzip. Das bevorstehende, märchenhafte Glück ist kein Grund, nicht zu sterben. Das Schönste – Hochzeit und Königtum – gehört nicht zum Kraut, das Leben verheißt. Vielmehr agiert der Tod vollkommen unabhängig von der jeweiligen Lebenssituation desjenigen, für den es an's Sterben geht. Man könnte also sagen, dass sich, als das Lebenslicht des Arztes erlischt, etwas objektiv Notwendiges vollzieht. Er stirbt, weil dies der Moment seines Todes war.

Man könnte aber umgekehrt genauso gut die Geste des Auslöschens betonen, und dann käme der Tod des Arztes einer Strafe für seine Hoffnung gleich, sich dem Gleichmacherischen des Todes zu widersetzen. Für die Bestrafungsthese spricht, dass der Tod ausdrücklich auf Rache aus ist daher nur so tut, als könne das « frische[] große[] Licht » das neue Lebenslicht des Arztes werden. Das « Umstecken » wird zu einer versteckten Tötung.

Der Arzt, der bisher stets wusste, wer sterben würde und wer nicht, ist in Bezug auf seinen eigenen Tod merkwürdig blind. Der Tod steht da, doch da der Arzt nicht liegt, ist die räumliche Position, durch die der Tod stets anzuzeigen pflegte, ob er den betreffenden Menschen mit sich nehmen würde oder nicht, nicht erkennbar. Wenn der Arzt läge, wüsste er vielleicht, woran er ist. Stünde ihm der Tod zu Füßen, wäre sein Tod eine Sache, über die sich unter keinen Umständen verhandeln lässt.

In gewisser Weise ist das Ende des Märchens auch ein Nachdenken über den plötzlichen, unangekündigten Tod. Es ist der Sturz, der im letzten Satz erwähnt wird: Der Arzt sinkt um, liegt also nicht und stirbt dann, sondern stirbt und liegt dann. Es ist ein Tod, dem keine Schwäche vorausgeht. Tod und Arzt stehen sich zuvor als Ebenbürtige gegenüber. Wer steht, kann gehen, sich bewegen, verfügt über sich. Wer liegt, ist ausgeliefert. Darum ist es auch ein Zeichen von Macht, wenn ein Mensch liegt und der andere über ihm steht. Es ist das, was Schlafende um jeden Preis vermeiden wollen.

Im Märchen aber wird dieses körperliche Ungleichgewicht zwischen Tod und Arzt erst noch hergestellt. Es ist noch nicht eingetreten. Die Frage, ob der Arzt liegen wird, wie zuvor seine Patienten vor ihm lagen, ist eine auf Leben und Tod. Insofern ist auch die vorherige Stellung des Todes von größter Wichtigkeit. Am Fußende des Kranken zu stehen, bedeutete, dass dieser sterben würde, zu seinen Häupten zu stehen, hingegen die Rückkehr zum Leben. Dass der Arzt seinem eigenen Schicksal gegenüber blind ist,

obwohl er zuvor stets wusste, wie es um seine Patienten stand, hat wesentlich mit diesem seinem – des Arztes – Stehen zu tun. Läge er, wüsste er auch. Unterwürfe er sich, indem er – liegend, sich hinlegend – seine Schwäche zum Ausdruck bringt, wäre der Betrug durch den Tod nicht möglich. Dieser müsste entscheiden, von welcher Seite er an den Arzt herantritt: vom Kopf- oder vom Fußende her. Der Tod könnte den Arzt dann immer noch töten, doch sein Tod wäre kein blinder mehr, sondern ebenso sehend wie all die Tode, die der Arzt als Arzt zuvor begleitet hatte.

Weil nun aber wiederum ein Arzt dies nur dann sein, wenn er steht, und nicht dann, wenn er sich zu seinem Patienten legt, steht er, wo er selbst plötzlich zu letzteren gehören soll, vor einem Dilemma. Er kann sich nicht hinlegen, weil er dann kein Arzt mehr wäre. Er kann aber auch nicht stehen bleiben, weil er als Stehender niemals erfahren wird, wie der Tod zu ihm steht. Diese Kenntnis setzt immer schon voraus, dass man die Schwäche anerkennt, wesentlich ein Liegender zu sein. Es ist, als wäre der Tod durch den Kontakt zur Königsfamilie zu dieser herrschaftlichen Geste des Immer-aufrecht-stehen-Wollens verführt worden, und als würde durch den plötzlichen Sturz, der den Abschluss des Märchens bildet, der Ausgleich zwischen Tod und Leben und zugleich auch ein Ausgleich zwischen Stehen und Liegen geschaffen.

Die einzige Frage, die dann noch offen bleibt, bezieht sich auf die rotierende Bewegung, in die der Arzt zuvor seine königlichen Patienten zu versetzen gewusst hatte. Die Rettung des Königs und seiner Tochter ist ja, so vermittelt uns das Märchen, nicht allein auf das Kraut zurückzuführen. Vielmehr gewinnt man den Eindruck, dass der Arzt seine Patienten erst einmal vom Tod weg drehen muss, um überhaupt die Chance zu haben, diesen Kraut und Leben einzugeben.

Dass der Tod in hoffnungslosen Fällen an's Fußende zu treten pflegt, hat mit einer Tradition zu tun, die besagt, Tote dürften nur mit den Füßen voraus aus ihrem Haus getragen werden. Es ist, als bedeute die Annäherung des Todes an die Füße des Patienten, dass dieser niemals auf die Beine komme, kein Fuß mehr im Leben fassen wird.

Doch gleichzeitig ist die Wahl von Kopf- und Fußende auch ein Mittel der Kommunikation. Der Tod erhöht das aufrecht-stolze Stehen des Arztes, indem er im Wortsinn Stellung zum Sterbenden bezieht. Das aber ist in gewisser Weise schon ein Trick, ein taschenspielerischer. Als es am Ende um den Tod des Arztes geht, erweist sich, dass der Trick, der ihm zu Ruhm, Ansehen und fast auch zu einem Königtum verholfen hat, nur funktionieren kann, wenn es jemanden gibt, auf dessen Körper der Trick einwirken kann. Arzt und Tod brauchen immer einen Dritten, um ihre Absprache in die Tat umsetzen zu können. Und da die Tat immer über Tod und Leben entscheidet, ist es eben auch eine Frage auf Leben und Tod, wenn das Dritte wegfällt.

Das Kipp-Motiv, das den Text beschließt, antwortet auf dieses Dilemma: Der Arzt ist zum Schluss ein Stehender, der im nächsten Moment zu diesem Dritten – dem Liegenden – wird. Er sinkt (oder kippt) sich selbst zu Füßen, was bedeutet, dass der Tod nicht mehr an seinem Haupt stehen kann. Der Arzt ist das *tertium comparationis* zwischen dem Tod, gegen den er zu stehen versucht, und dem Liegend-Hingestreckten, den derselbe Tod ereilt. Mit anderen Worten: Der Arzt kann sich drehen und wenden, wie er will, sprachlich, körperlich – die Drehung, mit der er seine Patienten hatte retten können, wird ihm selbst nicht möglich sein.

Denn bevor er als Liegender seine Füße vom Tod weg drehen könnte, muss er überhaupt in die Position des Liegenden gelangen, und darin besteht die ganze Schwierigkeit. Als Stehende und Miteinander-Sprechende sind Tod und Arzt zwei Figuren, die ihre Köpfe einander zuwenden. Doch wenn der Arzt fallen wollte (um zu erfahren, ob der Tod es ehrlich mit ihm meint und wirklich an seinem Kopfende stehen wird), müsste er, im Fall, dass der Tod ihm doch an's Leben will, die Kraft finden, seine Füße selbst, ohne ärztliche Hilfe, von seinem Gegner wegzudrehen, um zwischen seinem eigenen, liegenden

Kopf und dem über ihm aufragenden des Todes das Gespräch und die Verhandlungen über's Leben fortzusetzen.

Das Märchen lehrt, wie schon weiter oben gezeigt, dass ein Arzt in den entscheidenden Momenten immer nur ein Arzt für jemand anderen sein kann, niemals aber für sich selbst. Der Arzt heilt andere, doch sich selbst nur so lange, wie er zu stehen vermag. In dem Moment, in dem er in die liegende Position gesunken und zum Drehen unfähig geworden ist, bräuchte er einen zweiten Arzt – einen anderen als sich selbst –, um weggedreht und wieder in die stehende Position des Lebens hochgezogen werden zu können. **Das Märchen ist damit auch eines über die Einsamkeit von Ärzten. Sie stehen und stehen, doch in dem Moment, in dem sie zusammenbrechen, liegen sie und sind keiner Drehung mehr fähig.**

Und weil die Umstehenden, die ihnen zur Hilfe kommen könnten, nicht den Blick und die Kenntnisse haben, die es ihnen erlauben würden, den Tod zu erkennen und den darniederliegenden Arzt von ihm wegzudrehen, sind Ärzte als Figuren zu betrachten, die der Gleichheit besonders ausgesetzt sind: **Sie liegen wirklich, wenn sie liegen, und sind dabei ganz ehrlich, will heißen: hoffnungslos ausgeliefert.** Zwar scheint es zunächst, als würden sie ihre Ebenbürtigkeit zum Tod aufrechterhalten, d.h. sich durch ihr Wissen selbst retten können, doch wie das Märchen zeigt, verhält es sich gerade umgekehrt: Das Wissen wird dem Arzt zum Verhängnis, wieder einmal. Er weiß mehr, als dem Tod lieb ist. Der akzeptiert dieses Wissen nur so lange, wie die Einsamkeit des Arztes gesichert ist.

Der Arzt muss zwischen all den vielen Lebenslichtern allein fallen, weit entfernt, in eine dunkle Höhle entführt, dahin, wo niemand die Wendung seines Geschicks herbeiführen kann. Ans Kopfbende des Arztes zu treten, würde heißen, anzuerkennen, dass lebensrettend ist, was er weiß und im Kopf hat. Doch Ärzte können sich diesen ihren Kopf nur so lange bewahren, wie der Tod ihnen das Stehen zugesteht. **Und weil eigentlich die Rückkehr von König und Königstochter zum Leben dafür verantwortlich ist, dass der Arzt im Wortsinn dem Tod anheim-fallen muss, zeigt das Märchen eine Art Opfertod. Schockierend an diesem ist, dass es der Arzt gut gemeint, dass er gegen seine eigenen Interessen gehandelt hat, und das gleich mehrfach.** Hätte er nur den König gerettet, wäre sein Leben noch nicht in Gefahr gewesen. Der Tod hätte ihm verziehen. Doch als der Arzt dann auch die Prinzessin rettet, springt der Tod **wie eine Ansteckung** von der Prinzessin auf ihn selbst über und tötet ihn.

Als Opfertod kann man sein Sterben bezeichnen, weil er sein Leben an Stelle des königlichen hingibt. Das, was sein Vater hatte verhindern wollen, tritt ein. **Der Arzt wird bestraft für die Sünde, die darin besteht, den Reichen und Mächtigen eine Vorzugsbehandlung zuzugestehen. Diese danken es dem Arzt nicht, sondern leben weiter, während er stirbt.** In der Tat steht der Arzt am Bette des Königs und dann am Bette der kranken Tochter. Doch umgekehrt sind König und Prinzessin nicht da, als der Arzt ihrer bedarf. Die soziale Ungleichheit, die der Arzt durch die Anwendung seines Wissens zu durchbrechen meinte – eine Anwendung, die den Mächtigsten zugute kam –, erweist sich als beständig. Der Arzt bleibt Arzt und stirbt obendrein. Er rückt nicht zum König auf, sondern belässt den alten in seiner Funktion.

Insofern ist der Opfertod des Arztes doppelt tragisch. Der Arzt lässt sich verführen vom Gefühl des Mitleids, ohne einen Blick dafür zu entwickeln, dass die Hierarchien jede Wendung, Drehung zu seinen, des Arztes, Gunsten nicht vorsehen. **In den Genuss der Drehung hin zu einem glücklichen und langen Leben kommen immer nur die Reichen.** In dieser Hinsicht hat sich der Vater getäuscht und sich den falschen Gevatter für sein Kind ausgesucht.

Fernbeziehung

Für die Müllmänner kleben jetzt manche Leute Grüße und Dank auf ihre Mülltonnen. Eine Kommunikation, die zeigen will, dass man weiß, wie wichtig es ist, dass diese Arbeit weitergeht. Und manchmal wird zum "Merci" auch ein rotes Herzchen dazugemalt.

Strebertum

Es ist wie in der Schule und doch ganz anders. Wer was sagen will, muss die Hand heben. Nur erfolgt das Heben jetzt durch den Klick auf ein Hand-Symbol, und wenn man vergisst, die Hand durch erneuten Klick wieder runterzunehmen, bleibt die Hand die ganze Zeit oben und merkt es gar nicht.

Das stört dann die Ordnung der Sitzung, denn keiner weiß, ob man wirklich immer noch was sagen will und immer noch etwas und immer wieder, wie damals die Streber in der Schule, die die Hand vor lauter Eifer auch nie runter bekamen.

Aber jetzt ist die Hand nicht wirklich die eigene, sondern angewiesen auf die lenkende, wirkliche, die draufklickt oder auch nicht, je nach Grad der Aufmerksamkeit. Ich stelle fest: Ich vergesse, auf sie drauf- und mich, für alle sichtbar, auszuklinken oder -klicken. Denn ich bin mit meinen Gedanken ganz woanders. Und sehen tut mich eh niemand. Nur meine Hand. Und die Anfangsbuchstaben meines Namens, die zeigen, dass ich noch da bin. Obwohl ich eigentlich, ganz unbemerkt, auch woanders sein könnte und meine Anfangsbuchstaben statt meiner an der Sitzung teilnehmen lassen könnte.

Die Hand dauernd hochzuhalten, wird plötzlich zum fatalen Zeichen dafür, dass ich das Gegenteil eines Strebers bin: die unaufmerksamste von allen. Eine, die nichts sagt, nichts zu sagen hat, verloren ist an anderes und zu allem Überfluss doch dauernd aufzeigt. So aber habe ich noch nicht einmal die Möglichkeit, wegzugehen. Man könnte mich ja aufrufen und mir, wie die fremde Hand es gewünscht hat, die mich jetzt in der Hand hat, das Wort erteilen, das ich gar nicht will.

Akzente

Krisensitzung der Fakultät, viele technische, vor allem prüfungstechnische Fragen. Ein Chaos, in dem sich Stimmen und Positionen kreuzen in einem sich trotz allem beherrschenden Ton. Kein Wort über das Virus.

Erst am Schluss, als Epilog gleichsam, stellt ein spanischer Kollege vor versammelter Mannschaft dazu eine Frage. Eine, die sich an mich richtet und an mich allein. Ich, als Deutsche, ich solle ihm doch bitte erklären, wie wir "das" geschafft hätten.

"Das" – ich verstehe es gleich: Er will von mir, weil ich Deutsche bin, wissen, warum wir so wenige Tote hätten. Ich, die ich Deutsche bin, stehe für den Erfolg, nicht aus Spanien zu kommen und daher so viel weniger Tote zu haben. Es geht um das, was Spanien hätte besser machen müssen, um die Toten eines Landes, aus dem dieser nette Kollege kommt, durch dessen starken, spanischen Akzent ich immer an den Meinen, nicht weniger starken erinnert werde und mich so, umgeben von Franzosen, seiner brüderlichen Verbundenheit erfreue. Mein spanischer Bruder, mein Halt.

Doch jetzt sind wir ganz plötzlich getrennt durch Zahlen, die aus unseren jeweiligen Ländern zu uns herüberschallen, er mit seinen vielen Toten und ich mit meinem Erfolg. Und da ich keine Antwort weiß und keineswegs im Gefühl lebe, zu einem "Wir" zu gehören, das "das" geschafft hat, trauere ich plötzlich darum, dass er seinen Akzent hat und ich den Meinen und dass zwar beide stark und für jedes französische (und sogar für unser eigenes) Ohr klar vernehmbar sind, jetzt aber plötzlich eine ganz andere Bedeutung

gewinnen als bisher: Er ist aus Spanien und ich bin aus Deutschland, unsere Akzente sind nicht die gleichen und unsere Totenzahlen auch nicht, und so stehe ich für einen Sieg, für den ich noch nie hatte stehen wollen, auch dann nicht, wenn es in Deutschland wirklich weniger Tote gibt als in Spanien.

Und so sage ich, das "Wir" instinktiv abwehrend und den Akzent, der mich verrät, gleich mit, ich würde mehr nach Italien gucken, denn immerhin gehöre ich zu einer deutsch-italienischen Familie. Mit diesem Hinweis mache ich mich frei vom Schrecken des Erfolgs, vom längst versunkenen "Wir", aus dem sich mein bleibender Akzent erklärt, und ich erkläre mich zugehörig zu einem neuen, deutlichen Akzent, der der meines Mannes ist mit seinen eigenen, italienischen Toten, die gar noch zahlreicher sind als die in Spanien.

Zugleich weiß ich aber sehr gut, dass mein Akzent in Wirklichkeit doch ein deutscher ist und kein italienischer, dass ich mir also Tote anmaße, die, nach Maßgabe der Akzente, nicht die Meinen sind. Und doch will ich darauf bestehen, das Französische mit spanischem Akzent zu sprechen oder meinetwegen auch mit italienischem oder einem ganz und gar anderen, denn zu traurig wäre es doch, diese innige Verbundenheit zu verlieren mit Mariano, meinem Bruder, dessen Tote plötzlich gegen die Meinen stehen wie im Krieg.

Pro-cura

Mein italienischer Schwiegervater, fast neunzig, kann, seitdem ein Oberschenkelhalsbruch seine allgemeine Schwäche erhöht hat, nicht mehr aus dem Haus. Seit nunmehr drei Jahren lebt er, versorgt von einer Haushälterin, die täglich für ihn einkauft und putzt, in den eigenen vier Wänden.

Jetzt, seit der Ausgangssperre, ist er integriert in eine Erfahrung, die nicht mehr nur die Seine ist: Alle leben sie in den eigenen vier Wänden und können nicht mehr aus dem Haus. In seinem Alleinsein ist er nicht mehr wirklich allein. Oder gilt das genaue Gegenteil?

Die Haushälterin, eine Moldavin, die seit Jahren illegal in Italien lebt, gut Italienisch spricht und erst kürzlich eine Philippinin abgelöst hat, die Jahrzehnte legal in Italien gelebt hat, als Putzfrau arbeitend, ohne ein einziges Wort Italienisch zu lernen – diese Moldavin, sage ich, muss jetzt weiterhin ihre vier Wände verlassen und bei meinem Schwiegervater putzen gehen. Das Problem ist nämlich, dass sie, obwohl sie gut Italienisch spricht und Tochter und Enkelin im gleichen Viertel hat, sehr wohl rausmuss, denn ihr illegaler Status verlangt, dass sie Geld verdient, um die Miete für die eigenen vier Wände zahlen zu können. Sie geht also raus, um drinbleiben zu können, kann aber nicht drinbleiben, weil sie raus muss.

An jedem Tag, an dem sie diese ihre Wände verlässt, um bei meinem Schwiegervater putzen zu gehen, läuft sie Gefahr, von der Polizei an- und als illegal in Italien lebende Moldavin festgehalten zu werden. Jeder Einkauf ist ein Risiko: ein Risiko für sie, und darum auch ein Risiko für meinen Schwiegervater. Denn würde sie an- und festgehalten, wäre er allein Zuhause, unversorgt, erstmals in einer Isolation, die bisher kaum als steigerbar erschienen war. Und doch ist sie's. Wenn diese Frau aus seinem Leben wegbricht, ist die Isolation eine totale.

Doch noch kommt sie, fährt durch die halbe Stadt Rom, nimmt Busse und Metros, die voller Leute sind, weg von ihrer Tochter und Enkelin, um den Wünschen zu folgen, die mein Schwiegervater in drei Jahren seiner fast gänzlichen Isolation zu einem regelrechten Ritus entwickelt hat: Eingekauft wird jeden Tag. Es gibt viele Gründe: "Der Kühlschrank ist klein und alt, es passt nicht viel hinein." "Das Geld ist knapp, man verliert die Kontrolle, wenn man für mehrere Tage zugleich einkauft." "Auf welches Essen man Lust hat, weiß

man immer erst an jedem neuen Morgen." Usw.

Der wichtigste Grund aber ist, dass mein Schwiegervater nicht mehr rausgehen kann und seine Haushälterin sozusagen an seiner Stelle geht. Er geht zwar nicht mit und sieht nichts von dem, was sie sieht, dennoch ist es, als sei ein Teil von ihm – der moldavische – im Supermarkt gewesen. Der Beweis dafür ist der Einkauf, den die Haushälterin auf den Küchentisch stellt, jeden Tag von Neuem, als Neues, wenn auch Ritualisiertes, das beweist: Es gibt sie noch, die Welt da draußen.

Diese Welt sind auch wir, die weit entfernt lebenden Kinder. Und wir plädieren für eine andere Form von Symbiose zwischen meinem Schwiegervater und seiner Haushälterin. Das Argument: Wenn sie täglich kommt und Busse und Metros nimmt, besteht zwar in den vier Wänden meines Schwiegervaters schwerlich das Risiko, das sie sich mit dem Virus ansteckt (woher sollte er es auch haben!), in den Bussen und Metros aber sehr wohl. Aus dem gleichen Grund ist es unverantwortlich, am Ritus des täglichen Einkaufs festzuhalten, denn auch wenn das Eisfach des alten Kühlschranks schon in bizarren Zapfen in die anderen Fächer hineinwuchert und den Platz, an dem man den Einkauf unterbringen kann, vermindert, ist sehr wohl Platz genug für die Bedürfnisse eines fast Neunzigjährigen, der kaum noch etwas isst. Wir versuchen, ihm klarzumachen, dass man sich das Geld auch über ein paar Tage hinweg einteilen und das Essen auch schmecken lassen kann, wenn man nicht erst am Morgen entschieden hat, worauf man gerade Lust hat. Eine größtmögliche Isolation für sie sei voll in seinem eigenen Interesse.

Aber das alles verfängt nicht. Die totale Isolation, in der mein Schwiegervater lebt, macht es erforderlich, dass an seiner Stelle diese seine Haushälterin das Haus verlässt. Die Aussicht, dass sie, eben weil sie das Haus weit mehr als nötig verlässt, nicht wiederkommen könnte, weil sie entweder von der Polizei angehalten wird oder sich mit dem Virus infiziert, schafft es in den Gedankenkreis meines Schwiegervaters nicht mehr herein. Diese Frau muss kommen, also wird sie kommen – das ist seine feste Überzeugung.

Und so bangen wir und bangt der zweite, in Rom lebende Sohn, dass der Frau nichts geschehen möge in ihrer Notwendigkeit, die Isolation zu durchbrechen, und dass die Krankheit, die sie ergreifen könnte, meinem Schwiegervater nicht vor Augen führt, dass schon jetzt eine Realität existiert, die er für nicht gegeben hält: Einkaufen geht immer nur sie, allein, auch wenn sie an seiner Stelle und er gedanklich mit ihr geht, als ginge er wirklich und wahrhaftig.

Reise...

...um die Welt

Als ich aufbrach, um auf einer Insel im Indischen Ozean zu leben, hatte ich das Gefühl, dass ich eine Weltreise machte. Und als ich dort zu leben begann, war's wirklich ein weiter, weiter Weg, um wieder zurück in die Welt zu kommen. Oder zurück in das, was sich für die Welt hielt.

... um die Insel

Als ich begann, auf der Insel zu leben, merkte ich, dass es keine Ecken gab und ich nach rechts fahren konnte oder nach links, aber nicht geradeaus, denn sonst fuhr ich mitten hinein in den Ozean. Also fuhr ich nach links oder nach rechts, kreisend so oder so. Nur wenn die Straße nach links wegen Steinschlags gesperrt war, konnte ich nur noch nach rechts fahren, und das war dann zwar so, aber nicht mehr so oder so.

... um die Stadt

So wie so war das bald nicht mehr wichtig, denn auf einer Insel kann man nur leben, wenn

man um anderes kreist als um die Insel. Und darum kreiste ich schon bald nicht mehr um die Insel, sondern blieb in meiner Stadt. Je kleiner die Kreise dort, desto weiter, so schien mir, der Horizont dessen, was mich bewegte. Und das war auch die Insel, aber mehr noch ein weg von der Insel.

... um's Viertel

Als das Virus einsetzte, durfte man anfangs noch in einem Umkreis von zwei Kilometern spazieren gehen. Und ich ging zum Fluss, hinein in die Berge, die dort eine gewaltige Schlucht säumen. Pflanzen, Bäume, ab und zu eine Ziege, fast keine Menschen. Steinschlag auch hier. Und das alles war so nah wie fern.

... um die Straße

Dann durfte man nur noch eine Stunde pro Tag nach draußen gehen, in allernächster Nähe zum eigenen Haus, die Erklärung, warum man überhaupt noch rausgehe, unterschrieben in der Tasche. Autos fahren kaum, alles war wie neu, und die nächste Nähe kam mir erstmals wirklich nahe vor und fühlte sich wärmer an als zuvor.

... um mein Zimmer

Jetzt lese ich de Maïstre und finde, es stimmt nicht. Nichts ist zu erzählen von meinem Weg zwischen Tisch und Bett, Bücherschrank, Klavier und Stuhl. Höchstens über Tisch, Bett, Bücherschrank, Klavier und Stuhl selbst. Den Bücherschrank musste ich selbst bauen, denn es wird wenig gelesen auf der Insel und Regale mit engen Abständen, in denen man viele Bücher unterbringen kann, gibt es nicht. Das Klavier ist akklimatisiert seit bald dreißig Jahren, doch es kommt aus der DDR wie ich und heißt Forster. Also ist die Frage, wie es wohl ausgerechnet in den Indischen Ozean gekommen sein mag, interessanter als mein Weg zu ihm, vorbei an Tisch, Bett, Bücherschrank und Stuhl. Es sei denn, ich sage mir, das Klavier sei auch ich, die ich mich fragen muss, wie ich ausgerechnet in den Indischen Ozean gekommen bin, auf dieses Insel, in dieses Haus und sein Zimmer mit einem Klavier ausgerechnet aus der DDR.

Neue Erotik

Mein Sohn, neun Jahre alt, hat die Zeichen der Zeit weit früher erkannt als alle Politiker. Kaum setzte das Virus ein und wurde der Mangel an Masken erkennbar, gegen den man dann doch nichts tat, begann er nachzudenken. Und er bastelte mit dem Innen-Polster von alten Busenhaltern und je zwei Gummibändern für die Ohren Busenhalter-Masken für die ganze Familie, auf dass uns allen nichts passiere. Jetzt tragen wir unsere Busen bunt zur Schau, öffentlich und ohne Scham, denn jeder tut, was er kann, wenn schon die Politik so impotent ist und sich noch nicht einmal dafür schämt.

Kumulative Wirkung

Es ist nicht wahr: Afrika hat nicht mit anderen Problemen zu tun als mit dem Virus. Es hat mit anderen zu tun *und* mit dem Virus, und was das bedeutet, kann man wohl kaum ermessen, wenn das einzige Problem, mit dem man zu tun hat, das Virus, dieses spezielle, eine, ist. Die Masern greifen um sich, andere Viren, eben weil dieses eine Virus um sich greift. Impf-, Hilfs- und Nahrungsprogramme werden zurückgefahren, alles wegen des Coronavirus. Also kommt es in Europa zu Toten wegen dieses einen Virus, in anderen, ärmeren Ländern aber zu Toten wegen dieses einen Virus und wegen all der vielen anderen Probleme, die dadurch entstehen, dass Europa nur noch mit dem einen Virus

beschäftigt ist und glaubt, es sei das einzige Problem, mit dem sich alle beschäftigten.

Also ist das Problem der armen Länder nicht allein das Virus, sondern die Art der Beschäftigung bei uns und mit uns, die aus dem Blick geraten lässt, dass anderswo, wo so viel anderes zu lösen war, das Virus ebenfalls ins Zentrum tritt, aber nur als Ausläufer einer Zentralität, die weiterhin von uns aus definiert wird, und nicht von denjenigen, die jetzt ein Problem haben mit anderen Problemen *und* mit dem Virus.

Optimismus

Auf La Réunion ist man dabei, 4500 Tablets zu verteilen, damit Kinder, die bisher gar keinen Unterricht machen konnten, endlich wieder mit der Schule in Kontakt treten. Gleichzeitig kündigt das Erziehungsministerium an, ab dem nächsten Schuljahr würden auf der Insel 48 Lehrerstellen gestrichen. Man scheint darauf zu vertrauen, dass es die Tablets schon richten werden und die Kinder mit ihren Tablets jetzt eh wissen, was zu tun ist.

Diplomiert

Mit einer Woche Verspätung ist auf der Insel eine Lieferung von Masken eingetroffen, von denen eine bestimmte Quote auch den Apotheken zusteht, denen die weitere Verteilung bei Ärzten und medizinischem Personal obliegt. Die Masken für die Apotheken dürfen jedoch nur von den ausgebildeten Apothekern genutzt werden und nicht von ihren Helfern ohne Abschluss, die mit ihnen in der Apotheke die Verteilung organisieren. Denn erstens ist die Lieferung zu spät eingetroffen, zweitens reicht die Anzahl nicht aus und drittens sind die Apothekenhelfer eh Leute ohne Abschluss und daher für den Abschluss freigegeben.

Ab in's KZ

Das ist jetzt der Name. Ein Symbol. Zahlen und Statistiken in täglicher Wiederkehr, und auch die Presse erinnert an Leben und Karriere des Nobelpreisträgers. Nur vergisst sie geflissentlich, dass Koch nicht nur in Europa unterwegs gewesen ist, sich nicht nur für Milzbrand, Tuberkulose und Cholera interessiert hat, sondern auch für die Schlafkrankheit und damit für Afrika. Daher seine Reisen in die deutschen Kolonien, um dort einen neuen, medizingeschichtlichen Durchbruch zu erzielen. Die Übertragungswege durch die Tse-Tse-Fliege waren zu erkunden, und am besten gleich auch ein Heilmittel gegen die tödliche Müdigkeit zu finden, die die Krankheit bis heute als ein beängstigendes Symptom begleitet.

Nach Deutschland zurückgekehrt, empfahl Koch den zuständigen Ministerialbeamten, sie mögen für eine strikte Trennung der Kranken von den Gesunden sorgen, um der weiteren Ausbreitung der Krankheit und den gravierenden ökonomischen Problemen, die mit dem Wegfall von Arbeitskräften einhergingen, einen Riegel vorzuschieben. Die Infizierten, die oft noch gar nichts von der Krankheit spürten, sollten in eigens errichteten Konzentrationslagern – so der von den Briten übernommene Ausdruck – abgesondert gehalten werden. Eine solche Massnahme sei nicht so hart, wie es Europäern erscheinen möge, denn immerhin sei man nicht in Europa, sondern in Afrika.

Wie in anderen Kolonien benachbarter Staaten auch zeitigten die Massnahmen die entgegengesetzte Wirkung: Die Schlafkrankheit breitete sich massiv aus. Die vollkommene Missachtung der sozialen Strukturen, die Unversorgtheit der Kranken, deren einzige Behandlung im Warten auf ihren Tod bestand, und die, im Widerspruch zum

bloßen Warten geübte Praxis, ein neues Medikament an Patienten auszuprobieren, denen man nicht eigens zu erklären hatte, was sie erwartete, führten zu Fluchtbewegungen, durch die die Krankheit in neue, zuvor verschonte Gebiete drang. Die vermeintliche Lösung erhöhte die Infektionsrate.

Dabei wusste man sehr wohl, dass eine Nebenwirkung der Medikamente darin bestand, dass Patienten massenhaft erblindeten, man wusste auch, dass Familien brutal voneinander getrennt worden waren, doch man wollte nicht wahrnehmen, dass die von den europäischen Kolonialmächten gezogenen Grenzen, die jetzt im Kleinen durch die Konzentrationslager wiederholt werden sollten – als isolierte, in sich geschlossene Territorien im Kleinen – ohnehin ganz und gar künstlich waren und den realen historischen Gegebenheiten nicht einmal in Ansätzen Rechnung trugen. Das Ergebnis war die Durchbrechung dieser Grenzen und das massive Um-sich-Greifen des Schlafes über die jeweiligen, von einem bestimmten europäischen Land geführte Kolonien hinaus. Die Krankheit zeigte, was von jeher gegolten hatte: Sie hatte keine Nationalität, jetzt noch weniger als zuvor.

Da der Schlaf der Gerechten bis heute anhält und die Idee, was in Europa als hart empfunden werde, werde in Afrika noch lange nicht auf gleiche Weise empfunden, zählebig ist, darf man hoffen, dass Robert Koch vor eventuellen Neubelebungsversuchen hinreichend lange ausgekocht und damit sterilisiert wird. *Hier* sprudeln schon lange keine Inspirationsquellen mehr für's Heute.

Verantwortung

Zu Beginn, als die Ausbreitung des Virus noch von der Suche nach Einhelligkeit in der politischen Sprache begleitet war, hieß es warnend, man solle bloß nicht glauben, dass das Tragen selbstgemachter Masken irgendeinen Schutz bedeuten werde. Die Zeitungen fuhren eine Menge Experten auf, um den herrschenden Irrglauben und die laienhafte Produktion von Masken zu bekämpfen.

Jetzt sind wir nicht mehr am Beginn des Virus, sondern mitten drin, und es hat sich gezeigt, wie sehr schön und erleichternd ist, dass die Idee vom Maskentragen nur ein Irrglauben ist, den man unter Anrufung von Experten von Anfang an zu bekämpfen suchte. Bezüglich der Masken ist nämlich ohnehin an allen Enden und Ecken ein Mangel zu beobachten, und da kommt die Tatsache sehr zu pass, dass das Tragen selbstgemachter Masken eh keinen Schutz bedeutet.

Denn wenn Masken einen Schutz bedeuten würden, stiege die Nachfrage nach ihnen über die Nachfrage von Ärzten, Krankenschwestern, Kassiererinnen und anderen Berufskategorien hinaus an, und die Unmöglichkeit, sie adequat zu versorgen, käme noch stärker zum Vorschein. Es würde dann eine Nachfrage herrschen, die den Mangel weniger an allen Enden und Ecken sichtbar werden ließe, sondern vor allen Dingen an den Enden, den tödlichen, von denen ja jetzt schon genug zu erzählen und zu zählen ist. Weil es die Politik also beruhigender fand, dass man sich mit dem Tragen von Masken keine Beruhigung verschaffen kann, wurde es zur herrschenden Praxis, dass man keine Maske trug.

Jetzt aber kommen doch langsam Masken ins Land, und auch eine heimische Produktion organisiert sich, die allerdings erklärtermaßen nur für diejenigen gedacht ist, die die Masken, die so ganz unnützen, brauchen, weil sie sich eben doch bezüglich all der Ecken, Enden und Kanten, an denen man sich zur Zeit stößt, als nützlich erwiesen haben.

Damit fließt eine neue Maxime in die öffentlichen Diskussionen, neue Experten werden von den Zeitungen aufgetrieben. Es zeigt sich: Je größer die Verfügbarkeit von Masken, desto hörbarer die Stimmen derjenigen, die sagen, dass das Tragen selbstgemachter Masken einen wichtigen Schutz bedeute und die Herstellung eigener

Masken, so laienhaft sie auch sei, immer noch besser sei als nix. Das will heißen: Wir haben jetzt mehr als nix, und darum kann auch der Gedanke einer gewissen Nützlichkeit Anwendung finden, mit allen praktischen und näherischen Konsequenzen, die daraus folgen.

Das alles klingt böse nach Verschwörungstheorie: Die Politik enthielt das Wissen, das sie hatte, der Bevölkerung vor, weil sie – die Regierung – das allgemeine Maskentragen, das aus diesem Wissen hätte erfolgen müssen, nicht hätte anbieten können. Doch das ist nicht gemeint. Vielmehr zeigen sich kollektive Prozesse, in denen immer nur die Annahmen für richtig gehalten werden, die zu einem bestimmten Zeitpunkt der Krise auch praktisch umsetzbar sind. Es ist eine Form perversen Optimismus, der sich Bahn bricht, weil so vieles gar nicht optimistisch stimmt. Man sagt gleichsam: "Wir haben nix, aber es wird schon gutgehn."

Es ist diese Haltung, die als problematisch zu bezeichnen ist. Nicht weil bewusst gelogen worden wäre, wurde die Idee des Selbst-Handelns gehemmt, sondern weil die Selbstanalyse der Politik so gering ausgeprägt war und der eigene Hang zum Optimismus nicht kritisch untersucht wurde. Und ebenso wenig wurde gefragt nach den selbstverstärkenden Prozessen, die sich ergeben, wenn so genannte Experten alle zum gleichen Dilemma befragt werden und sich gegenseitig in diesem ihren Optimismus bestärken. Der Optimismus konnte sich selbst glauben machen, er sei sehr realistisch und sogar pessimistisch, sagte er doch, die selbstgemachten Masken hülften gar nicht. Das schien aufgrund der in diesem Satz enthaltenen Negation wirklich kein optimistischer Satz zu sein. Und doch war es einer, denn er hielt die Bevölkerung davon ab, sich über ein bestimmtes Maß hinaus um den Mangel an Masken Sorgen zu machen.

Und jetzt ist also der Umschlag da. Es wird plötzlich sehr dringend dazu geraten, sich selbst Masken zu basteln, weil das einen gewissen Schutz gegen das Virus bedeute. Und die Leute beginnen, ihre Nähmaschinen herauszuholen und Materialien aufzutreiben, mit denen sie das herstellen können, was sie schon von Anfang an hätten herstellen können, wenn man ihnen denn nicht gesagt hätte, es habe gar keinen Zweck, es zu versuchen. Darin liegt die Krux: Der sich als pessimistisch gebende Optimismus der Politik hat den Pessimismus der Bevölkerung, der sich optimistisch und selbsttätig ans Werk hatte machen wollen, blockiert. Er hat, obwohl die Politik so gern das Wort "Eigeninitiative" im Mund führt, einen Pessimismus verbreitet, der darin lag, nur Experten verstünden etwas von dieser Sache und das Selbstgebastelte sei eh nix wert.

Darin also liegt die Verantwortungslosigkeit der Politik: Die Laien lächerlich gemacht zu haben, die den Versuch wagen wollten, für sich (und damit andere) verantwortlich zu sein.

Quad

Ein Quadrat. Vier Schauspieler. Alle laufen stets von den Ecken ins Quadrat hinein, auf den immer gleichen Wegen. Man kann an seinen Rändern entlanggehen oder das Quadrat diagonal kreuzen, doch nie kommt es zu Umwegen oder Schlangenlinien, Kurven, nie zu einer Rückkehr oder Wendung, weil man sich umgedreht und es sich anders überlegt hätte. Die Monotonie des Stückes ist die Monotonie der vorgezeichneten Bahn. Sie ist auch die Monotonie einer vorgeschriebenen Zahl von Schritten, die sich daraus ergibt, dass alle anderen in einem bestimmten Rhythmus gehen. Und die anderen gehen ihrerseits in diesem Rhythmus, weil man selbst in ihm geht, den Kopf gesenkt, eingehüllt in die Kutte, deren Farbe das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen denjenigen darstellt, die mitspielen (oder denen man mitspielt – wer will das entscheiden?). Im zweiten Teil entfällt dann auch sie – die Farbe –, und Rot, Weiß, Blau und Gelb weichen, bewirkt durch so etwas wie die entfärbende Wirkung von einem

ganzen, langen Leben im Schritt, der tödlichen Blässe der Farbe Weiß.

Und doch gibt es nicht nur das Quadrat. Es gibt auch einen Außenraum, in den hinein die Spieler immer wieder verschwinden. Nur kann das Theaterpublikum nicht sehen, was jenseits des Quadrats geschieht. Der Blick ist durch das Quadrat fixiert. Und auch von den Verschwundenen ist, sobald sie wieder auftauchen, nichts über diese Pause, dieses Wegbleiben auf Zeit, zu erfahren. Denn verschwinden tun sie stets allein, jeder in seine Richtung, zeugenlos gewissermaßen, und Sprechen ist im Quadrat nicht vorgesehen. Also steht zu vermuten, dass das Leben "draußen" genauso monoton ist wie das im Quadrat, dass also die Rückkehr keinen veränderten Menschen hervorbringen kann, weil auch draußen Veränderungen nicht stattfinden können. (Beginnen wir heute, davon etwas zu ahnen?)

Wenn stimmte, was gesagt wurde, würde das bedeuten, dass der Eindruck, eingeschlossen zu sein, den das Quadrat durch seine scharf abgegrenzten Ränder atmosphärisch vermittelt, gar nicht richtig ist. Eingeschlossen ist man nicht nur, wenn man drinnen ist, sondern ebenso gut, wenn man den Schritt nach draußen gewagt hat. Die Reichweite des Quadrats ist groß.

Hinzu kommt, dass dem Schritt nichts vom Wagnis anzumerken ist. Die Füße setzen den Schritt mit der gleichen, unbeteiligten Selbstverständlichkeit über die Grenze, mit der sie auch in den Kreis zurückkehren. Es gibt keinen Freudensprung, endlich draußen zu sein, keinen sich hebenden Kopf – nichts, was darauf hindeuten würde, dass der Grenzübertritt überhaupt wahrgenommen worden wäre. Drinnen und Draußen sind identisch.

Und in der Tat gibt es die Grenze nicht. Keine Mauer umzieht das Geviert. Jeder kann kommen und gehen, unbewacht, unbeaufsichtigt. (Eine Ausgangssperre durch die Disziplinierung seiner selbst.) Im Quadrat selbst herrschen strikte Regeln, und deren Zentrum ist der Punkt, dem alle ausweichen. Warum, ist genauso wenig klar wie das Ausweichen voreinander. Tatsache ist nur, dass man sich ausweicht oder dem Punkt. Nicht ausgeschlossen, dass auch diese beiden identisch sind, denn dem Anderen nähert man sich immer nur dann, wenn man auch den Punkt schon fast erreicht hat.

Verwunderlich ist nur, dass die Spieler dem Punkt auch dann ausweichen, wenn sonst niemand mit im Quadrat ist. Das scheint dafür zu sprechen, dass der Punkt, das Loch, die kleine Öffnung oder was immer da den Mittelpunkt der sich kreuzenden Diagonalen darstellt, doch nicht mit dem Anderen identisch ist. Der Punkt wirkt als Ausweichpunkt auch dann, wenn kein Grund besteht, wenn also niemand sonst da ist, dem man ausweichen müsste.

Es sei denn, dass das Ausweichen vor dem Anderen dem Gehenden so sehr in Fleisch und Körper übergegangen ist, dass sie auch dann noch ausweichen, wenn sie's gar nicht müssten. Das wäre wie dann wie das Ergebnis der Implantierung des Bedürfnisses nach körperlichen Distanz, die so tief geht, dass die bloße *Möglichkeit*, man könne jemandem begegnen, reflexhaft die Wendung weg von ihm bewirkt. "Tief gehen" wäre im Wortsinn zu verstehen. Man geht immer tiefer in sich und die Vermeidung hinein, kommt nie an, kommt nie auf den Punkt. So kann man mit dem Gehen nicht aufhören, weil der Punkt, auf den man zugeht – immer und immer wieder, nicht nur einmal –, nie erreicht wird.

Die Frage, die die Gänge stellen, beträfe dann die Unerreichbarkeit des Anderen oder die Angst vor seiner leichten Erreichbarkeit – was auf's Gleiche hinauslaufen mag. (Wir wissen das jetzt.) Man könnte, aber man kann nicht. Die Nähe ist gegeben, aber gerade sie stößt zurück. Der entscheidende Punkt ist die Kreuzung. Hier, über diesem Loch, könnte die Vereinigung stattfinden. Aber sie tut es nicht.

Das Quadrat ist wie ein Klostersgarten geschlechtsloser Wesen, die im engsten Raum ein strenges Schweige-Gelübde mit totaler Distanz verbinden. Solche historischen Vorbilder erklären, dass der Schritt aus dem Quadrat hinaus in der Tat kein Draußen

markiert. Das Quadrat ist die Uhr, denen die Zeiger ausgefallen sind. Doch der Takt funktioniert weiter, und mit unerhörter Zuverlässigkeit. Wie im Kloster sind die verschiedenen, zu verrichtenden Tätigkeiten zeitlich strikt geregelt. Was das Publikum zu sehen bekommt, ist der Moment des Ausgangs, Hofgangs, ähnlich wie im Gefängnis. Nach seinem Ablauf – die hier der Dauer von vier Diagonalen entspricht – warten andere, ebenso monotone Abläufe auf die Teilnehmer. Das Gebet? Die Andacht? Das schweigende Mahl? Manuelle Tätigkeiten in der eigenen Zelle?

Davon wird nichts gesagt. Gezeigt wird nur ein Ausschnitt aus einem immerwährenden Kreisen (einem Kreisen im Quadrat, was einer Quadratur des Kreises gleichkommt). In jedem Fall macht die Parallele zur Isolation bestimmter, klösterlicher Gemeinschaften klar, dass es die Mauern doch gibt. Das Quadrat, das man sieht, ist nur Teil eines sehr viel größeren. Es ist der Außenraum, der Garten eines Gebäudekomplexes, in dessen Umkreis das Publikum durch sein bloßes Zuschauen eingetreten ist. Die Mauern des Theaters (oder Fernsehkastens), in dem das Stück gespielt wird, sind Mauern, die sich hinter ihm und um ihn schließen.

Für die Dauer der Darbietung ist das Publikum wie der Prior, der von oben beobachtet, ob die Regeln der Taktung eingehalten werden. In gewisser Weise wird man als Zuschauer dadurch aber selbst gefangen gehalten. Die strikte Begrenzung, der die Bewegungen der Schauspieler unterliegen, baut sich auch hinter einem selbst auf. Insofern fiele der Blick nicht etwa auf ein Geschehen, in dem sich die Zwanghaftigkeit in Reinform konzentriert. Vielmehr wären die Kreuzungen im Gegenteil das Maximum an Freiheit, das den Figuren erlebbar ist. Man sieht sie ja beim Gang im Garten des Kreuzgangs, also bei so etwas wie Erholung – und gerade nicht bei der eigentlichen Aufgabe, dem Gebet. (Sind das die Freiheits-Aussichten, die auch unsere zu werden beginnen?)

Das Loch in der Mitte des Quadrats entspricht dem Brunnen, durch den die Klöster ihre Unabhängigkeit von der Welt draußen zu verstärken suchten. Auch wenn die Wasserquelle bei Beckett nur in reduziertester Form in Erscheinung tritt, ist sie doch ein Loch, in das man nicht fallen darf. Es ist das Zentrum des minimalen Versorgtseins, auf das es (wie jetzt bei uns) ankommt. Kein Engpass in puncto Wasser. Man vermeidet das Loch, um es sich zu bewahren.

Die Perspektive, die das Publikum auf das Geschehen (oder Nicht-Geschehen) hat, entspricht einer leicht erhöhten Position, einem Draufblick aus einer diagonal ein leicht abgesenkten Vertikalen. Damit ist nicht eine wirkliche Vogelperspektive gemeint, doch zumindest befindet man sich nicht auf der gleichen Ebenen wie die Figuren des Quadrats. Diese Vertikalität, die die Kamera des Fernsehens dem Publikum durch ihrer eigene Aufnahmeposition ermöglicht, hat größte Bedeutung für das Bühnengeschehen. Allgemein gilt: Je kleiner der Raum, in dem Personen sich bewegen, desto überzeugender die Einladung, nicht nur nach rechts und links zu blicken, nicht nur nach vorn, sondern auch – den Kopf hebend – *nach oben*. Eine gering entwickelte Horizontale stärkt die Vertikale. Auch wenn Leben und Bewegung allein in der Horizontalen stattfinden, wird als Ziel doch die ihr Gegenteil – die Vertikale – angestrebt. Das mönchische Leben bietet dafür reiches Anschauungsmaterial. Man schloss sich ein, verurteilte sich zu extrem engen Horizonten, um sich auf diese Weise umso besser auf die vertikalen Verbindungen – die zu Gott, im Himmel – konzentrieren zu können.

Das Verwirrende an den Figuren auf der Bühne ist nur, dass sie den Kopf nicht heben, nie nach oben blicken. Ihr schlurfender Schritt gemahnt eher an die Routine des Hofgangs von Gefangenen, die keine Hoffnung mehr haben, als an Versuche der Erhebung durch die Vermeidung jeder Ablenkung. (Vielleicht erklärt sich aus unserer eigenen Gewöhnung an die Horizontale, dass wir jetzt so schlecht mit der Vertikalität und Enge unserer Räume umgehen können. Die Kommunikation stellt die Horizontalität wieder her, die unser Lebenselixier ist.)

Doch die gesenkten Häupter sind noch kein hinreichender Grund, den Figuren jede Fähigkeit zur Vertikalität abzuspochen. Die Vermeidung von Blicken, die in strengen Klostersgemeinschaften das Schweigegebot zusätzlich verschärfte, konnte ja auch Ausdruck einer Introspektion sein, die gerade die Verbindung zum Himmel garantierte.

Vielleicht findet die Introspektion aber auch gar nicht auf der Ebene der Figuren statt. Es ist gut denkbar, dass die entscheidende Reflexion auf Seiten des Publikums stattzufinden hat. Auch das wäre ganz im Sinne monastischer Konzeptionen: So wie es Mönche und Nonnen gab (geschlechtslose wie die bei Beckett), deren Aufgabe allein in Gebet und Kontemplation bestand, und Mönche und Nonnen, die im Gegensatz zu ihnen das Kloster verlassen durften (und mussten), um durch ihre Arbeit die Versorgung der Eingeschlossenen sicherzustellen, könnte sich Formen der Spezialisierung und Arbeitsteilung zwischen Schauspielern und Zuschauern entwickeln.

Die Monotonie dessen, was man zu sehen bekommen, ist derart groß, dass das bloße Zuschauen Reflexe der Sinnggebung auslöst. (Auch hierin liegen Verbindungen zur aktuellen Situation vor. Sinnfragen stellen sich auf neue und drängende Weise. Monotonie und Bewegungslosigkeit setzen sich um in andere Formen von Bewegung: emotionale, gedankliche... Der Unterschied zu Beckett: Man sieht der Monotonie nicht nur zu, sondern erlebt sie selbst. So stellt sich die Frage nach der Vertikalität ganz unmittelbar und unvermittelt: Das Zuschauen ist nicht nötig, denn man erlebt sich als Zuschauer seiner selbst und also als Zuschauer des auferlegten Immmergeichen.)

Und jetzt wieder das Quadrat. Erstaunlich ist, wie weit die Arten der Sinnggebung auseinandergehen können. Die Suche nach mathematischen Regelmäßigkeiten – dem System –, das sogleich hinter der Synchronisierung der Bewegungsabläufe vermutet wird, ist *eine* Zugangsweise. – Die akustische eine zweite: Wie tragen die Trommelgeräusche, die jeder einzelnen Figur ihre eigene, unverwechselbare Gestalt geben, zur Sinnstiftung bei? – Eine dritte Möglichkeit besteht im Verzicht auf jeden analytischen Zugriff. Die Betrachtung des Bühnengeschehens löst eigene Bilder und Fragen aus, relativ abgekoppelt von dem, was die Figuren genau tun. Sie werden zum bloßen Anlass für die Vertikalität, mit der der Zuschauer sich von der Bühne löst und sich selbst zu suchen beginnt.

Interessant ist, wenn verschiedene Zugangsformen miteinander ins Gespräch kommen. Ich selbst sah mich außerstande, dem Schema des Spiels auf die Spur zu kommen. Die Art, wie die Figuren sich kreuzten, gab mir im Gegenteil das Gefühl ein, dass sehr kompliziert sein müsse, was sie da taten. Ich fragte mich, wie sie sich diese Abläufe hatten merken können und wie sie jeden Zusammenstoß vermieden. Trotz der Regelmäßigkeit, die für mich rein ästhetisch spürbar wurde, blieb nur die dunkle Ahnung, dass etwas dahinterstecken musste, was die Einhaltung von Auf- und Abtritten, sich kreuzenden Bewegungen und Rhythmen regulierte. Aber abgelenkt fühlte ich mich zu ganz anderem. Das System war für meinen Blick nicht entscheidend. Ich steckte schon im Loch und seinem Abgründigen.

Ganz anders der Blick meines neunjährigen Sohns. Der hatte das System nach wenigen Augenblicken verstanden und erlebte die Freude, dass die Voraussagn, die er bezüglich der kommenden Bewegungen traf, sämtlich eintrafen. Die vier Figuren mit ihrem Zwang, je vier Diagonalen zu absolvieren, bevor sie aus dem Quadrat verschwanden, war für mein Kind ein Baustein, aus dem denn auch die schrittweise Füllung des Quadrats, ihre nachfolgende Leere, ihre erneute Füllung, ihre nochmalige Leerung usw. voraussagbar wurden. Auf die Vorhersehbarkeit der Bewegungen jeder einzelnen Figur folgte die Vorhersehbarkeit der Bewegungen aller. Er war also dem kollektiven Aspekt auf der Spur, der Koordination, was zugleich bedeutet: der Synchronisierung von Bewegung. Das aber wurde schnell langweilig, und die anfängliche Aufmerksamkeit erlahmte. So trafen wir uns denn doch – im gleichen Gefühl der Abwehr.

Und hier kommt nun ein weiteres, bisher kaum berücksichtigtes Element hinzu.

Dieses Element ist die Musik. Sie steht im deutlichen Kontrast zur europäischen Idee des Mönchischen, speist sich aus anderen musikalischen Traditionen, die mit europäischen Formen der Kontemplation wenig zu tun haben, so will man meinen. Doch eigentlich ist nicht entscheidend, welche Musik das genau ist. Die Musik spielt, damit die Möglichkeit entstehe, dass sie nicht spiele. Sie spielt auf ihr Verstummen zu. In der Tat tritt, gerade als die Monotonie dem Höhepunkt der an- und abschwellenden Trommeln (die durch den Auf- und Abtritt der Figuren dirigiert wird) zustrebt, Stille ein. Die Musik setzt aus, man hört allein das Geräusch, den die Füße auf ihrem Gang machen. Ihr Rhythmus bleibt unverändert: Die Musik ändert am Schritt der Figuren nicht das Geringste. Veränderung wird nur auf Seiten der Zuschauer wahrgenommen, als Form der Erleichterung. Die Erwartung entsteht, dass die Stille etwas Neues, Anderes ankündigen könne, dass die Figuren, weil sie sich mehr und anders hören, gleichfalls aussetzen könnten.

Doch Beckett tut alles, um diese Erwartung zu zerstören. Die Stille ist von kurzer Dauer. Die Befriedigung, die dem Gefühl entsprang, durch das Hören der Schritte (der musikalisch unbegleiteten) etwas Neues zu hören zu bekommen, erweist sich als Illusion. Die Musik setzt wieder ein, und damit ist klar, dass das Schlurfen ja auch zuvor schon existierte, nur eben leicht abgedeckt durch die Trommelklänge, die sich über sie gelegt hatten. Aber zurückklauschend auf das, was man vor der Stille gehörte hatte und jetzt, nach ihr, gleich wieder hört, entdeckt man, dass man sich das Neue nur zurechtgelegt, es herbeigewünscht hatte, ohne erkennbaren Grund. Die Füße hatten auch zuvor geschlurft, und sie werden es in "Quad II" im gleichen Maße: Füße schlurfen. Mit Musik schlurfen sie zwar schneller und ohne langsamer, aber ihr Rhythmus ist der einer Uhr, die Körper benutzt, um anzuzeigen, welche Stunde es geschlagen hat: eins, zwei, drei und vier.

Ungewöhnlich an dieser Uhr ist weniger, dass sie nicht bis zwölf zählen kann. (Es kann ja gar nicht anders sein: Der Figuren wie unsere eigenen Zimmer haben nun einmal nur vier Ecken.) Ungewöhnlich ist vielmehr, dass die Uhr nicht nur nach vorn zählt, sondern auch wieder zurück. Sie dreht die Zeit nach vorn und wieder zurück, zählend: vier, drei, zwei, eins. (Es ist dies ein Zählen, das wir selbst uns wünschen, dieses letztere – das Rückwärtszählen –, sei es nun ein zeitliches, hin in sorgenfreie "Urzeiten" oder ein sich rückwärts bewegendes, das man sich für die nahe Zukunft mit ihren Ansteckungs- und Todes-Zahlen wünscht.) Aber so, wie wir selbst zahlenmäßig auf dem immer gleichen Punkt verharren (der leider nie der zentrale ist, sondern immer wieder von ihm weggeführt), verharrt auch die Zeit im Stück. Sie geht voran, um wieder zurückgedreht zu werden. Das heißt: Sie vergeht nicht, und darum ist es nur konsequent, wenn Bewegung mehr und mehr als Bewegungslosigkeit wahrgenommen wird und das Immergleiche in uns den Eindruck hervorruft, im Loch tiefster Zeitlosigkeit zu stecken. Die ist aber nicht frei von Unruhe. (Und auch darin wissen wir, wovon Beckett spricht.)

Als Beckett die ersten Probeaufnahmen zu "Quad I" sah, war er mit Schwarz-Weiß-Aufnahmen konfrontiert. Die Farben, die er den Figuren zugeordnet hatten, waren verschwunden. Er soll in diesem Moment ausgerufen haben, jetzt sei es zweitausend Jahre später. Dies war der Kern für die Entstehung von "Quad II". Doch was soll das bezüglich der Zeit heißen? Rechnet Beckett vom Heute aus? Ist jetzt das Jetzt, und "Quad II" spielt in einer Zukunft, die es in zweitausend Jahren gibt? Oder sind die Kutten die Embleme einer Zeit, in der auch gekreuzt und gekreuzigt wurde, und "Quad II" wäre jetzt, zweitausend Jahre, nach "Quad I", unsere eigene?

Wenn wir von Christi aus rechnen müssen und damit selbst in einer Zeit zwei Jahrtausende später angekommen sind, drängt sich das Monastisch-Christliche von Heute vor. Wenn hingegen "Quad II" erst noch kommen wird, können wir uns fragen, wie wir die noch bevorstehenden zweitausend Jahre des Eingeschlossenseins und Abwartens auf das Ende des Virus aushalten sollen.

Lernen für die Zukunft

Wenn wir jetzt spazieren gehen, täglich einmal, die volle Zeit – eine Stunde – ausschöpfend, müssen wir immer ein paar Minuten für das letzte Stück Straße wieder zurück einplanen, als Reserve. Denn vor unserem Haus trifft man jetzt regelmäßig Leute, denen es so schlecht geht, dass man ihren Weg besser nicht kreuzt. Volltrunkene Männer, allein oder, jetzt sehr häufig, ein Paar, das, sich gegenseitig anschreiend und bedrohend, vollkommen außer sich ist und das ganze Viertel auf sich aufmerksam macht, einmal auch ein einzelner junger Mann, der wie wild mit den Fäusten in die Luft schlägt und bei sich bietender Gelegenheit sicher auch mehr als nur in die Luft.

Es stellt sich Übung ein. Man geht einen kleinen Umweg, manchmal auch zwei, guckt dabei auf die Uhr, um zu sehen, ob die verbleibenden Minuten, die mit er Zeitanabe auf dem Zettel korrelieren, noch ausreichen, um wirklich pünktlich nach Hause zu kommen.

Und irgendwie ist es plötzlich, als nämen diese Szenen der Vermeidung eine Zukunft vorweg, in der man trotz Aufhebung der Ausgangssperre manche Begegnungen erneut vermeiden wird. Aber eingeübt hätten wir's ja schon.

Kontinuitäten

Es scheint, dass sich *home-bikes* jetzt wachsender Beliebtheit erfreuen. Man fährt Zuhause, den Blick fest auf den Tachometer gerichtet.

Mir schien's schon zuvor die reine Absurdität zu sein, ein solches Fahrrad zu besitzen, denn es fuhr ja nicht, oder genauer: nur auf der Stelle. Doch Absurditäten werden jetzt im großen Maßstab plausibel gemacht. Man fährt auf der Stelle, weil draußen zwar das Spaziergehen erlaubt ist, Fahrradfahren (echtes) einen aber sogleich in eine anrühige Position bringt. Und so groß ist der Unterschied zwischen dem Kreisen Zuhause und dem Kreise um's eigene Viertel wirklich nicht mehr.

Dennoch: Diese Kontinuitäten zwischen *home-bike* vorher und *home-bike* jetzt lassen deutlicher hervortreten, was schon vor dem Virus Sache war: dass man noch Zuhause den Tachometer und seine Zahlen im Blick zu behalten wünschte, um die Fahrleistung objektiv mess- und steigerbar zu machen, und jetzt geht es eben munter weiter, mit lauter Messbarkeiten gegenüber einer Situation, deren Konsequenzen zu ermessen wir erst noch lernen.

Man solle also nicht behaupten, es fehle an Kontinuitäten. Sie drängen sich mit jeder Drehung auf, die das in der Luft hängende Rad macht.

Unlautere Geschäfte

Neu und beunruhigend ist die aufkommende Entdeckung, dass das Virus, wenn man es denn einmal gehabt hat, von keiner sicheren Immunität begleitet wird. Man kann es einmal bekommen und dann gleich noch einmal.

Vor dieser Nachricht hatte man schon wenig Neigung gehabt, sich das Virus zuziehen, doch wenigstens konnte man sich sagen, dass man, wenn's man's denn doch bekäme, die ganze Geschichte ein für alle Mal hitner sich hätte. (Vorausgesetzt natürlich, man hätte das Glück, das Virus ohne große Komplikationen zu überstehen.)

Doch jetzt stellt sich eine neue Bewertung ein. Es gibt sozusagen nichts mehr auf der "Haben"-Seite zu verzeichnen. Die Aussicht, dass sogar die Herde, die wachsende, da wachsend immune, keinen Schutz mehr bedeuten könnte, sondern die Ansteckung immer weiter und weitergeht, löst Schwindel aus.

Die bisherigen Versuch, zu errechnen, wieviel Prozent der Bevölkerung bereit zu den Immunisierten gehören, waren äußerst unsicher. Drei Prozent? Vier? Mehr? Man war noch weit weg von der 70-Prozent-Marke. Aber immerhin: Erste, schreckliche Schritt waren gemacht worden.

Der Schwindel jetzt kommt zustande durch das Gefühl, die Krankheit beschwinde einen auch in diesem Punkt, es ist nämlich alles noch viel schlimmer und gefährlicher als gedacht. Und irgendwo im Untergrund rührt sich das Wissen, dass man im Stillen gehofft hatte, zu den 30 Prozent zu gehören, die es nie bekommen würden, weil die anderen 70 Prozent es an der eigenen Stelle bekommen haben würden.

Unter den gegebenen Annahmen muss aber diese Rechnung als kleine egoistische Betrügerei erscheinen, und so steht man dem Virus in Bezug auf unlauteres Verhalten in nichts nach.

Störenfried

Gespräch über eine Straßenkreuzung hinweg. (Die gibt jetzt den richtigen Abstand vor.) Zwei Mütter tauschen sich über die Erfahrungen aus, die ihre Kinder mit Unterrichtsforen ihrer Lehrer gemacht haben. Eine Mutter beklagt sich: Ein Schüler habe ein echtes *heat-set* gehabt, ein ganz tolles, doch sein Mikro habe so perfekt funktioniert, dass man die anderen Kindern kaum gehört habe. Dabei habe dieser Schüler gar nichts gesagt. Er sei ganz unbeteiligt gewesen, habe gar nicht mitmachen wollen. Aber *geatmet* habe er, *geatmet* so, dass es allen in den Ohren dröhnte! Wie aber sollte man ihm sagen, damit aufzuhören? Das ging ja nicht!

In der Tat: Es wäre schwierig, dem Klassenkameraden das zu sagen. Denn die Online-Foren finden statt, damit die Luft in die Lungen der Schülerinnen und Schüler ein- und ausströme, ohne Atemgerät. Besser also ein *heat-set* als jenes.

Und doch ist die Mutter zutiefst empört über die fehlende Dezenz dieses gesunden Atems.

Woyzeck

Die getrockneten Hülsenfrüchte, die mit der Ausgangssperre, entgegen allen vorherigen Gewohnheiten, *peu à peu* unseren Speiseplan zu dominieren begannen, sind nicht ohne Konsequenzen geblieben. Und so ist denn die folgende Geschichte zu erzählen.

Mein Sohn, der Erbsen sehr gern isst, klagt über so heftige und anhaltende Bauchschmerzen, dass mir plötzlich das Schreckbild einer Blinddarmentzündung vor Augen tritt. Lieber zum Arzt, um ihm dieses sich krümmende Kind zu zeigen, als das Risiko der allgemeinen Zurückhaltung mitmachen, die sich darin äußert, dass jetzt kaum noch jemand zum Arzt geht. (Nur noch diejenigen, die glauben, das Virus habe sie erwischt.) Aber so gefährlich es sein mag, zum Arzt zu gehen, so gefährlich ist eine unerkannte Blinddarmentzündung. Der Warteraum ist leer, die Praxishelferin sitzt allein, und es stellt sich gleich heraus: Mein Kind hat keine Blinddarmentzündung. Die Erbsendiät sei schuld.

Und so folgt aus den Blähungen denn gleich etwas Neues: Medikamente gegen dieses Problem sind Unfug, man muss nur die Erbsen zurückdrängen, wieder an frisches Obst und Gemüse kommen. Der Gang zu einem der winzigen Märkte, die jetzt von drei bis vier Bauern in den Höfen der leeren Grundschulen abgehalten werden, bietet jedoch, so stellt sich heraus, keine Lösung. Das Angebot ist so gering, dass die Erbsen von dem einzigen Blattgemüse abgelöst werden, das dort zu haben ist: Maniokblätter, sehr hart, sehr bitter, ebenso schwer verdaulich wie die Erbsen zuvor. Ein paar Tage lang kauen wir

mühselig an dem herum, was Abwechslung in den Speiseplan hatte bringen sollen, dann reicht es.

Ich schreibe in den Freundeskreis hinein, auf der Suche nach anderem Gemüse. Auf dass nicht allein die Maniokblätter die Erbsen ersetzen mögen, sondern ganz anderes ins Haus kommen möge, zur Vermeidung von Medikamenten gegen Blähungen, die einer Blinddarmentzündung zu gleichen begannen und mich dazu veranlassten, zu einem Arzt zu gehen, obwohl das aufgrund des Mangels an Masken nicht unbedenklich war. Und jetzt, wo ich weiß, dass sich mein Kind in der Tat nur wegen ein paar blöder Erbsen krümmte oder auch wegen der Maniokblätter, die wirklich ungenießbar sind, Dinge in Gang setzend, die gar nicht auf's Programm gehörten, nutzte ich also die Erbse und nehme sie als etwas Rundes, das den Kommunikationsprozess ins Rollen bringt.

Die Freunde teilen mir mit, wie sie sich versorgen: Neu entstandene Liefermöglichkeiten oder einstige Zulieferer von Restaurants gibt es, die jetzt eine neue, hinreichend betuchte Kundschaft für sich entdecken. Zu den Informationen gegen die Erbsen gehört ein Supermarkt, der kostenlos liefert, wenn man einen Einkauf von mindestens 150 Euro tätigt. Das ist, was wir tun. Mails und Telefonate hin und her, eine Bestell-Liste wird verfeinert, auf der Erbsen nicht vorkommen.

Als die Lieferung dann endlich eintrifft (reich an Obst und Gemüse wie in alten, guten Zeiten), hält man gebührend Abstand voneinander, dankt so nachdrücklich wie möglich, denn das scheint geboten: Das Paar, das da so nett die Kartons am Gartentor absetzt, ist ein chinesisches. Ein chinesisches-reunionäisches. Also doch kein chinesisches. Aber: chinesisches aussehend. Und unsere Dankesbezeugungen erklären sich nicht nur daraus, dass wir froh sind, jetzt nicht mehr nur Erbsen essen zu müssen, und auch keine Maniokblätter, auch nicht daraus, schon bald keinem sich krümmenden Kind mehr den Bauch streicheln zu müssen. Vielmehr muss man, wenn man ganz ehrlich sein will, zugeben, einen Augenblick lang gestockt zu haben, als es ausgerechnet zwei Chinesen waren, die die Behandlung gegen die Blinddarmentzündung hereintrugen. Denn obwohl die Blinddarmentzündung ebensowenig eine ist wie die beiden Chinesen Chinesen, bleibt eine Erbse eben doch eine Erbse, und die flüstert mir den halluzinatorischen Wahn ins Ohr, warum ich mir eigentlich durch diese ganze Erbsengeschichte ausgerechnet zwei Chinesen ins Haus holen musste?!

Und die Moral von der Geschicht': Recht verquer sind manchmal die Gründe dafür, dass man sich bei Zulieferern mit besonders großer Herzlichkeit bedankt.

Totentanz

Ein frisiertes Auto braust vorbei, der Arm des Fahrers hängt lässig aus dem offenen Fenster, wie es sein muss, wenn man einen solchen Wagen fährt. Der junge Mann am Steuer ist auf der Höhe der Zeit: Er trägt eine Maske mit dem aufgedruckten Gebiss eines Totenkopfes und einer löchrig-knochernen Nasenspitze, die leicht nach oben gestülpt ist. Das Ganze ist perfekt gemacht und sehr eindrucksvoll. Ein neuer, individuell frisierter Stil ist am Entstehen, so scheint mir. Und ich denke über die sich ausbildenden Maskenstile nach, zu denen auch die der Reichen gehören mit ihren Herrenschnidern und Designern, die sich längst des Themas angenommen haben. (Man will vestimentär nicht hinter den eigenen Ansprüchen zurück- und modemäßig avantgardistisch bleiben.)

Der junge Autofahrer denkt nicht so. Er bleibt mit seiner Skelett-Maske, so denke ich, den Realitäten treu, die jetzt die vorherrschenden sind, beweist Sinn für den Tod, den er sonst nur in seinem aufjaulenden Wagen fand.

Plötzlich aber belehrt mich meine Tochter. Ob ich das nicht wisse? Solche Masken habe es doch schon lange vorher gegeben, auch in ihrer Schule! Das sei doch gerade Mode gewesen! – Nein, das wusste ich nicht, und es verwirrt mich plötzlich dieses Skelett,

das also schon vorher prophetisch herumspukte im Straßenverkehr und in Schule, ohne dass ich's gemerkt hätte.

Neubewertung der Burka

Meine Tochter, beim Vorbeigehen einer muslimischen Frau, die ihr Kopftuch gleich auch als Mundschutz verwendet: Ob's nicht sein könnte, dass verschleierte Frauen jetzt erhöhte Überlebenschancen hätten? – Schlechte Aussichten, wenn der "große Austausch" weitergeht!

Stille

Dass die Trommelmusik in Becketts "Quad I" nur dafür da ist, um aufzuhören und so zu zeigen, dass selbst, wenn sie aufhört, die Bewegung der Figuren weitergeht, wäre ein pessimistisches Bild, denn es würde bedeuten, dass

- Musik ganz egal ist
- Stille auch
- und dass Dinge, unabhängig vom einen wie dem anderen, einfach so weiterlaufen und die Unterbrechung des Herkömmlichen nur scheinbar ist. Alles wäre dann nur die Fortsetzung vom schon Gewesenen oder vom noch Kommenden, und ob die Figuren die Uhr vor- oder zurücklaufen lassen, wäre damit auch ganz unerheblich.

Handtücher, Akt 2

Die Familie, die wegen unausgewechselter Handtücher das Hotel verlassen hatte, in dem sie nach ihrer Indienreise vierzehn Tage hätte zubringen müssen, bekommt jetzt täglich Polizeibesuch, der feststellt, ob sie noch Zuhause oder aber ins Hotel zurückgekehrt ist, wie vorgeschrieben. Und weil sie sich nach der ersten Flucht erneut aufgemacht hatte Richtung Zuhause, ein für alle Mal, wie sie meinte, und daselbst zu bleiben gesonnen ist, bekommt sie jetzt täglich eine Strafe von 135 Euro.

Nun ist es aber so, dass, wer von der Polizei mehr als dreimal bei der Übertretung der Ausgangssperre erwischt wird, mit einer Strafe von 3750 Euro und sechs Monaten Gefängnis belegt wird. Das Tribunal von Saint Pierre spricht von einer "pädagogischen Maßnahme". Zu vermuten ist, dass das Hotelzimmer jetzt doch bald wieder bezogen werden wird.

Jeanne d'Arc

Ganz zu Beginn der Krise kündigte Macron an, die Mistral, ein französisches Kriegsschiff, das sich mitsamt seinen Offizieren und jungen, noch in der Ausbildung befindlichen Marines im Roten Meer befand, werde umgehend in den Indischen Ozean weiterfahren und die Übungen, die zuvor unter der Bezeichnung "Jeanne d'Arc" liefen, in eine logistisch-sanitäre Hilfe – die "Operation Resilienz" – zugunsten der Bevölkerung in Übersee verwandeln.

Der Präfekt von La Réunion, der diese Maßnahmen als Beweis nationaler Solidarität begrüßte und der Nation im Namen von La Réunion seinen tiefen Dank aussprach, wusste zwar nicht zu sagen, welche Funktionen das Schiff mit seinem Hubschrauberträger übernehmen würde, doch betont wurde erneut, die Operation sei

gedacht als Solidaritätsaktion von allergrößter Bedeutung, es werde möglich sei, Franzosen, die in anderen Ländern dieses Raums versprengt und von Hilfe abgeschnitten seien, per Hubschrauber an Bord zu bringen und heimzuführen, um sodann, nach erfolgter Rettung, den eigenen Überseedepartments die entscheidende Hilfe zu bringen. Im Übrigen würden sich die Aufgaben in den folgenden Tagen noch präzisieren lassen.

Auf La Réunion wartete man also, wartete auf die Männer um Jeanne d'Arc mit ihrer großartigen Ausstattung, Hubschraubern und stählernem Willen, versprengte Franzosen heimzuführen und die französischen Inseln mit ihrer sanitären Krise ihre geographische Isolation weniger fühlen zu lassen. Man wartete, und dachte dabei vor allen Dingen an die Präzisionen, die das sich annähernde Schiff mit sich führen würde. Es kam denn auch gleich die Hoffnung auf, die Mistral werde Masken, Medikamente und Betten für die Intensivstationen von La Réunion mitbringen, was in der Tat einer konkret-präzisen Hilfe entsprochen hätte.

Da sich das Schiff jedoch, als es den Auftrag bekam, in den Indischen Ozean weiterzureisen, bereits im Roten Meer befunden hatte, wo weder Masken noch Medikamente noch gar Betten an Bord genommen werden konnten, machte man sich auf den Weg, ausgestattet mit Hubschrauberträger, auszubildenden Marines des Programms "Jeanne d'Arc" sowie, vor allem, dankenswertem nationalen Pathos. Schon zu diesem Zeitpunkt aber bemerkten die Nörgler, dass man statt des Pathos lieber Betten gehabt hätte, statt Jeanne d'Arc lieber Masken, statt der Rhetorik bezüglich der Rettung von Versprengten lieber Medikamente für die Massen und, alles in allem, eine Konkretisierung des schönen Namens, den die Operation trug: Resilienz!

Da das alles aber nicht zu haben war, tat man nur eines: Die Marines verzichteten, weil die Versorgung der Massen ja wirklich wichtiger war als alles andere, auf die Suche nach Versprengten und fuhren erst einmal nach Mayotte, wo, wie zu erwarten gewesen war, die Situation ganz und gar katastrophal war, und dann nach La Réunion, wo die Situation trotz ausbleibender Betten, Masken und Medikamente etwas weniger katastrophal war, sondern nur sehr schwierig.

Aber inzwischen hatte sich das Krankenhaus der dortigen Hauptstadt organisiert und angefangen, mit Hilfe von Freiwilligen (nicht Marines oder gestandenen Offizieren, sondern vielmehr mit der Nähekunst kundigen Frauen der Insel selbst) einen ihrer Säle in ein großes Nähatelier umzuwandeln und die Masken, die man bei der Operation "Resilienz" nicht hatte in die Laderäume nehmen können, weil eben das Rote Meer in dieser Hinsicht wenig einladend ist, mit Hilfe eines Papiers herzustellen, das sich aufgrund seiner filtrierende Eigenschaften für eine solche Produktion zu eignen schien.

Als nun die Schiffsbesatzung der Mistral, noch unter dem Eindruck der absolut katastrophalen Zustände und steigenden Infektionsraten auf Mayotte stehend, La Réunion erreichte, war man sehr erleichtert, für die Resilienz, die man nach dem Willen der Regierung in den Indischen Ozean hatte tragen sollen, etwas Konkretes tun zu können, nämlich: der sich in großer Not befindlichen Nachbarinsel Mayotte die Masken zu liefern, die soeben durch die Eigenproduktion von La Réunion frei geworden waren. La Réunion hatte zwar den nationalen Pathos mit tiefem Dank entgegengenommen, es aber doch für sinnvoll gehalten, die Hoffnungen nicht auf ein Phantomschiff zu setzen, sondern an die Stelle seiner Leere die Näharbeiten freiwillig der Resilienz zuarbeitender Frauen zu setzen. Da wiederum Marines, auch wenn sie Offiziere sind, gemeinhin des Nähens nicht sehr kundig sind, konnte von dieser Seite wenig Hilfe erwartet werden, doch die Hilfe bestand jetzt darin, dass man umgehend den Transport von Masken, Mineralwasserflaschen, Klopapier und auch sonst noch einigem zu organisieren begann, um La Réunion so schnell wie möglich wieder Richtung Mayotte zu verlassen.

Dass, wider ersten Erwartungen, das Schiff bei Auswurf des Ankers wirklich ganz und gar leer gewesen war und noch nicht einmal die Kranken von Mayotte nach La Réunion brachte, die aufgrund der vollkommen unzureichenden Gesundheitsversorgung

von Mayotte auf La Réunion vielleicht eine Überlebenschance gehabt hätten, erklärte sich daraus, dass man von Mayotte bis La Réunion drei Tage Fahrt einzuplanen hat, was Schwerkranke auf keinen Fall überleben können, weil ja, wie gesagt, Betten für Intensivstationen im Roten Meer nicht hatten besorgt werden können und das Schiff zwar genügend Transportraum für Mineralwasserflaschen, Klopapier, Masken usw. zu bieten hatte, nicht aber für die Ausstattung, die garantiert hätte, dass Schwerkranke, darin den Versprengten aus anderen, fremden Ländern gleich, es bis nach La Réunion geschafft hätten.

Und weil man, weil der Hubschrauber, der nach Versprengten hätte suchen sollen, die Suche gar nicht erst begonnen und folglich auch, trotz erster, offizieller Verlautbarungen, auch gar keine Versprengten gefunden hatte, behandelte man die Schwerkranken von Mayotte wie Versprengte, obwohl deren Lokalisierung in der ganz und gar katastrophalen Situation vor Ort ja ganz einfach gewesen war, so einfach, dass man gleich sagen konnte, dass drei Tage Transport für die Betroffenen den sicheren Tod und für die Resilienz der Bordbesatzung, die, maskenlos wie die Gebiete, denen sie Hilfe und Masken bringen sollte, zwischen den Inseln unterwegs waren, ein unzumutbares Risiko bedeutet hätten – denn wie hätten sie sich vor Ansteckung durch die Kranken schützen sollen?

Damit nun aber die Bordbesatzung sich in Zukunft besser würde schützen können und die der Krankheit ausgesetzte Bevölkerung von Mayotte auch, machte man also aus der Erleichterung über die lokale Resilienz von La Réunion keinen Hehl und strebte, weil man hier ja wegen der sich perfekt beweisenden Resilienz eh nicht viel tun konnte, gleich wieder zurück nach Mayotte, mit Masken, Mineralwasserflaschen und allem oben Genannten im Bauch des Schiffes. Man brachte also die Gegenstände, die der Resilienz zuträglich waren, von einer Insel, die schon selbst resilient geworden war, weil sie erkannt hatte, dass man sich von Jeanne d'Arc nicht zu viel erhoffen darf, zur anderen, was jedoch den Nachteil hatte, dass auf der resilienten Insel sogleich der Eindruck entstand, die "Operation Resilienz" sei nicht organisiert worden, um die Resilienz zu stärken, sondern sie vielmehr zu schwächen, weil eben, objektiv durch den Augenschein vor Ort erwiesen, die Nachbarinsel von der "Operation Resilienz" noch gar nicht profitiert hatte.

Damit aber alle gleichermaßen in den Genuss der bedeutenden, militärischen Hilfe kommen möge, die sich in der Mistral verkörperte, argumentierte man, das Schiff sei bis zum Rand gefüllt mit Masken und allem Übrigen, was doch beweise, dass die Regierung ihre anfänglichen Versprechen umsetze und nun, darin ganz im Geiste Jeanne d'Arcs handelnd, die Produkte und Dinge bringe, die vergessen machen könnten, dass es auf der Mistral leider keine Betten gab, die entweder den Krankenhäusern der beiden Inseln hätte zugute kommen oder auf dem Schiff selbst für den Transport von Schwerkranken aus Mayotte hätten genutzt werden können, die auf La Réunion vielleicht eine Überlebenschance gehabt hätten.

Einer solchen Logik konnte man sich in der Tat schwer entziehen, denn es stand keineswegs in Zweifel, dass die Resilienz von La Réunion weit über der von Mayotte lag und die ausgleichende Gerechtigkeit nichts anderes wollen konnte, als eine Teilung der Produkte, die die Regierung den Notleidenden in weiser Voraussicht von jeher hatte zuführen wollen.

Der kleine Haken an der Geschichte waren nur die nähenden Frauen hinter ihren privaten Nähmaschinen, die sehr wohl wussten, dass sie keine Masken für Ärzte und Krankenschwestern zu produzieren vermochten, immerhin aber doch eine Notlösung, die La Réunion ein wenig aus den mit der Isolation verbundenen Problemen herausführen würde. Und so kam es denn in einem Kommentar, der auf dem Blog der Lokalzeitung von La Réunion gepostet wurde, gleich zu einer abschließenden Bewertung der "Operation Resilienz" und die lautete, man nehme dem Heiligen Paul das Essen aus dem Mund, um es in die gefräßigen Mäuler der muslimischen Alis von Mayotte zu stopfen.

So funktioniert also nationale Solidarität im Zeichen der Jeanne d'Arc.

Erschütternd

Geologen erklären, der Umstand, dass jetzt die Hälfte der Menschheit Ausgangsbeschränkungen unterliege, bedeute vollkommen neue Zugangsmöglichkeiten zu Informationen über feine Erdbewegungen, die man seit jeher durch Messgeräte festzustellen versuche. Da die Aktivitäten der Menschheit in Zeiten ohne Ausgangsbeschränkungen nicht nur oberirdisch, sondern bis hinein in die Erdkrusten einen enormen Geräuschpegel mit sich brächten, entzögen sich diese kleinen Beben normalerweise der Wahrnehmung durch die Wissenschaftler: Die menschengemachten Geräusche legten sich über die der Erde selbst. Der Menschen Geräuschpegel sei größer als der Ihre (d.h. irdische).

Eine Ausnahme stellten nur die Ferienzeiten dar, in denen in der Tat Mikro-Erschütterungen besser beobachtet werden könnten. Unterschiede seien auch festzustellen in den Stunden, in denen ein großer Prozentsatz der in Großstädten tätigen Bevölkerung das Mittagessen einnehme, denn auch da sinke der Geräuschpegel für eine Weile ab. Anders als jetzt entspreche das jedoch nie einer langen Beobachtungsdauer, und schon gar nicht einer weltweiten.

Die jetzige Stille werde also die Sammlung von Informationen möglich machen, durch die dann auch größere, sich durch die kleinen Erschütterungen vorbereitende Erdbeben antizipierbar würden. Vergessen werden dürfe nicht, dass bestimmte menschliche Aktivitäten – Extraktionen, Erdölbohrungen – in manchen Gegenden der Erde Erdbeben hervorbrächten, die mitunter auf der Richterskala die Stärke fünf erreichten.

Der Laie liest und staunt. Man stelle sich das einmal vor! Wir machen Ferien vom Anthropozän! Und die Erde macht Ferien von uns!

Weil aber die Arbeitgeberverbände schon jetzt die strenge Forderung erheben, nach der genossenen Ruhe werde man dann aber wirklich ordentlich zupacken müssen, ordentlich und mehr als sonst, ist sofort einzusehen, dass die Informationen, die die Geologen zur Zeit noch über die kleinen Erschütterungen zusammenzutragen vermögen, von allergrößtem Nutzen sein werden: Wenn die jetzige Erschütterung, die zur Zeit durch den Virus bewirkt wird, nur die Vorwegnahme einer viel größeren, weltweiten ist, wird das Beben, das ökonomisch in Kürze einsetzen wird, unfehlbar auch Beben in der Erdkruste hervorrufen, und zwar weit mehr als sonst.

Das wird aber insofern nicht so schlimm sein, wie angenommen, als die gesammelten Informationen aus der Zeit der Stille die Erdbeben des Danach sehr viel besser vorhersagbar machen, was bedeutet, dass man wenigstens weiß, was da auf einen zukommt.

Nur stellt sich rückblickend die Frage, ob nicht ein wenig mehr Ruhe zuvor den Vorteil hätte haben können, dass man die Erde und ihre leichten Erschütterungen zumindest in Ansätzen wahrnehmen konnte, was vielleicht bedeutet hätte, dass man das große Beben, das zur Zeit in der übergroßen Stille zu seinem Ausdruck findet und uns in den Ohren dröhnt, hätte voraussagen und sich auf es vorbereiten können. Da dem aber nicht so ist, wird uns also bald wieder der Geräuschpegel der Menschen in den Ohren dröhnen, und die Stille, in die die Erde unter unseren Füßen dann wieder verfallen wird, nimmt unvorhersagbar den großen Knall vorweg, der dann irgendwann den allzu großen Lärm ein für alle Mal zunichte machen wird.

Die Rauchsäulen

Da sagte der Pechbrenner, daß er ihnen ein Zeichen geben solle, wenn die Pest

ausgebrochen sei. Er solle auf dem Hausberge in der Mittagsstunde eine Rauchsäule aufsteigen lassen, solle dieselbe eine Stunde gleichartig dauern lassen, und solle dann das Feuer dämpfen, daß sie aufhöre. Dies solle er zur Gewißheit drei Tage hinter einander tun, daß die Waldbewohner daran ein Zeichen erkennen, das ihnen gegeben worden sei.

Wenn aber die Seuche aufgehört habe, solle er ihnen auch eine Nachricht geben, daß sie hinabgehen könnten und die Krankheit nicht bekämen. Er solle eine Rauchsäule um die Mittagsstunde von dem Hausberge aufsteigen lassen, solle sie eine Stunde gleichartig erhalten, und dann das Feuer löschen. Dies solle er vier Tage hinter einander tun, aber an jedem Tage eine Stunde später; an diesem besonderen Vorgange würden sie erkennen, daß nun alle Gefahr vorüber sei. Wenn er aber erkrankte, so solle er den Auftrag einem Freunde oder Bekannten als Testament hinterlassen und dieser ihn wieder einem Freunde oder Bekannten, so daß einmal einer eine Rauchsäule errege, und von dem Pechbrenner eine Belohnung zu erwarten habe.

Rauchzeichen als Kommunikationsmittel, um zu wissen, ob die Gefahr da und, später, ob sie wieder vorbei ist: davon erzählt Stifters Geschichte. Man baut Sicherheitssysteme ein, und dies gleich zweifach: Zum einen muss das Zeichen mehrfach gegeben, und zum anderen die Möglichkeit antizipiert werden, dass derjenige, der nicht mit im Wald bleiben will und daher das Zeichen aussenden kann, stirbt. Das Zeichen soll zwar lebensverheißend sein, doch nicht ausgeschlossen ist, dass derjenige, der den Auftrag erhält, ihn selbst nicht ausführen können: Der Tod könnte ihn daran hindern. Wenn der Sterbende seinen Auftrag nicht jemandem zum Vermächtnis macht – jemandem, der das Zeichen senden wird, sobald die richtige Zeit dafür gekommen ist –, würde das bedeuten, dass das Leben über seinen Tod hinweggeht, während diejenigen, die sich im Wald isoliert haben, weiterhin glauben, er lebe noch und im Dorf wüte weiterhin die Pest.

Doch in Wirklichkeit wäre es genau umgekehrt: Die Normalität wäre wieder eingezogen, doch die Waldbewohner sähen sich, weil dem Glauben an die Pest verhaftet, weiterhin in ihrer Furcht vor ihr festgehalten. Ohne Vermächtnis des Auftrags an einen Zweiten und von diesem (wenn dieser Zweite stirbt) an einen Dritten oder gar Vierten usw. sind also Kenntnisse über das, was im Dorf geschieht, auf keinem Wege zu erlangen. Der Beauftragte selbst müsste leben, und nur dann könnten die Waldbewohner einst, wenn die Pest besiegt sein wird, wieder zu ihm und ins Dorf zurückkehren. Ohne das Vermächtnis über den eigenen Tod hinaus würde das Ausbleiben des Zeichens in jeder Hinsicht leer bleiben: sowohl in Bezug auf das Schicksal des Dorfes als auch des Einzelnen, der versprochen hatte, mit seinen Verwandten im Wald in Kontakt zu bleiben.

Es kann aber auch eine andere Situation eintreten: Es ist möglich, dass derjenige, dem die Kommunikation obliegt, stirbt, jedoch die anderen, neben ihm, weitersterben. Das ausbleibende Zeichen wäre dann sehr wohl das richtige, denn für die Isolierten im Wald wäre die Rückkehr weiterhin gefährlich: Es sterben noch zu viele. Nur wüssten die Waldbewohner dann nicht, dass der Bruder des Pechbrenners schon gestorben ist, und im ausbleibenden Zeichen – in der Leere – verdichtete sich die falsche Hoffnung, es gehe ihm gut und die Rauchsäulen würden irgendwann von ihm ausgehen.

Aber eigentlich ist in der ursprünglichen Absprache schon die Aussicht enthalten, dass wenig Hoffnung für ihn besteht, weiter zu leben. Der Bruder des Pechbrenners ist nur die Initialzündung (im Wortsinn) für eine mögliche Reihe von Aufträgen und Feuern, die immer von einem Sterbenden an den nächsten weitergegeben werden. Er selbst zählte also weniger darum, weil er das Zeichen schicken wird, sondern vielmehr, weil er überhaupt die Möglichkeit aufrecht erhält, dass in Zukunft ein Zeichen geschickt werden

wird. Im Moment der Aussendung des Zeichens wüssten die Waldbewohner also, dass sie selbst gerettet sind, nicht aber, ob auch er sich hat retten können. Ein wesentliches Ungleichgewicht entsteht: Alle im Wald werden sich retten können, so die Antizipation. Der Verwandte im Dorf hingegen wird zwar die Übermittlung der Nachricht retten können (oder genauer: die *Möglichkeit* zur Übermittlung der Nachricht), aber nicht unbedingt sich selbst. Die Nachricht rangiert vor seinem Leben. Dieses ist ein Leben der reinen Stellvertreterschaft. Das gilt auch für seinen Tod. Sterben wird er um der Nachricht willen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur mittelbar – nämlich durch jemand anderen – übermittelt werden wird: Übermittlung im gleich zwei-, drei- oder mehrfach verschachteltem Sinne. Und der Sinn seines Sterbens wäre dann auch verschachtelt (wenn er nicht sogar ganz verloren geht hinter all den Toten).

Eine dritte Möglichkeit besteht darin, dass alle Dorfbewohner sterben und mit ihrem Tod die Gefahr für die Waldbewohner verschwindet. Da jedoch niemand mehr da wäre, um zu bezeugen, dass alle verschwunden sind, bestünde die Unsicherheit bezüglich des ausbleibenden Zeichens weiterhin: Die Waldbewohner könnten denken, dass die Pest weiterhin wütet, würden hoffen auf die Weitergabe des Auftrags von einem Sterbenden zum nächsten, ohne überhaupt in Betracht zu ziehen (oder ziehen zu *können*), dass der Idee von Vermächtnis der Boden, auf dem sie stand, entzogen wurde. Das ausbleibende Zeichen wäre eine neue Form von Vermächtnis; seine Botschaft lautete, dass niemand mehr da ist, um so etwas wie Hoffnung aufrecht zu erhalten. Die Zumutung, die darin bestand, dass andere sich der Gefahr auszusetzen hätten, während man selbst in der – vermeintlichen – Sicherheit der Isolation bliebe, kehrt sich gegen die Waldbewohner: Sie können zwar im Wald ihrer Sicherheit leben, nicht jedoch verlangen, der Sicherheit *und* der Hoffnung auf eine zurückkehrende Normalität teilhaftig zu werden. Das Zuviel dessen, was die Waldbewohner für sich wollen, ist mit Händen zu greifen: Sie wollen die Sicherheit des Jetzt (mitten in der Gefahr) und die Sicherheit eines Morgen (in dem die Gefahr verschwunden wäre).

Zwar wird eine Belohnung in Aussicht gestellt, und zwar unabhängig davon, ob derjenige, der die Rauchsäulen aussendet, zur Familie gehört oder nicht, ob er ihr bekannt ist oder vollkommen fremd, aber über die Belohnung geht der Text in aller Eile hinweg. In ihr aber verdichtet sich die Idee, die Überlebenden würden Gaben des Dankes schon brauchen können. (Und das leuchtet angesichts der Zahl derjenigen, die den Einen, Ersten vielleicht werden ersetzen müssen, unmittelbar ein. Der Tod wütet im größten Maße.)

Unabhängig von der Idee von Gabe und Gegengabe gilt: Kommunikation ist in der Situation, die Stifter entwirft, alles. Doch noch einmal: Sie setzt voraus, dass es überhaupt jemanden gibt, der weiß, was vor sich geht und auch die Möglichkeit hat, es mitzuteilen. Und weil man wiederum nur wissen kann, ob die Pest aufgehört hat oder nicht, wenn man sich in ihrer Nähe aufhält, ist das Wissen stets schon mit der Gewissheit verbunden, selbst von der Krankheit ergriffen werden zu können. Wenn man niemandem diese Gefahr zumuten will, dann müssen wirklich *alle* in den Wald gehen und *alle* darauf verzichten, zu wissen, was anderswo geschieht.

Doch selbst diejenigen, die in den Wald gegangen sind, sterben und machen sämtliche Absprachen bezüglich der Rauchzeichen hinfällig. Das ist die Pointe des Textes. Auch der Wald ist gefährlich. Da die Isolation keine Rettung bringt, würde sich das Zeichen (wenn seine Aussendung denn überhaupt gelingt) an eine Gruppe wenden, die ohnehin keine Zeichen mehr empfangen kann. Die Überzeugung, es werde im Wald auf jeden Fall die Lebenden geben und im Dorf, wenn schon nicht den Lebenden, der eigens dorthin zurückgekehrt war, so doch zumindest einen *Über*-Lebenden, der an seine Stelle treten und in Richtung Wald das Zeichen senden würde, erweist sich als falsch.

Aus dem Wald kommt von der Gruppe, die aufgebrochen war, nur ein einziger Überlebender zurück: der kleine Junge, der nur als er selbst bezeugen kann, dass er lebt, nicht aber durch Rauchzeichen. (Die Feuer, die er zündet, dienen der Zubereitung einfachster Speisen und nichts anderem.) Er ist es, der kommen muss, ohne zuvor in Erfahrung zu bringen, ob das Dorf überhaupt sicher ist. Da er im Wald allein nicht überleben kann (und noch weniger belastet durch das kranke Mädchen, das er mitversorgen muss), ist er *gezwungen*, ins Dorf zurückzukehren. Der Hungertod im Wald steht gegen die Möglichkeit des Pesttodes. Und weil der Tod im Wald, zumal im Winter, eine ausgemachte Sache ist, der Pesttod hingegen nicht (oder nicht ganz), kann der Weg das Kind nur aus dem Wald *hinausführen*.

Es kommt also ganz anders, als der Vater des Kindes gedacht hatte. Der Anfang und das Ende treten in ein spannungsvolles Verhältnis. Vom Familienoberhaupt hatte es zu Beginn geheißen:

Dieser Pechbrenner [...] wollte sich in der Pest der allgemeinen Heimsuchung entziehen, die Gott über die Menschen verhängt hatte. Er wollte in den höchsten Wald hinauf gehen, wo nie ein Besuch von Menschen hinkömmt, wo nie eine Luft von Menschen hinkömmt, wo alles anders ist als unten, und wo er gesund zu bleiben gedachte. Wenn aber doch einer zu ihm gelangte, so wollte er ihn eher mit einem Schürbaume erschlagen, als daß er ihn näher kommen und die Seuche bringen ließe. Wenn aber die Krankheit lange vorüber wäre, dann wollte er wieder zurückkehren und weiter leben.

Der Text impliziert, dass der Tod unter den Bäumen des Waldes einer göttlichen Strafe für das Ansinnen gleichkommt, sich nähernde Menschen mit einer anderen Art von Baum – nämlich dem Schürbaum – zu erschlagen. Weil die Isolation in einen Wald verlegt wird, "wie er bei der Schöpfung gewesen war", ohne dass jedoch das Paradiesische, das in dieser Rückkehr zum Ursprung enthalten sein könnte, als Auftrag für die Waldgemeinschaft begriffen würde, ereilt den Pechbrenner das Schicksal, das er im Fall der Fälle Hilfesuchenden zgedacht hätte. Er stirbt, und seine ganze Familie mit ihm. Nur das Kind bleibt übrig.

Der Zeit-Code, der dem Bruder mit auf den Weg gegeben worden war, wird abgelöst von der irrenden Wanderung der Kinder entlang des Flusses, durch den sie wieder zu den Menschen zurückzufinden hoffen. Die vorgeschriebene Taktung von aufeinanderfolgenden Tagen mit ihrem, um je eine Stunden zeitlich versetztem Beginn macht der langen Dauer Platz, die Flucht vor den Menschen der Suche nach ihnen. Die Geschichte gibt diesen beiden Unschuldigen recht: Die Kinder finden Aufnahme, gestalten ihr Leben, heiraten und wenn sie in ihrem Schloss nicht irgendwann eines natürlichen Todes gestorben wären, so lebten sie noch heute.

So zerstört sich die Geschichte, die die unmögliche Kommunikation über das Ende der Pest hatte veranschaulichen wollen, schließlich selbst, und statt der Rauchsäulen bleiben ein paar Märchen-Ingredienzien und ein christlich grundiertes *happy-end* übrig.

Flecken

Zu sehen ist eine Leinwand, deren Grundierung vorwegnimmt, was im Zentrum des Bildes steht: Sie ist befleckt und soll es auch sein. Denn im Grunde ist der Grund kein Grund mehr, kann und will es nicht sein. Der Grund ist nicht das, was erst noch befleckt werden wird, sondern ist selbst je schon befleckt.

Traditionell pflegen sich Grundierungen selbst vergessen zu machen. Sie sind das, was *darunter* ist. Sie decken die Leinwand, das Holz oder andere Materialien ab, damit die

Farbschichten, die aufgetragen werden, besser eindringen, besser halten, kurz: sich als das *Eigentliche* setzen können. Aber jetzt wird offen gelegt, was normalerweise verdeckt bleibt. Die Leinwand schimmert überall durch. Und ihr Hervortreten wird gerade dadurch bewirkt, dass sie nicht einheitlich und überall offen liegt, sondern eben doch nur an bestimmten Stellen. Wäre die Leinwand insgesamt ohne Grundierung, gäbe sie vor, dass sie ein Grund ist. So aber, befleckt von der Grundierung, wird sie selbst zum Fleck, gibt sie Formen vor und wird dadurch im engeren Sinne Teil des Bildes – nicht nur als ihr Untergrund, sondern als aktiv teilnehmendes Element an der Herstellung von Formen.

Besonders deutlich ist dies in der Bildmitte zu erkennen: Zu sehen ist ein Rechteck, das seinerseits befleckt ist, ein Tischtuch offenbar: “Kaffee”, “Wein” und “Öl” steht als Beschriftung und Deutung auf ihnen. Jemand hat gekleckert, und die Beschriftung dient der Definition der Kontinente, die – quasi als Bild im Bild, nämlich in Rahmung – entstanden sind.

Die Kontinente “Kaffee”, “Wein” und “Öl” sind von unterschiedlichen Formen. Klar abgegrenzt im Fall von Kaffee und Wein, diffus, bloß als dunklere Färbung erkennbar das Öl, das sich in den Grund hineingesaugt und sich in ihm ausgebreitet hat. Die Flecken von Kaffee, Wein und Öl brauchten keine Grundierung, um Fleck sein zu können. Sie konnten direkt mit der unbefleckten Leinwand in Kontakt treten, auf sie einwirken. Hätten sich die Flecken auf der Grundierung ausgebreitet, hätten sie etwas befleckt, was die Leinwand schon selbst befleckt hatte – eben das Weiß im Gegensatz zur Farbe der Leinwand – und sich doch als unbefleckt ausgab. So aber ist die Befleckung (Wein, Kaffee, Öl) in gewisser Weise von der Befleckung, als die man Grundierungen bezeichnen muss, nicht zu unterscheiden. Fleck ist eben alles: Kaffee, Öl, Wein, Grundierung, ja selbst der Grund, die Leinwand selbst.

Und so erklärt sich, was mit Blick auf die Etymologie des Wortes “Flecken” auf dem Bild verzeichnet ist: Flecken, das sind Farbflecken (wie sie das Bild selbst vor allen Dingen in feuerartigen Rot- und Gelbtönen enthält), aber sie sind semantisch auch “Eingeweidestücke” und “Ortschaft”. Alles, was sich ausbreitet ohne genaue Kontur, ist Fleck. Weil unsere Eingeweide sich in uns ausbreiten, sind wir befleckte Wesen. Weil Ortschaften sich ausdehnen – im Sinne etwa des “Marktflecken”, in dem es dann auch Öl, Kaffee und Wein zu kaufen geben könnte –, sind auch sie Flecken: kleine Ausdehnungen, Ansiedlungen, in die der Mensch seine Häuser gesetzt hat.

Wenn nun Ortschaften immer auch Wohn-Orte sind, also etwas, wo Menschen Zuhause sind, sich Bewohnbares geschaffen haben, drängt sich die Frage auf, ob wir auch in Farbflecken und Eingeweiden gleichermaßen Zuhause sein können. Denn diese drei Begriffe – “Farbfleck”, “Eingeweidestück”, “Ortschaft” – sind einander augenscheinlich gleichgeordnet, und zwar sowohl etymologisch als auch bildnerisch: Sie folgen, durch die Anführungszeichen ausgewiesen als Zitat, das einem etymologischen Wörterbuch entnommen wurde, alle direkt aufeinander.

Das Bild vermittelt den Eindruck, dass die Kaffee-, Öl- und Weinflecken mehr sind als nur Spuren des Essens, die auf einem Tischtuch hinterlassen wurden. Am linken Bildrand ist ein schematisch gezeichneter und mit Zahlen versehener Kopf zu sehen, der Kopf eines Menschen, dessen Körper vielleicht, in liegender Position, die gesamte Bildfläche durchquert. Dann wäre das Tischtuch nicht mehr allein nur Tischtuch, sondern auch eine Decke, mit der dieser Körper abgedeckt worden ist. Und dann kämen Öl-, Wein- und Kaffeefflecken gerade da zu liegen, wo auch die Eingeweide des Körpers zu vermuten sind, der da “flach” – als “Ausgebreitetes”, wie das Bild sagt – in dasselbe hineinragt.

Wenn das stimmte und der Körper nur darum nicht zu sehen ist, weil Flecken sich über ihn gelegt haben (als eigenständige Bilder fast), dann sieht der Betrachter, der anfänglichen Erkenntnis folgend, die da besagt, die Grundierung sei kein Grund für alles, sondern schon ihr eigener Fleck, in dem Abgedeckten etwas, was ein Stück von uns ist: hier ein Eingeweidestück. Das, was die Form von Inseln oder Kontinenten zu haben

schien, wird jetzt plötzlich zu Organen des Körpers, in denen Öl, Kaffee und Wein einverleibt, aufgezogen und verdaut werden. Die Decke deckt nicht mehr ab, sondern gibt frei, was in den Eingeweiden der liegenden Figur vor sich geht. Es gibt keine Abdeckung, der Fleck liegt offen.

In dieser Hinsicht wird deutlich, dass die Flecken in der Mitte (Öl, Wein und Kaffee) wirklich auch Flecken in einem anderen Sinne sind. Die Flecken sind flach, doch weil sich die etymologischen Schichten der Bedeutung dieses Wortes übereinanderlegen, ist auf einmal möglich, dass Essens-Flecke auf einem Tischtuch zugleich auch Flecken in den Eingeweiden und damit Teil des menschlichen Körpers sind. Dinge und Lebewesen nähern einander an, sind das eine oder das andere und mitunter eben auch beides zusammen.

Fehlt nur noch die Ortschaft. Ist auch sie, wie durch die etymologischen Bestimmungen vorgezeichnet, Teil der Bedeutungseinheit "Fleck"? Es ist nicht sicher. Eine dunkle Linie, die die Form einer Parabel hat, verweist mit ihrer Spitze auf die Öl-, Kaffee- und Weinkontinente, die vielleicht als Ortschaften hätten gelesen werden können. Doch im oberen Teil des Raums, den diese schwarze Linie abzirkelt, brennt es. Es ist eine weibliche Brust, die sich da vergrößert und vom eigentlichen Körper abgelöst hat, als sei sie es, aus der Öl, Wein und Kaffee tropften. Die nährende Mutterbrust gibt keine Milch, sondern, dem jungen Alter und erster Mutterschaft entwachsen, anderes, etwas, was ebenfalls flüssig ist, sich als Flüssiges aber für kein Baby schickt: Kaffee, Öl und Wein.

Die Brust nun ist in Gefahr. An die Stelle der Unbestimmtheit der schwarzen Flecken, die sich über den Körper der Figur gelegt haben, tritt die schematische und visuelle Bestimmtheit des Feuers, das die obere Brust aufzuzehren im Begriff steht. Eine Gefahr geht vom Feuer aus, eine, die korrespondiert mit den feuerartigen Strömen, die auch rechts und links am unteren Bildrand zu erkennen sind. Es ist eine beschädigte Brust, eine, die ihre Unbeflecktheit verloren hat – eine erkrankte, die sich als Fleck an anderen, fernen Stellen des Bildes auszubreiten beginnt und semantisch wie farblich die Nähe sucht zu dem Wort *Kränk*-ung, die, ebenfalls von einem roten, verzehrenden Schein unterlegt, die italienische Entsprechung von "Fleck" zu deuten versucht. "La macchia" – der Fleck – ist auch eine Kränkung und die Kränkung als "offesa" eine Krankheit, die die Brust vom übrigen Körper absondert.

Nicht so sehr die anderen Bedeutungsebenen von "macchia" interessieren im Bild – weniger "colpa" (= Schuld), "peccato" (= Sünde) oder "oltraggio" (= Beleidigung), sondern mehr als all dies die Bedeutungsschicht "Kränkung". Also scheint der Brust etwas zugestoßen zu sein. Nicht allein eine Kränkung, sondern eine Kränkung, die sich zu einer wirklichen, brennenden Krankheit ausgewachsen hat – als Fleck auf der Mammographie, als dunkler Schatten von etwas, was jemand begangen hat.

Und hier treten nun die verschiedenen etymologischen Ableitungen der drei Worte "Fleck", "maccia" und "begehen" zueinander in Verbindung, Korrespondenzen und untergründige Verbindungen entwickelnd, die zeigen, dass die Krankheit einen Grund hat, wenn auch nicht nur einen. (Gründe gibt, wie die Umfunktionierung der Grundierung gezeigt hatte, stets viele.) Denn untergründig ist, wie unterschiedlich die Kontexte sind, in denen das Wort "begehen" verwendet werden kann.

Da gibt es zum einen die Bedeutungsschicht "entlanggehen", und drei Fußspuren, die sich am oberen Bildrand von links nach rechts bewegen, zeigen sogleich, dass man das Bild begehen kann, dass es, mehr noch, tatsächlich begangen worden ist, denn die Künstlerin hat ihren eigenen Füßen den Umriss genommen, hat sich also über die Leinwand bewegt, bevor diese selbst sich aufrichtete (als hängendes Bild), behaftet mit der verbleibenden Spur auf der Leinwand. "Etwas begehen" bedeutet, zweitens, aber auch "etwas besichtigen", und dies ist genau, was der Brust und ihrem Umfeld geschieht. Man besieht das Ganze und seine Teile. Die dritte Bedeutung wirkt zunächst einmal fremd. Das Bild führt an, "begehen" trete auch im Kontext von Feiern auf: Ein Fest begeht man

ebenfalls, nicht nur ein zu besichtigendes Gebäude. Die Flecken auf dem Tisch zeugen noch davon: Wein und Kaffee sind getrunken worden. Aber passt das zu der Schatten auf der Brust? Herrscht hier nicht eine ganz andere Dunkelheit vor?

Die vierte und letzte Bedeutung führt zur Idee der Kränkung zurück: Die Brust ist nicht mehr unbefleckt, weil jemand sie befleckt hat. Etwas ist verübt worden. Ein Verbrechen, das sich als Kränkung und Krankheit geäußert zu haben scheint. Die Begehung des Verbrechens ist die Begehung einer Schuld, und die verweist jetzt zurück auf die "colpa" und das "peccato", in dem die italienische und die deutsche Sprache zueinander finden, als die Einheit, die sie auch im Leben der Künstlerin gehabt hatten. Der Pfeil, der in beiden Richtungen zwischen den Worten "macchia" und "Flecken" verläuft, zeigt ihre Auswechselbarkeit an.

Und so fragt sich denn, ob die schwarzen Flecken, die, umzäunt wie der Tisch, an dem gemeinsam gefeiert, getrunken und gegessen wurde, nicht wie die eine Umkreisung der einstigen Festlichkeit ist, etwas, was feiern und besichtigen – das, was positiv an ihnen ist – langsam zur Kränkung hat werden lassen und damit zu der Plage, die, gleich hinter dem Wort "ausgebreitet" (oder "Ausgebreitetes") zu lesen ist. Etwas Bedrohliches geht von der Flächigkeit dieses Schwarz' sowie von ihrem Kontrast zur Grundierung aus, die keine sein will. Jetzt wird sie aber doch eine, denn ganz augenscheinlich hat sich das Schwarz über das einstige, zuvor vorherrschende Weiß gelegt – über seine Unbeflecktheit.

Für die Schwärze als Bedrohung, ja krankmachende Dunkelheit spricht auch, dass auf dem schwarzen Rechteck links, von dem vier schmale Verstrebungen abgehen, ganz blaß, kaum erkennbar, eine zum Zeichen geronnene Frau zu erkennen ist, die gerade ein Kind zur Welt bringt. Sie ist da, der ägyptischen Hieroglyphe für Geburt nachempfunden, und der Kopf des Kindes zeigt nach unten, die kleinen Arme von sich gestreckt. Dass wirklich die Brust und die Schatten um sie her im Zentrum stehen und damit die Frage nach der Krankheit einer Frau, wird hier deutlicher denn je zuvor. Die Frau gebiert im Dunkeln und ins Dunkle, sie tritt ins quasi Unerkennbare und erst durch das Feuer, das sich in die Brust frisst, tritt dann wenigstens sie – die Brust – in klarer Kontur (vergrößert überdies) hervor. Nicht als Fleck, denn Flecken sind von unscharfen Konturen, sondern als etwas klar Umzirkeltes, das ganz und gar im Kontrast steht zu den kleinen Dimensionen und der reduzierten Sichtbarkeit, die die Geburtsszene charakterisieren. Die Brust ist, mit anderen Worten, in ihrer Bedeutung erkannt worden, und sie hat jetzt auch das Selbstbewusstsein, sich selbst ins Zentrum des Bildes (und damit selbst ins Bild zu setzen, dies verstanden im Sinne von: im Bilde sein, sich selbst kennen).

Dass die Gebährende ebenfalls eine rote Kontur aufweist und so farblich mit all den Bildelementen in Verbindung tritt, die auf die eine oder andere Weise mit Feuer, Schmerz und Plage (aber auch mit dem genannten "Im-Bilde-Sein") zu tun haben, ist ein Zeichen dafür, dass die Frage nach der Ortschaft von Frauen nicht voll beantwortet ist. Es gibt den Ort der Geburt, es gibt den Tisch, an dem viele Menschen zusammen gespeist und getrunken zu haben scheinen, es gibt das Quadrat rechts, aus dem zackenartig drei Pfeilspitzen ragen: Sie auch sind schwarz. Wo also ist der Ort der Frau? Wo ist sie im Bilde?

Zwei Zimmer scheinen abgezirkelt worden zu sein: Das Zimmer der Geburt und das Zimmer rechts mit seinen hochlehnigen Stühlen, auf denen zwei, gleichfalls Hieroglyphen entlehnte Wesen zu sehen sind: ein Vogelwesen und ein Kopf, rot auch sie. Aber die Frau und ihre Kränkung und Erkrankung haben kein Zentrum. Die Flecken sind hier und da, imponiert, aber nicht alles beherrschend. Die Schrift schiebt sich in die freien, weißen Stellen, zart und erst bei größerer Annäherung an das Bild lesbar.

Die schwarzen Flecken hingegen sind auf Sichtbarkeit schon aus der Entfernung aus. Die Orientierung der Frau aber wird gefunden in der Geschichte der Sprache und den Bedeutungsschichten, die jedes Einzelwort in sich enthält. Die Schrift ist schwarz, doch sie lässt Raum dem Weiß, ja braucht dieses Weiß, um sich ihre Lesbarkeit zu erhalten. Sie

lässt also das Weiß gelten, während im Gegensatz dazu das Schwarz sich über das Weiß legt, als wolle es sich absolut setzen schon aus der Ferne.

Das Bild ist angelegt als etwas, was man begehen und besichtigen muss. "hast du begangen?" fragt das Bild den Betrachter und Besichtigter und lädt so ein zu Kaffee und Wein, die es neben der Schwärze eben auch gibt. Was man begangen haben soll, wird nicht gesagt, es kann also ganz Unterschiedliches sein: das zu Besichtigende, das Fest, das Verbrechen. Krankmachendes und Gesundes werden zu einer Einheit, sind im Bilde über sich selbst. Ebenso wird die Sprache des achten Jahrhunderts zu einer Inspirationsquelle für die verschiedenen Elemente, die das Leben einer Frau ausmachen: Geburt und Tod, Feier und Gewalt, Orte der Sprache und die schwarzen Plagen.

"Jetzt war Pest"

Adalbert Stifter schreibt in "Granit", einer Geschichte, in deren Mittelpunkt die Pest steht: "Man hatte vorher in Winterabenden erzählt, wie in andern Ländern eine Krankheit sei, und die Leute an ihr wie an einem Strafgerichte dahin sterben; aber niemand hatte geglaubt, daß sie in unsere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, bis sie kam." "Kommen werde" – "kömmt" – "kam", das sind die Zeitstufen, die hier auf engstem Raume aufeinandertreffen, identisch fast, doch unterschieden zugleich. Eine Explosion des Kommens der Vokale und all ihrer, sich im Raum verteilenden Splitter: O – Ö – A. Man steht vor der Frage nach ihrem Status. Was "kömmt" oder "kam" oder "wird noch kommen"?

Zuerst wird eine Zukunft antizipiert. Doch weil sie im Zeichen der Negation steht – *niemand* glaubt, dass die Pest kommen wird – ist sie eigentlich nur die Bestätigung dessen, was man durch die Vergangenheit wie durch die Gegenwart ganz sicher zu wissen glaubt: dass sie "zu uns" nicht "kömmt", will heißen: nicht kommen wird.

Wichtig ist, dass das Präsens verwendet wird (wenn auch mit futurischem Unterton). Dieses ist, was allen Sicherheit vermittelt: Die Pest ist nicht da, kommt nicht, also ist auch nichts zu befürchten. Dem Präsens wächst die lange Dauer zu. Sie nährt sich von Erfahrungen, die in der Vergangenheit gemacht wurden: Die Pest war nie gekommen, und das will heißen: Sie "kömmt" auch jetzt nicht. Das "Nie" ist ein Siegel, mit der das jeweilige Jetzt gegen eine "fremde", bedrohliche Zukunft abgedichtet wird. Auch wenn das Jetzt vergeht und einem neuen Platz macht, nährt sich das Bewusstsein von der Gegenwart doch immer davon, dass andere Gegenwarten (also Vergangenheiten) stets ohne die Pest gelebt haben.

Doch dann kommt der Umschlag. Hören wir erneut den Satz: "[N]iemand hatte geglaubt, daß sie in unsere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, bis sie kam." Das Plusquamperfekt des "hatte geglaubt" steht in einer klaren zeitlichen Beziehung zum "kam": Erst "hatte" niemand es "geglaubt", doch dann "kam" die Pest. So weit ist alles noch ganz logisch: Das Kommen (das semantisch die Idee von Bewegung, d.h. etwas Prozesshaftes in sich enthält) entfaltet seine Wirkung. Erst bestand eine bestimmte Überzeugung, dann musste diese korrigiert werden. Ein neues Wissen wurde geboren. Man scheint es jetzt besser zu wissen.

Doch verwirrend ist das eingeschobene Präsens: Die Pest ist offenbar schon gekommen (sie kam, wird nicht erst noch kommen), doch das Präsens wirkt, als werde zurückgenommen, dass sie durch ihr Kommen das Vertrauen schon durchbrochen hat – das Vertrauen, das vorher geherrscht hatte: "Niemand hatte geglaubt", dass die Pest "kommen werde". Aber jetzt kann niemand mehr glauben, dass sie nie kommen wird, denn gekommen ist sie ja schon, und dadurch hat sich die Überzeugung als falsch erwiesen, dass das "Nie" der kausalen Aussage "weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt" ein für alle Mal gilt. Die Vergangenheit drängt sich mit Macht in die Gegenwart, und weil die

Gegenwart sich stets erneuert und das Zukünftige in sich aufnimmt, kann eben auch die Zukunft wieder eine neue Pest bringen.

Das Präsens aber besagt in apodiktischer Form das Gegenteil. Die Regel "Nie kommt etwas Fremdes zu uns herein" ist keine (und ist doch eine). Sie war eine, aber sie gehört der Vergangenheit an. Unsere eigene Gegenwart wird wieder eine sein, in der es die Pest "nie" gibt. Die Regel, die sich im Einst als falsch erwiesen hat, gewinnt den Status des Regelhaften zurück.

Und doch macht Sinn, dass Stifter zwischen das Plusquamperfekt und das Präteritum das Präsens setzt. Gewaltsam fast geschieht das, verwirrend auch durch dieses ihr Eingespannt-Sein zwischen zwei Tatsächlichkeiten: Die eine Tatsächlichkeit war die falsche Annahme, unberührt bleiben zu können, die zweite die Tatsächlichkeit der Pest, die die erste korrigierte. Doch zwischen ihnen kann jetzt eigentlich nur eine Form des Rückschlags vom "kam" auf das "Kommen" allgemein erwartet werden. Man würde erwarten, dass die Erzählerstimme sagt: "[N]iemand hatte geglaubt, daß sie in unsere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein *kam*, bis sie kam." Denkbar wäre auch gewesen, zu sagen: "[N]iemand hatte geglaubt, daß sie in unsere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein *gekommen ist*, bis sie kam."

Aber genau diese Idee, dass Irrtum und Aufhebung des Irrtums in der Vergangenheit stattgefunden haben und bis ins Jetzt als neues Wissen fortwirken – die Pest "kommt" eben auch zu uns, die Vergangenheit hat es bewiesen –, ist nicht das, was den Erzähler interessiert. Ihn erzählt die *Rückkehr* der Haltung, die zuvor vorherrschte. Er betont das *Fremde* der Pest, d.h. zeigt, dass sie auch dann noch fremd bleibt, wenn man notgedrungen, durch das bloße Faktum ihres Gekommen-Seins, schon vertraut mit ihr geworden ist.

Diese Fremdheit kann zwei Gründe haben. Grund eins: Die Pest kommt, zerbricht das "Nie" und ist doch, eben weil sie bei aller Vertrautheit so fremd ist, etwas, von dem man hofft, es werde nie wieder kommen. Weil die Fremdartigkeit und Schrecklichkeit der Pest so immens sind, schiebt sich die Hoffnung in das einstige "Nie" und verhilft ihm – dem "Nie" – zu einer neuen, erneut hoffenden Gegenwärtigkeit: Es dürfte nicht sein, dass die Pest wirklich gekommen ist, also hofft man darauf, dass es sie "nie" wieder geben wird. Und weil Hoffnung eigentlich zu wenig ist (es hat sich ja schon einmal gezeigt, dass sie nicht griff), greift man auf eine Formulierung zurück, die Sicherheit verheißt: "Nie" "kommt" sie zu uns herein.

Und hier kündigt sich Grund zwei an, ein Grund, der nun seinerseits in den ersten greift: Der Einbruch von Gegenwärtigkeiten, die man einst nicht hatte wahrhaben wollen, weil in ihnen das "Gegen"-Menschliche so stark war, führt das Angebot mit sich, einfach an diese Kontinuität anzuknüpfen, dort weiterzumachen, wo die Pest alles unterbrochen hatte: Damals (bevor sie kam) hatte es keine Pest gegeben und jetzt, in der eigenen Gegenwart, gibt es auch keine, also geht man davon aus, dass es sie "nie" gibt, dass sie "nie" "kommt". Die einstige Gegenwart der Unwissenheit und falschen Hoffnungen wird unbesehen zur eigenen Gegenwart erklärt. Man könnte es in Parallele zu Karl Kraus Satz formulieren: "Jetzt *war* Krieg."

Gehen wir aus von diesem Satz: "Jetzt *war* Pest." Man verdrängt, was gewesen ist, und macht daher möglich, dass das, was gewesen ist, nur als Gewesenes (nicht aber als aktuell Weiterwirkendes und Zu-Bedenkendes) erscheint. Dass Pest *ist*, jetzt und hier, hat aber, so der Gedanke, damit zu tun, dass jede Erinnerung an's Gewesene ausgelöscht und damit eine Zukunft hervorgebracht wird, in der erneut das wird, von dem man gerade meint, es werde nie sein. Wichtig an diesem Gedanken ist: Man glaubt, es werde nie sein – nicht: es werde nie *wieder* sein. (Hierhin besteht das Neue gegenüber dem erstgenannten Grund.) Denn wenn man das Wort "wieder" hinzunähme, gäbe man schon zu, dass es schon einmal die Pest (oder den Krieg) gegeben hat und dass man in der

Gegenwart so zu leben hätte, dass die Pest nicht wieder auftreten kann. Das Oxymoron "Jetzt *war*" bedeutet aber, dass man so eben nicht lebt, sondern das Vergangene noch nicht einmal wahrgenommen hat. Das bedeutet wiederum, dass keine Konsequenz aus dem "Die Pest kömmt nie" gezogen wird und dass man daher erneut, "ungelernt" und unbelehrt, von Neuem an der Pest wird sterben müssen: Immer noch glaubt man, sie "kömme" "nie".

Es wäre also der Satz "Jetzt *ist* Pest" von enormer politischer Bedeutung. Sie ist Voraussetzung für die Erinnerung an sie (und für deren bleibende Wirkung). Anzuerkennen ist, dass die jetzige Pest – die die Form des Virus hat – "über uns gekommen" ist als etwas wahrhaft Überraschendes. Aber überraschend war's nur deswegen, weil wir, wie in "Granit" vorgeführt, immer wieder das Fremde an ihr betonen und daher unfähig werden, die Formulierung "weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, bis sie kam" zu korrigieren. Es müsste heißen: "weil immer dann etwas Fremdes zu uns herein kömmt, wenn wir glauben, sie sei noch nie gekommen". Oder auch: "weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, sondern nur immer das Eigene". Der letzte Satz würde dann auch besagen: Es gibt Gründe, warum sie kommt. Sie kommt nicht einfach, sondern man *bewirkt* ihr Kommen.

Dies ist der wahrhaft schmerzende Punkt, der erklärt, warum die Krankheit im freudschen Sinne "unheimlich" ist: unheimlich-heimisch, unheimlich-vertraut, die Marke der Negationen abstreifend, sobald man zugibt, dass die Krankheit – *auch!* – etwas Selbstgeschaffenes enthält. Es mag zum Teil noch so sein wie bei Stifter: Die Krankheit ist wie ein "Strafgericht", doch dieses bleibt einem wirklich fremd. Man hat es gar nicht verdient. Man weiß, dass es gar nichts zu strafen gab, zu strafen gibt.

Aber zugleich gilt eben auch, dass es in "andern Ländern" die Pest schon gab, und da das Konzept der "andern Länder" heute weniger denn je Sinn macht, hat man mit der Integration des "zeitlich Fremden" (die dem Muster langer Winterabende folgt: "Es war einmal...") auch die Integration des "räumlich Fremden" ("Es war in andern Ländern...") zu bewerkstelligen. Denn sonst droht dem Satz "Jetzt *war* Pest" gleich noch sekundiert zu werden durch die Worte "Dort *ist* Pest" (und nicht hier). Aber die Gegenwärtigkeiten dort sind eben schon die – *erneut kommenden, auf uns zukommenden* – Gegenwärtigkeiten des Hier. Und das nicht erkannt zu haben, darin besteht die Aktualität des Satzes: "Man hatte vorher in Winterabenden erzählt, wie in andern Ländern eine Krankheit sei, und die Leute an ihr wie an einem Strafgerichte dahin sterben; aber niemand hatte geglaubt, daß sie in unsere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, bis sie kam."

Die Logik der Übertragung

In Frankreich wird die Wiedereröffnung der Schulen in's Auge gefasst, und zwar mit der Begründung, Kinder entwickelten nur in seltensten Fällen schwere Formen des Virus, es bestehe also keinerlei Gefährdung. Die Frage, ob nicht aber Kinder durch die Wiederaufnahme des Schulbesuches ihrerseits zu Überträgern der Krankheit und also zu einer Gefahr für die *Erwachsenen* zu werden drohen (man denke nur an Lehrer, Lehrerinnen, Eltern und, schlimmer noch, Großeltern), die ja, wie eindeutig erwiesen, sehr wohl schwere Formen des Virus entwickeln können, wird abgewiesen mit dem Argument, dass Kinder, anders als bei anderen Viren, bei deren Auftreten sie aufgrund ihres Zusammenseins mit vielen anderen Kindern in der Tat die Hauptüberträger darstellen, in diesem, in jeder Hinsicht außergewöhnlichen Fall kaum zur Übertragung beitragen.

Der Laie liest und wundert sich. Aber dann kommt die wissenschaftlich-medizinische Erklärung, warum das Zusammensein mit Kindern so beschaffen ist, dass sie im Falle des jetzigen Virus (der, wie gesagt, ganz und gar anders ist als andere Viren)

kaum zur Übertragung beitragen werden: Wenn die Kinder aus bildungsfernen Schichten nicht endlich wieder zur Schule gehen, wird sich der Abstand zwischen ihnen und Kindern aus privilegierten Familien weiter vergrößern. Dem müsse unbedingt entgegengewirkt werden. Die Kinder werden also zur Übertragung des Virus auf die Erwachsenen kaum beitragen, weil nämlich ohne die Übertragung von Wissen durch die Lehrerschaft in die Hirne der Kinder Schule überhaupt nicht mehr stattfindet.

Man lernt: Es ist aus medizinischer Sicht nötig, dass der Virus kaum Übertragungswege von Kindern auf Erwachsene kenne, weil sonst die schulischen Übertragungswege von Wissen gar nicht mehr funktionieren. Wie sehr doch unser medizinisches Wissen mit Eigenschaften und Verhalten des Virus verkoppelt ist! Es ist geradezu wundersam!

Hinzu komme, so wird der obige, unzweifelhaft außergewöhnliche Gedanke weiterentwickelt, dass die Eltern bald wieder die Arbeit aufnehmen müssen. Blieben die Kinder Zuhause, würden zwangsläufig die Großeltern ihre Versorgung übernehmen, was aufgrund der Tatsache, dass schwere Formen des Virus bei alten Leuten besonders häufig auftreten und die Ansteckungsgefahr bei diesem Virus besonders groß ist (größer jedenfalls als bei anderen Viren), in keiner Weise wünschenswert sei. Es sei also besser, dass die Kinder, die den Virus ohnehin kaum übertragen, wieder in die Schule gingen, weil sie ihn sonst auf die Großeltern übertrügen. Daraus resultiert wiederum, dass sie wieder in die Schule gehen (und keinesfalls gehen können müssen!), weil sie den Virus nicht übertragen, auch nicht an die Großeltern.

Der Laie liest und wundert sich erneut. Wundert sich über die Übertragung von Übertragungen auf Übertragungen. Wenn also Kinder kaum zu Überträgern der Krankheit werden können, wäre es da nicht sehr wohl vertretbar, dass sie mit ihren Großeltern zusammen sind? Hätten sie dann nicht schon längst mit ihnen zusammen sein können? Jetzt gleich, wo die Schulen noch geschlossen sind und endlich einmal genug Zeit besteht, damit die Großeltern ihre Enkel sehen?

Diese Idee beruht, so muss sofort klargestellt werden, auf einem gravierenden Missverständnis, nämlich auf der fehlenden Einsicht in medizinisch-sanitäre Zusammenhänge. Es muss eindringlich noch einmal an das Argument Nummer eins erinnert werden. Noch einmal das Ganze. Retour zum Anfang. Es wäre, wie schon dargestellt, verheerend, wenn Kinder aus den ärmsten Schichten vollkommen hinter den Kindern aus privilegierten Familien zurückblieben. Und sie würden notwendig zurückbleiben, wenn man von der Möglichkeit ausginge, dass Kinder nur darum kaum zu Überträgern des Virus geworden sind, weil ihre Schulen vor einigen Wochen schleunigst geschlossen wurden. Es bestand zwar gar nicht erst die Möglichkeit, statistisch zu überprüfen, ob beschulte Kinder, die selten wirklich schwer krank werden, auch selten zu Überträgern des Virus avancieren; weil aber Kinder de facto die Krankheit kaum auf Erwachsene übertragen haben (die Schulen war ja zu), geht man davon aus, dass dieses Faktum Gründe in ihrem Kind-Sein und Beschaffenheit ihres Körpers hat und nicht etwa darin, dass sie als Kinder, deren Schulen zu waren, massenhaft nicht mehr in die Schule gingen und sich also, unbeschult wie sie waren, von diesem für den Virus so kommoden Übertragungsweg der Schule abgeschnitten sahen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Lehrerinnen und Lehrer nicht die geringste Angst vor der Wiedereröffnung ihrer Schulen zu haben brauchen und schon jetzt, getragen von neuem Eifer, mit der Vorbereitung der kommenden Kurse beginnen sollten. Da während der Zeit der Schulschließung Kinder den Virus kaum auf sie übertragen haben und somit nachgewiesen ist, dass Lehrerinnen und Lehrer durch sie nicht angesteckt werden konnten, kann man das letzte Verb – "konnten" – flugs streichen und der Öffentlichkeit die Feststellung mit auf den wiedereröffneten Schulweg geben, dass die Lehrerinnen und Lehrer nicht angesteckt wurden, woraus folgt, dass sie auch nach Wiedereröffnung der Schulen nicht angesteckt werden werden, eben weil die Möglichkeit,

die im Können des Virus und der Schule liegt, argumentativ weggerubbelt werden konnte.

Der Satz darf also nicht lauten “Die Kinder *konnten* während der Schulschließung ihre Lehrerinnen und Lehrer nicht anstecken”, sondern (und das ist weit mehr als nur eine Nuance!) “Die Kinder *haben* während der Schulschließung ihre Lehrerinnen und Lehrer nicht angesteckt”. Wer wollte diese Aussage in Zweifel ziehen! Daraus ist zu schließen, dass Schulschließung und Schuleröffnung in epidemiologischer Hinsicht absolut identisch sind und Kinder ihre Lehrerinnen und Lehrer nicht anstecken. Punkt. Ohne jedes Können.

Diese Nachricht dürfte zuallererst die Großeltern freuen, die zwar ihre Enkelkinder nach Wiedereröffnung der Schule aus Gründen der Vorsicht ebenso wenig werden sehen dürfen wie jetzt, wo der Übertragungsweg Schule aufgrund der Schließung absolut ausgeschlossen ist, die sich dann aber wenigstens sagen dürfen, dass Gott sei Dank durch die Wiedereröffnung der Schule kein neues Risiko für sie bestehen wird, weil die Enkel eben in der Schule und die Erwachsenen bei ihrer Arbeit sein werden, ohne dass die Versorgung der Kinder ausgerechnet ihnen zufällt, die sich so leicht anstecken können, gerade bei Kindern mit ihren vielen Sozialkontakten.

Nur zwei Fragen bleiben offen: Wenn Schulschließung und Schulöffnung ohne jeden Einfluss auf das Ansteckungsrisiko für Erwachsene sind – warum hat man die Schulen dann eigentlich geschlossen? Dann hätte man doch gleich die Eltern vom Ansteckungsrisiko schützen können, das im gar zu engen Kontakt zu ihren Kindern lag, und sie in die Schule schicken können, wodurch die Zeit des Zusammenseins zwischen Eltern und Kindern Zuhause ebenso reduziert worden wäre wie die Zeit ihrer scheiternden Beschulungsversuche? (Sie konnten's einfach nicht.)

Eine weitere, aus diesen Fragen resultierende Zusatz-Frage müsste dann lauten, warum, wenn Schulschließung und -öffnung in praktischer Hinsicht ein- und dasselbe sind, man diese Einsicht nicht auch auf die Beschulung selbst übertragen kann, oder besser noch (ganz ohne “Können”): *tatsächlich* überträgt? Denn wenn der Virus keinesfalls wirkt – also weder dann, wenn die Schulen offen, noch dann, wenn sie geschlossen sind –, dann dürfte man doch, ausgehend von der wundersamen Anpassung des Virus an unsere praktisch-ökonomischen Bedürfnisse, davon ausgehen, dass auch der Übertragungsweg zwischen den Gehirnen der Lehrerschaft und den Gehirnen der von ihnen beschulten Kinder gar nicht existiert, weil ja, wie gesagt, auch der Übertragungsweg des Virus durch die Schule keineswegs gefördert werden wird?

Wenn dies stimmte, d.h. wenn die Übertragung von Wissen vollkommen abgekoppelt ist von der Frage, ob die Tore der Schule offen stehen oder nicht, hat die Lehrerschaft ein einziges Problem: Die ganze Diskussion lohnt den Aufwand nicht. Die Schule verhält sich, den Eigenschaften des Virus' gemäß, und der Virus verhält sich, den Eigenschaften der Schule gemäß. Ergo findet Übertragung überhaupt nicht mehr statt. Und weil das nicht nur für die Zeit der kommenden Wiedereröffnung der Schulen gilt, sondern ebenso auch für die Vergangenheit, in denen sich Lehrerschaft und Politik so eifrig um Übertragung bemühten, stellt sich die Frage nach dem Wissen überhaupt.

Wie zentral gerade diese Frage ist, kann jede Familie aus den Erfahrungen mit häuslichem Schulunterricht schließen: Die Schulen waren zu, die Übertragung von Wissen ist ausgeblieben. Das Gleiche gilt, wie uns die Epidemiologen erklären, für den Virus: Er hat sich durch die Schulen nicht weiter übertragen können. (Pardon! Es muss heißen: Er *hat* sich nicht übertragen. Ohne “können”. Einfach gleich ein Punkt. Siehe oben! Denn was kann aus so einem kleinen Hilfs-Verb wirtschaftspolitisch nicht alles folgen!) Noch einmal also, mit Korrektur und der Bitte um erneute Aufmerksamkeit: Da die Schulen den Virus nicht weiter übertragen *haben*, können die Schulen getrost wieder öffnen, denn das Vorrecht des Könnens ist ganz auf ihrer Seite, auch wenn die Gleichheit im Verhalten des Virus bezüglich der Übertragung in vollkommener Gleichschaltung zur Übertragung des Wissens in den geschlossenen oder offenen Schulen steht. Wenn während der Zeiten der Schließung die Übertragung nicht stattfand (jetzt spreche ich wieder vom Wissen), wird

also nicht zu befürchten sein, es könne nach ihrer (der Schule) Wiedereröffnung zu einer Übertragung kommen (weder vom Virus, noch vom Wissen). Dann können die Eltern endlich wieder beruhigt zur Arbeit gehen, denn es wird wieder alles so sein können wie früher. Oder nein: *ohne Können!* Es wird nicht nur so sein *können*, es *wird* auch so sein. Das ist die Sicherheit des Faktischen, zu dem es ohne die Übertragung unseres Wissens vom Virus nicht kommen könnte. (Oder ist auch hier etwas falsch? Es läuft alles ohne das Wort "Können"! Gemeint ist die Übertragung, zu der es nicht kommt. Punkt. Die gekonnte Übertragung ist abgeschafft. Das Wissen siegt.)

Gestirne

Michelangelo: "Gibt es in jedem Monat einen Mond?" Meine Antwort: "Ja!"

Gespensterfurcht

In Malaysia ist ein Mann des Nachts, als Gespenst verkleidet, umgegangen, um die Menschen zum Zuhausebleiben zu veranlassen. Er habe ihnen Angst machen wollen, weil er gesehen habe, dass so viele Menschen starben, gab Muhammad Urabil zu Protokoll.

Auf dem Mond

Zwei amerikanische und ein russischer Kosmonaut, von ihrer Weltraumstation auf dem Weg zurück zum Planeten Erde. Noch vor seinem Eintreffen gab Jessica Meir per Tweet bekannt, er werde sich auf der Erde wohl isolierter fühlen als dort oben.

Idées reçues

Abzocke: Geschieht jetzt über's Internet. (s. Idiot)

Afrika: War ja zu erwarten gewesen, wie's da jetzt zugeht.

Alkohol: Ein kleines Gläschen hat noch keinem geschadet. Offizielle Variante: Als Desinfektionsmittel zu neuen Ehren gelangt.

Aktien: Spielzeug reicher Leute.

Alter: Ab 65 wird's kritisch. (s. Risikopatient)

Alpträume: Rein individualpsychologisch zu lösen. Keine Verbindung zur Welt.

Anerkennung: Versteht sich von selbst. (s. Arzt, Krankenschwester)

Angst: Wechselweise Voraussetzung und Verhinderung von Erkenntnis.

Anrufbeantworter: Unverzichtbares Gerät für alle Verwaltungseinrichtungen. Mit der Kleinen Nachtmusik als Endlosschleife zu versehen. (s. Schlaf)

Anti-Viren-Programm: s. Computer. Auf das für Menschen wartet man noch. (s. Impfstoff)

Antwort: Immer unzweifelhaft.

Ansteckung: Ist immer nur, was der andere macht. Verwendbar sonst auch in Kombination mit "Gelächter".

Amazon: Geführt vom reichsten Mann der Welt. (s. Jude)

apokalyptisch: Beliebtes Würz-Wort für Zukunftsprognosen.

Apple: Hat die Plantagen für seine Früchte ausgerechnet nach Wuhan verlegt. (s. Delokalisierung, China)

Arbeit: Man vergisst schnell, was das ist, es sei denn, man muss sie verrichten. (s. Arzt, Krankenschwester, Supermarkt)

Arzt: s. Ansteckung, Märtyrer.

Astrologie: Blühender Wirtschaftszweig.

Atem: Lungenfunktion. Angegriffen durch Luftverschmutzung. (s. Landleben, Risikopatient)

Aufhebung: Vereinfachende Verwendung der hegelschen. Stets zu verwenden in Kombination mit "Ausgangssperre".

Ausländer: Akzeptabel, wenn sie bleiben, wo sie hingehören.

Ausgangssperre: Ist aufgehoben während einer Stunde pro Tag. Kostet 135 Euro, wenn man sie nicht respektiert, oder sechs Monate Gefängnis plus ein paar tausend Euro, wenn man sie mehr als dreimal nicht respektiert.

ausnahmsweise: Veraltet. (s. Dekret)

Autoindustrie: Motor der Gesellschaft.

Ausnahme: Sagen, dass sie die Regel bestätige. Nicht versuchen, zu erklären, wie. (s. Glück)

Bank: etymologisch abgeleitet von Bankrott.

Bankrott: Beliebiger verwendbar in Kombination mit Worten wie "Firma", "Politik", "System", "Schule" etc.

Bauer: Der Gesellschaften Nährstand.

Begräbnis: Blühender Wirtschaftszweig. Doch die künftige Krise des Sektors ist wegen der derzeitigen, gar zu starken Konzentration von Toten abzusehen.

Beherrschbarkeit: Sinn und Zweck aller politischen Maßnahmen.

Beileid: Unfehlbar in Kombination mit den Adjektiven "aufrichtig" oder "aufrichtigst".

Benefiz: s. Werbung.

Besitz: Grundlage von allem. (s. Geld)

Börse: Zweifache Bedeutung: die eigene, Zuhause (s. Leere). Und die große, die jetzt nicht mehr so groß tut. (s. Empfänger, Wirtschaft)

Brüderlichkeit: Erfindung der Franzosen einer anderen Zeit. Sodann übernommen von diversen roten Fahnen. Aber man hat ja gesehen, wohin das chinesische Rot jetzt führt.

Buch: Immer zu lang. (s. Literatur)

Charles de Gaulle: Schiff, auf dem man selbstverständlich alles unter Kontrolle hat. (s. Ansteckung, Tod)

China: Erfolgreich durch Disziplin und Autorität. – Verlogen durch Disziplin und Autorität. (s. Brüderlichkeit, Fledermaus).

CO2-Ausstoß: Ist jetzt mächtig reduziert worden. So einfach ist das also. (s. Optimist, Ökologie, Klima)

Computer: Hat das Auto als das liebste Kind abgelöst. (s. Autoindustrie, Kind)

Coronavirus: Covid-19 für die, die's wissenschaftlich mögen. Wechselnden Ursprungs, je nach Theorie.

Dekret: Etymologisch verwandt mit "diskret". (s. Freiheit)

Depression: Therapeuten und Psychiater werden keine Arbeitslosenunterstützung brauchen.

Delokalisierung: Das Grundübel. (s. Masken)

Denunzianten: Erleben jetzt die Hohe Zeit ihres Tuns. (s. Polizei)

Desinfektion: Der Grund, warum man jetzt überall rumwischt. (s. Sauberkeit)

Deutschland: Das einzige Land, das die Zahl seiner Toten nach unten korrigieren musste. Egoistisch und erfolgreich wie immer.

Diabetes: Man muss eben nicht so viel Zucker essen. (s. auch dick)

dick: Hohe Kosten im Gesundheitssektor als Schuld derer, die es sind. (s. auch Alter, Diabetes, explodierend)

Egoismus: Sich immer hübsch über den der anderen beschweren.

Ei: Unendliche Diskussion, was zuerst da war. Immer in Kombination mit Henne oder Fledermaus. (s. ebendort)

einsam: Mit dem Ausruf zu versehen: "Ach! Das schlimmste Signum der Moderne!" Anschlussgeeignetes Wort: "apokalyptisch" (s. Landleben, Nation)

Einäschierung: Das Ende der Kultur.

Einkaufen: Zu Beginn reine Männerdomäne (s. Heroismus). Jetzt gehen auch die Frauen wieder (s. Frau, Natur).

Eltern: Komparativ von alt.

Empfänger: Sich massenhaft vermehrende Kategorie von Mensch und Ländern. (s. sozial, Gerechtigkeit)

Entzug: s. shoppen.

Epidemie: Wenn's schlimm wird. (s. Pandemie)

Essen: Einziges, allgemein geteiltes Interesse. Wie im Gefängnis oder Lager. (s. auch Hunger)

Europa: Wird dominiert von Deutschland. Dient dazu, die Grenzen wieder einzuführen. (s. Schengen)

Experte: s. Held.

explodierend: Immer in Kombination mit den Worten "Kosten" oder "Zahlen".

exponentiell: Man weiß nicht, was das bedeutet, aber das Wort passt auf jeden Fall immer.

Export: Wichtig, wenn man von ihm abhängt. (s. Import)

Fall: Zu verwenden in Kombination mit "hoffnungslos". (s. Patient, Selektion)

Fledermaus: Lieblingsspeise der Chinesen. Mit Vampiren hat alles angefangen. Legen keine Eier. (s. Ei)

Fluggesellschaft: Immer im Plural. Beschweren sich über ausbleibende Kunden. (s. CO2-Ausstoß, Greta, Empfänger, Klima, Ökologie)

Forscher: Sind zu forsch. (s. Wuhan)

Forschung: Suspekt, wenn nicht gerade mit Impfstoffen beschäftigt.

Familie: Kern aller wiederentdeckten, gesellschaftlichen Werte. (s. Illusion, Optimismus)

Faulheit: s. Afrika. Jetzt auch in Europa grassierend.

Frage: Ein Experte findet sich immer. (s. Antwort)

Frau: Gefährtin Adams. Wird wieder zur Rippe, wenn jenem die Nerven reißen oder die Hand ausrutscht.

Freiheit: Wir haben sie in dem Maße, das uns nötig ist. Man sollte es mit seinen Ansprüchen nicht übertreiben.

freundschaftlich: s. Leere, Mail.

Geld: s. Besitz.

Gefängnis: Leert man, damit die Statistiken nicht noch mehr leiden. (s. Statistik)

Gelächter: Immer homerisch. (s. Depression)

Gegenwart: Das, was alle hinter sich haben wollen. (Doch die Zukunft will auch keiner.)

Gerechtigkeit: s. Gelächter.

Geschäfte: Rangieren vor allem. Frauen sollten aber vermeiden, von den Ihren zu sprechen. (s. Pornographie)

Geschlossen: Stets mit vorgeschaltetem "hermetisch".

Gesicht: Veraltet. Früher der vordere Teil eines Kopfes. (s. kopflos, Maske)

gesund: Die Eigenschaft, die man Firmen wünscht.

Gesundheit: Immer in Kombination mit "Es geht doch nichts über die".

gesund schrumpfen, sich: Im großen Maßstab praktizierte Wirtschaftspolitik. (s. Gesundheit)

Gleichheit: Immer gefolgt von "vor dem Tod".

Gog: Immer gefolgt von Magog.

Grab: Immer im Plural zu verwenden oder als Kollektivsingular "Massengrab". (s. New York)

Glück: Immer nur in der Kombination mit "gehabt". Adjektivische Variante: "Da kannst Du Dich aber glücklich schätzen."

Grenzen: Immer im Plural zu verwenden. Hat man endlich schließen können, wie man's schon immer wollte. (s. Europa)

Greta: Durch den Virus nicht mehr up to date.

Gruppe: Strafbar.

Gruß: Erfolgte anfangs mit Füßen oder Ellenbogen ("Wuhan-Gruß"), jetzt überhaupt nicht mehr. (s. social distancing)

Hacker: Zur Frucht reifendes Gewächs. (s. Apple, Online)

Haushalt: Niemals im Gleichgewicht.

Held: s. Experte.

Heroismus: s. Kassiererin, Supermarkt.

home-bike: Das stärkste Symbol der Epoche: Man fährt auf der Stelle.

Hoffnung: Zu kombinieren mit dem Wort "Prinzip". Aufdeckung des Autors unnötig. Antonym zu Pessimismus.

Hund: Hat das Recht, Gassi zu gehen und dabei sein Herrchen auszuführen.

Hundsfocht: Ungebräuchlich geworden. (s. Hund)

Hunger: Kann es bei uns nicht geben, ausgestorben. Woanders allerdings stirbt man noch dran aus. (s. WHO)

Husten: Biologische Waffe böser Einzelner. (s. Terrorismus)

Illusion: Betonen, dass die anderen sie hatten, und man selbst nicht.

Immunsystem: Haben nur Kinder (s. eben dort) und Fledermäuse (s. eben dort).

Impfstoff: Wer den findet, wird Milliardär.

Italien: Nett für die Ferien (s. Essen), aber das Chaos ihres Sterbens!

Ironie: Das, was die Menschen bald verlieren werden, die stets den Schwarzen Freitag mitgemacht haben. (s. Neunzehnhundertneunundzwanzig)

Jude: Man hat es ja schon immer gesagt.

Handy: Organischer Fortsatz der menschlichen Hand, jetzt unverzichtbarer denn je.

Handschuhe: Trägt man beileibe nicht nur im Winter.

Herdenimmunität: Alle wollen sie, aber bei den anderen.

Hitze: Tötet den Virus. Nutzen der Klimaerwärmung. (s. auch Kälte)

Horizont: Den auf dem Land schön finden, und den politischen von dunklen Wolken umzogen.

Hotel: Neues Zentrum für Suspekte.

Idiot: Verbreiteter Menschentypus. (s. Gruppe)

Import: Wichtig, wenn es um Masken geht. (s. Export)

Immunität: Schlüsselkonzept.

infiziert: Man weiß nie, ob man noch ein "s" einfügen soll.

Jetsetter: Kommen endlich mal zur Ruhe. (s. CO2-Ausstoß, Greta)

Jogging: Auslöser von Guerillaszenen in Großstädten. (s. Einkaufen)

Johnson: Schafft es auf jeden Fall. Man ist Premierminister, um doch nicht zu sterben. Variante: Man ist doch nicht Premierminister, um zu sterben.

Journalisten: Beruf, der im Lesen dessen besteht, was andere vor einem geschrieben haben. (s. Zeitung)

Kälte: Tötet den Virus. (s. Hitze)

Kassiererin: Den Job würde ich bei dem bisschen Knete ja echt nicht machen. (s. Geld, Geschäfte)

Kinder: Sterben wenig. Brauchen viel (s. Schule). Mit Rührung und elterlicher Zuneigung von ihnen sprechen, wenn sie endlich wieder in der Schule sind. (s. Schule, Eltern)

Klima: In der Politik immer mit dem Adjektiv "schlecht". In Kombination mit "-veränderung" ebenso. Die Verbindungen zwischen beiden unterschlagen.

Klopapier: Neue Währung. (s. Aktie)

klösterlich: Beschreibungsversuch bezüglich des eigenen, neuen Lebensstils.

Knoten: Immer gordisch. Man durchschlägt ihn in einem fort.

Kondensstreifen: veraltet, zur Ausnahmeerscheinung geworden. (s. Fluggesellschaft)

Konkurrent: Der, der jetzt auch endlich wieder raus und sich beweisen will. (s. Wirtschaft)

Konkurrenz: Das, was Fortschritt und Leistung verbürgt. (s. Gelächter, Optimist)

Konsum: Man muss sich auch mal was gönnen.

Konzerte: Finden auf Balkonen oder vor Fenstern statt. (s. Literatur)

kopflös: Das, was man wird, wenn man Angst hat oder eine Maske trägt.

Koran: Buch von Mohammed, wo unablässig von maskierten Frauen die Rede ist. (s. Maske)

Körper: Das, was sich auflöst durch in Whatsapps oder Krankheit. (s. auch Tod, Zoom)

Krankenhäuser: Eine tief betroffene Miene annehmen, wenn man von ihnen spricht.

Krankenschwestern: Bekommen abendlichen Beifall (s. Konzerte). Sterben trotzdem. (s. Anerkennung)

Krankheit: Sie den Apparaten überlassen.

kreativ: Das, was jetzt alle werden. (s. Masken)

Kredit: s. Geschäfte, Jude.

Kreuzschiff: Fahrende Bahnen. (s. Alte, Marine)

Krieg: Rhetorisch allenthalben bemühen, sofern man ihn nicht kennt. (s. Pearl Harbour)

Kunde: Das, was wir alle wieder werden sollen. (s. Sinn)

Lachen: Immer gefolgt von "ist gesund". (s. Optimist)

Landleben: Rückkehr empfohlen. Oft folgend auf "Gesundes".

Langeweile: Neues Mode-Hobby.

Leere: Sollte jetzt auf Straßen herrschen. (s. auch Schule)

Lehrer: Jeder macht, wie er kann oder will. (s. kreativ, Online)

Lieferservice: s. Amazon. Der Postbote soll doch auch was zu tun haben.

links: Der Überzeugung von Rechtshändern nach Synonym von "rechts".

Literatur: Beschäftigung für Momente gänzlicher Beschäftigungslosigkeit. (s. Buch, Langeweile)

Luft: Unmetaphorisch zu verwenden mit "reine". Syntaktisch und vom Bild her veraltet: "Die Luft ist rein."

Macchiavelli: Wahlweise in China geboren oder in den USA.

Mails: Veraltet. (s. Whatsapp) Verlangen trotzdem in exponentieller Steigerung nach Antwort. (s. Antwort)

Männer: Schwaches Geschlecht. Sterben überproportional häufig. (s. Risikopatient)

Marine: Hält zusammen in der Quarantäne.

Märtyrer: s. Arzt.

Maske (selbstgemacht): Kann auf keinen Fall helfen. Hilft auf jeden Fall.

Maske (professionell gemachte): Äquivalent von Gold. (s. Delokalisierung, China)

Merkel, Angela: Da zeigt es sich doch einmal wieder, dass Frauen besser zu regieren verstehen! (s. Frau, Männer)

Mieter: Zahlt ein bisschen später. Aber gezahlt werden *muss*. (s. Vermieter)

Minister: Die Ersten, die sich über die von ihnen etablierten Regeln hinwegzusetzen pflegen. (s. Johnson, Optimist)

Monopol: Wird sich noch verstärken, wenn die kleinen Läden verreckt sind.

Müllmänner: Sonst hätten wir gleich auch noch den Gestank. (s. Italien)

Musik: Macht man jetzt vor Fenstern.

Musil, Robert: Seine Bildung beweisen, indem man den Ausdruck "Ferien vom Leben" beiläufig ins Gespräch streut. (s. Literatur, Journalismus)

Nachbar: s. Nächstenliebe, Toleranz.

Nachher: Zukunftsmusik (s. vorher)

Nächstenliebe: s. Online, Pornographie.

Nation: Jetzt wieder sehr beliebt.

Nationalismus: Entstanden im 19. Jahrhundert. Jetzt wieder zur vollen Blüte gelangt. (s. Ausländer, Krieg, Schengen)

Natur: Immer in Kombination mit "Liebe zur".

New York: Da wollte man schon immer mal hin. Aber jetzt auf keinen Fall.

Neunzehnhundertneunundzwanzig: Bildungsbeweis, wenn man weiß, was damals los war. In neun Jahren ist hundertster Jahrestag.

Notre-Dame: Wird in fünf Jahren wieder aufgebaut sein, es komme, was da wolle.

Null: Die jetzt absolut wichtigste Ziffer. (s. superlativisch, Konkurrenz)

Obdachloser: Darf länger draußen bleiben als nur ein Stündchen. (s. Glück)

Ökologie: Antonym von Wirtschaft. (s. CO₂-Ausstoß, Geld, Greta, Wirtschaft)

Oma: Gott hab' sie seelig.

Omega: Zweiter Buchstabe des griechischen Alphabets, da gefolgt von Alpha.

Online: Ausdruck eines Dauer-, nicht eines Ausnahmezustand.

Opa: Gott hab' auch ihn seelig.

Operation Resilienz: Hilfsaktion der Marine für Überseedepartments. Besteht in der Verschiebung von Produkten von einem Ort zum anderen, die man selbst nicht mitgebracht hat.

Optimist: s. Idiot.

Orban: Wird Schule machen. Hätte sich keinen besseren Moment aussuchen können.

Quadratur des Zirkels: Kein Mensch weiß, was das ist, aber alle versuchen's.

Papst: Risikopatient, trotz himmlischer Versicherung.

Pandemie: Wenn's wirklich richtig, richtig schlimm wird. (s. Epidemie)

Paris: Die schönste Stadt der Welt. Jetzt nur noch von drei Vierteln seiner Bewohner bewohnt. (s. Leere, Rom, Wohnung)

Parlament: Politische Institution von zusehens schwindender Bedeutung. (s. Dekret, Orban)

Patient Null: Der, der wie Adam und Eva alle Schuld trägt. (s. Frau, Religion, Zahl)

Pearl Harbour: Haben wir jetzt wieder, aber ohne die Japaner. Dafür sind ja jetzt die Chinesen da. Aber die sehn eh alle gleich aus.

Pessimist: Nimbus des Allwissenden.

Pest: Zeigen, dass man Albert Camus' Roman kennt.

Philosophen: Beliebte Interviewpartner. (s. Pessimist, Pest)

Phönix: s. Einäscherung.

Polizei: Nützlich, da kann man sagen, was man will.

Pornographie: s. Frau, Geschäfte, Männer.

Praxis: Reinsten Gegensatz zu "Theorie".

Preis: s. Freiheit.

Prinzipien: Immer fest.

Quarantäne: Hat nichts mit vierzig zu tun, Gott sei Dank! (s. Hotel, Pest)

Rating-Firma: Sich etymologisch ableitend vom "guten Rat", auch wenn der oft teuer ist.

rational: Die eigene Deutung.

Rauchen: Man hätte schon längst einmal damit aufhören sollen. (s. Risikopatient)

rechts: Den Linkshändern nach Synonym von "links".

regulieren: Nie in Kombination mit dem Wort "Preis" zu verwenden.

Religion: Kein Vertrauen zu Gott ohne Vertrauen zum Staat. (s. Versicherung)

Reise: Im eigenen Land gibt es doch auch so viele schöne Ziele! (s. Nation, Nationalismus)

Risikopatient: All die, die weniger vernünftig leben als man selbst. (s. Alte, dick, Diabetes, Rauchen)

Rom: Die schönste Stadt der Welt. (s. Paris)

Ruhe und Ordnung ist höchste Bürgerpflicht: Einschlägig nutzbares Zitat von diffuser Herkunft.

sanitär: Beliebtestes Adjektiv (s. tragisch).

Sauberkeit: Verpflichtend für alle.

Scheidung: Das, was es einem erlaubt, die Kinder woanders hinzubringen. (s. Reise)

Schengen: Niemand weiß, was das war, nur der Außenhandel. (s. Vergangenheit)

Schlaf: Das, was einen fertig macht, wenn er fehlt. Dann kombiniert mit "-losigkeit".

Schlange: In Afrika und anderswo mitunter giftig. Jetzt ausschließlich in Kombination mit "stehen". Man fühlt sich in Zeiten der Mangelwirtschaft zurückversetzt.

Schnorcheln: Hat uns neue Masken beschert. (s. Sport)

Schuldenerlass: Rares Wort. Antonym von Wirtschaft. (s. Geld)

Schule: Leere statt Lehre. (s. Kinder)

Schwangerschaft: Zeitlich schlecht abgepasster Zustand.

Schwarzer Freitag: Tag der tollsten Schnäppchenjagd. Ironischer Bezug zu "Neunzehnhundertneunundzwanzig". (s. eben dort)

Schwert: Ist immer das von Damokles.

Seife: Instrument zur Zerstörung der Lipide des Virus. (Was immer Lipide sein mögen.)

Selektion: Man darf sie nur praktizieren, es aber nicht sagen. (s. Angst, Alter)

Seuche: Grund für Ver- und Entseuchung.

shoppen: Droge. Grund für ebenso massenhafte wie körperlich gravierende Entzugserscheinungen.

Sinn: Meist in Kombination mit "des Lebens". (s. Geld, Geschäfte, Kunde)

slow life: Proben gerade gratis.

solidarisch: Verhalten, das man von den anderen erwartet.

Sommer: Dem Virus zuträglich (s. auch Winter). Schade um den geplanten Urlaub.

Sores: s. Impfstoff, Selektion, Tod.

sozial: s. Empfänger und suspekt.

Sparen: Gelingt jetzt ohne Probleme. Die Geschäfte sind eh zu. (s. Entzug, shoppen)

Spaziergang: Der Moment der Freiheit höchster. (s. Gefängnis)

Sport: Plötzlich macht's niemand mehr an der eigenen Stelle. (s. Fernsehen, Heroismus)

Sportler: Abgetreten als Heroen, ersetzt durch Krankenschwestern (s. auch Konzert).

Statistik: s. Beherrschbarkeit.

stoisch: Neue, begehrenswerte Tugend. Hat irgendetwas mit der Antike zu tun.

Supermarkt: Einziger, öffentlich zugänglicher Ort. (s. Essen, Heroismus, Kassiererin)

superlativisch: Die Art von Zahlen und besonders Nullen, sich ins Verhältnis zueinander zu setzen.

suspekt: s. sozial.

System: Das, wogegen man ist. Historisch betrachtet: Wort, das schon von der extremen Rechten in der Weimarer Republik mit Vorliebe gebraucht wurde.

Terrorismus: Identisch mit Husten.

Test: Ist aus der Schule herausgewandert. Alle wollen ihn machen dürfen. (s. Schule, Leere)

Toleranz: Hat man, wenn der Nachbar seine Stereoanlage nicht voll aufdreht.

Tourismus: Nicht zu verwechseln mit Terrorismus.

Tourist: Der, über den man sich lustig macht, wenn man's nicht gerade selbst ist. (s. Fluggesellschaft, Reisen)

Tragisch: Beliebtes Adjektiv. Verwendung höchstlichst zu empfehlen in Kombination mit "Tod", "Sterben".

Trump: Schickt Bewaffnete auf die Straße, als Schutz für die Bewaffnung, nicht als Schutz

gegen den Virus. (s. Grab, New York)

trunken: Immer mit vorgeschaltetem "schwer".

Tod: Hauptwort. Mit Hinweisen auf Statistik zu kombinieren. (s. exponentiell)

Tour de France: Findet trotzdem statt.

überleben: transitives Verb, nie intransitiv zu verwenden.

Überlebender: Endlich hat man auch mal vorzuweisen. (s. Jude)

Überlebenschance: Das, was darüber entscheidet, ob man medizinisch behandelt wird oder nicht. (s. Alter, Glück, Selektion, Statistik)

Überseedepartments: Von Haien heimgesucht. Ansonsten viel Sonne, Palmen und Hängematten.

Übertragung: Der Psychoanalyse entwendet. (s. Virus)

Untätigkeit: Charakteristikum der Politik. Im Privaten genossen. (s. Langeweile, Literatur, Videospiele)

Unverantwortlich: Diejenigen, die nicht so denken wie man selbst.

USA: s. Trump.

Utopie: Jetzt sehr beliebt. Jeder führt eine andere im Angebot. (s. Geschäfte, Optimist)

Veni, vedi, vici: Zur Antike gehörig. (s. Vergangenheit)

Vergangenheit: Die Zeit, in der man noch alles optimistisch sah. (s. Optimist)

Vermieter: Muss ja auch von etwas leben. (s. Mieter)

Verschwörung: Synonym von "gemeinschaftsstiftend". (s. Jude)

Versicherungen: Machen wegen ausbleibender Verkehrstoten Riesenersparnisse.

Verwandte: Die, die man jetzt nicht sehen darf oder muss.

Verzweiflung: Permanent auf ihrem Höhepunkt.

Videospiel: Die Tage sind nun einmal lang.

Vier: Immer in Kombination mit "in den eigenen" und "Wänden".

Vierzehn: Immer in Kombination mit "Tagen". (s. Quarantäne)

Virus: Wahlweise mit den Artikeln "der" oder "das" zu kombinieren. Erteilt das Gebot: "Du sollst keine andere Krankheit haben neben mir." (s. Tod, Selektion)

Vorher: Zugehörig zu den Koordinaten einer neuen Zeitrechnung. (s. nachher)

Vorratshaltung: Aktualisiertes Relikt von Verhaltensweisen aus den Weltkriegen. (s. Alte)

Wasch Dir endlich die Hände! Früher vorwiegend dem Imperativ vorgeschaltet "Zu Tisch!" Jetzt den ganzen Tag zu hören.

Werbung: Rein auf's Internet begrenzt.

Whatsapp: Das Mittel, mit dem man den Fernen zum Nächsten macht. (s. Nächstenliebe)

WHO: World Health Organization. (s. Illusion, Gelächter)

Winter: Dem Virus zuträglich. (s. Hitze, Kälte, Sommer)

Wirtschaft: Kurzzeitig vergessen. Richtet aber als kommendes Hauptthema schon wieder ihr Haupt auf.

Wohltätigkeit: Zeitweilige Hauptbeschäftigung der Stars.

Wohnung: Das, wovon man zwei oder mehrere hat, wenn man reich ist. (s. Paris, vier)

Wuhan: Kannte vorher niemand, kennt jetzt jeder. (s. Forscher, Gruß)

Zahl: Magischer Bannkreis, dem keiner entkommt.

Zeit: Zähl wie noch nie. (s. auch Freiheit, Videospiele)

Zeitung: Das Produkt, dessen politische Ausrichtung man am besten versteht, wenn man zunächst die Werbeanzeigen liest. (s. Journalismus)

Zensur: Praxis der chinesischen Autoritäten, als es noch was zu verstecken gab.

Zigarette: Warnende Aufschrift beachten.

Zoom: Inbegriff des Erfolgs, den man trotzdem haben kann.

Zukunft: Inbegriff der Ungewissheit.

Gesund und tot

“Die Seuche wurde die Pest geheißen, und in fünf bis sechs Stunden war der Mensch gesund und tot, und selbst die, welche von dem Übel genasen, waren nicht mehr recht gesund und recht krank, und konnten ihren Geschäften nicht nachgehen.” So heißt es in Stifters “Granit”.

Es ist das “und” zwischen den beiden Worten “gesund” und “tot”, das Irritationen auslöst. Ein “oder” wäre zu erwarten gewesen. Oder vielleicht hätte man auch die Idee erwarten können, dass man, wie danach vermerkt, in Folge der Pest “recht krank” ist und, obwohl nicht tot, trotzdem nicht mehr als wirklich gesund gelten kann, sondern vielmehr als “nicht mehr recht gesund”. In dieser letzten Abfolge – erst ist man krank, dann “nicht mehr recht gesund” und irgendwann, so bleibt zu hoffen, dann doch wieder *richtig* gesund – steckt die Idee einer Entwicklung: Man ist erst das Eine, dann das Andere, eines entwickelt sich aus dem anderen. Eine gewisse Nachvollziehbarkeit ist gegeben: Man schien erst dem Tode geweiht zu sein, hatte das Glück, nur “recht krank” zu werden, also doch wieder zu genesen, in einem ersten Schritt jedoch nur “recht” (also schlecht), nicht richtig “gesund”. Und am Ende darf dann doch auf die Rückkehr der Gesundheit gehofft werden.

Es ist nun aber die scheinbar größere Logik dieses “und” zwischen “nicht mehr recht gesund” und “recht krank”, die zum erstgenannten, problematischen “und” zurückführt. Das zweite “und” (das logischere) ist der Schlüssel zum scheinbar unlogischen. Stifter hat sich *nicht* verschrieben. Er hat recht mit seinem ersten “und”. Es ist voll an seinem Platz. Es geht weder um ein “oder” noch um ein “entweder – oder”, nicht darum also, ob man stirbt oder nicht, sondern es geht um das Verhältnis zwischen Gesundheit und Tod, und dieses Verhältnis ist darum so schwer zu begreifen, weil es zwischen Gesundheit und Tod zeitlich keinen Übergang gibt. Man ist gesund – und plötzlich ist man tot. Die Dauer ist von extremer Kürze: “In fünf bis sechs Stunden” ist alles entschieden. Das Ganze dauert so lange wie im dichten, syntaktischen Gefüge ein “und”. Die Widersprüchlichkeit von “gesund” und “tot” existiert nicht. Sie gehören zusammen, bilden eine Einheit, und gerade das ist es, was die Pest so unbegreiflich macht. Wenn man länger auf “gesund und tot” starrt, beginnen sich die ersten beiden Worte wegen des gemeinsamen “und” aufeinanderzuzubewegen. Es ist selber wie ein Infektionsverhältnis.²

So viele Menschen auch erkranken und vorführen, dass man “gesund und tot” sein kann, so sind es doch eben erst andere, die “gesund und tot” sind und nicht man selbst. Und wenn die Krankheit dann näher kommt und die eigene Familie ist mit einem Male

² Ich danke Wolfram Ette für den Gedanken, dass das “und” sich in “gesund” und “und” verdoppelt.

“gesund und tot”, wird das “und” zum Kern der Angst, die alle ergreift. Man ist gesund. Ist man darum vielleicht schon tot? Alles scheint normal zu sein. Ist darum alles schon weggekippt, weg vom Leben? Das “und” konfrontiert uns mit den herrschenden Normalitätsbegriffe. Sie sind es, die wegbrechen. Normalerweise geht man davon aus, jemand sei gesund *oder* tot – jetzt weiß man, dass es möglich ist, beides in einem zu sein. Wissen tut man's aber eben doch nicht richtig – erst wenn man selbst (oder der Nächste) “gesund und tot” ist, hat sich erwiesen, dass jetzt eine andere Normalität herrscht, und das ist die des “Und”.

So gibt es neben dem “gesund oder tot” (als der ersten Normalität) eine zweite. Und vielleicht wird die Konjunktion plötzlich so wichtig, weil man sich, ausgehend von “gesund und tot”, plötzlich sagen muss, das es die eine *und* die andere Normalität gibt. Auch diese beiden sind – dem Modell des “Und” in “gesund und tot” folgend – nicht etwas Getrenntes, sondern zusammengehörig: Die Normalität im herkömmlichen und die Normalität im neuen, furchtbaren Sinne schieben sich ineinander, das “Oder” seinerseits zu einem “und” machend.

Der Hinweis, dass die Genesend-Genesenen, die “recht krank” sind, obwohl nicht “tot”, “ihren Geschäften nicht nachgehen” können, ist von aktuellster Bedeutung. Die Politik muss die neue Bedeutung des “Und” lernen. Man scheint schon bald wieder seinen Geschäften nachgehen zu können, denn man ist, weil, gesamtgesellschaftlich betrachtet, wieder “recht gesund” nicht zu den Toten gehörig. Und doch ist das “recht” in “recht gesund” die Brücke, die Stifter zwischen “und” und “oder” schlägt. Man ist nicht tödlich krank, aber zumindest “recht krank”, und damit erlebt man wenigstens in Ansätzen, was es heißt, wenn man “gesund und tot” ist.

Das “recht” ist der Weg, die Nuance zwischen zwei Konjunktionen, zwischen denen es im Deutschen keinen Mittelweg gibt. Alles ist entweder dem “und” zuzuordnen oder aber dem “oder”. Die Formulierungen “recht krank” und “nicht recht gesund” zeigen, dass hier jemand dem “Und” von der Schippe gesprungen ist, mehr recht als schlecht, also das Bewusstsein verkörpernd, dass es das “Oder” zwischen dem “Erneut-seinen-Geschäften-Nachgehen” oder “Nicht-seinen-Geschäften-Nachgehen” nicht gibt. Man ist “gesund und tot” und darum kann man, weil das ein recht schlechter Zustand ist, in dem die Gesellschaft nur “recht und schlecht” klarkommt, den Geschäften nicht nachgehen. Das zumindest ist eindeutig: Sie ist gesund, recht und schlecht. Und sie arbeitet nicht. Kann es nicht.

Ein weiterer Beweis dafür, dass das zur Zeit der Zustand ist, ohne “und” und “aber”, steckt ebenfalls im Stifiers “und”. Wenn jemand “gesund und tot” ist, heißt das eben auch, dass er, obwohl gesund erscheinend, doch schon dem Tod geweiht ist. Das “und” ist aber nicht nur sein eigenes, ganz privates. Das “Und” eben verbindet, und dies gilt weit über die Wörter “gesund” und “tot”, die den einzelnen beschreiben, hinaus. Das “Und”, so steht syntaktisch fest, kann noch ganz anderes verbinden als nur “gesund” und “tot”. Es kann zum Beispiel “gesund und tot” als Einheit betrachten und diese Einheit ihrerseits vervielfältigen. Mit Blick auf die Gesamtgesellschaft ergäbe das dann “gesund und tot” und “gesund und tot” und “gesund und tot” usw. Das ist das, was wir gerade erleben. Wenn man also die Rückkehr zu den Geschäften empfiehlt, ist es, als gäbe es das “gesund und tot” nicht in dieser sich multiplizierenden Form der vielen “Unds”. Die Eigenschaft von Epidemien aber besteht in eben dieser Form: und und und.

Daraus folgt, dass jemand, der tot und (ohne wenn und aber) gesund ist, seinerseits, ohne es zu wollen, dafür sorgen kann, dass der andere, neben ihm auch schon “gesund und tot” ist. Die Rückkehr zu den Geschäften wird also behindert durch das Fortwirken dieses über das erste “gesund und tot” hinauswuchernde, große, gesamtgesellschaftliche “Und”.

Selbstverständlichkeiten

Deutschland hat, als es sah, vor welch riesigen Schwierigkeiten die Nachbarländer bei der Behandlung todkranker Patienten standen, aus Italien, Frankreich und Holland kommende Virusranke auf den eigenen Intensivstationen aufgenommen und so zur Rettung von Menschenleben beigetragen. Nachher gab der Gesundheitsminister bekannt, die Behandlung habe Deutschland 20.000.000 Euro gekostet, doch man verzichte, entgegen den herrschen Regeln, auf die Rückerstattung der Behandlungskosten.

Das ist nett. Deutschland hilft, es rettet Menschenleben und verzichtet obendrein noch auf die Rückerstattung der Kosten, die dabei anfielen. Dass das Ganze Geld kostet – gerade Intensivstationen verschlingen, wie man weiß, aufgrund des Aufwands an Geräten und Personal große Summen –, versteht sich von selbst, doch der Normalsterbliche macht sich, wenn er sich nicht eigens danach erkundigt, keine genaue Vorstellung von den exakten Kosten, mit denen bei einer solchen Behandlung zu rechnen ist. Insgesamt waren es mehr als 200 Ausländer, die nach Deutschland gebracht worden sind, und wir wissen es nun exakt: Die deutschen Versuche zu ihrer Rettung haben 20.000.000 Euro gekostet.

Das ist selbstverständlich eine stattliche Summe, und die Verlautbarungen des Ministers zeigen, dass man es selbstverständlich findet, sich diese Summe nicht zurückerstatten zu lassen, also auf diese Summe zu verzichten. Doch die Selbstverständlichkeit, die der geleisteten Hilfe zukommt, bedeutet keinen kompletten Verzicht. Zwar verzichtet man auf die 20.000.000 Euro, doch man verzichtet nicht darauf, bei der öffentliche Bekanntgabe, dass man verzichte, die genaue Summe zu nennen, auf die man verzichtet. Man verzichtet, mit anderen Worten, auf die Summe, nicht aber auf die Worte, die die Summe bezeichnen. Wieder anders: Man verzichtet finanziell, aber nicht ideell.

Denn das, was einen zum Verzicht auf die Summe treibt, ist die Möglichkeit, Verzicht und Hilfsbereitschaft auszustellen, also das Ideelle in den Vordergrund zu stellen, was angesichts der Kritik, die gerade aus Italien wegen der unterbleibenden, deutschen Hilfe zu hören war, ein außenpolitischer Faktor von einiger Bedeutung ist. Der Gestus des Ministers funktioniert also nach der Logik, die Selbstverständlichkeit zu unterstreichen, die charakteristisch sei für die deutsche Hilfe, zur Anstachelung der Vorstellung aber, wie wenig selbstverständlich das eigentlich war, auch gleich noch die Summe dazunennen. Gesagt wird auch, dass das alles keineswegs den herrschenden Regeln entspreche. Man hat also getan, was keinesfalls selbstverständlich war – 20.000.000 Euro sind ja wahrhaftig kein Pappenstil –, doch man erklärt, es sei selbstverständlich, dass man's getan habe, und erfreut sich dabei seiner selbst und des eigenen Landes, das aus einer Position heraus spricht, in der man es für selbstverständlich halten kann, für ausländische Schwerkranke 20.000.000 auszugeben.

Dass aber auch die Idealität seinen Preis hat, ist Signum der Epoche. Noch im Verzicht erfolgt die Romantisierung desselben, und weil sich für diese wiederum keine anderen sprachlichen Formen finden, greift man auf die Sprache der Zahlen zurück, beeindruckt durch das Superlativische der 20.000.000 mit ihren vielen, vielen Nullen, nicht ohne nochmals hinzuzufügen, es sei doch wirklich selbstverständlich gewesen, das man getan habe, was man getan hat.

Des Ministers Verlautbarungen zeigen aber vor allen Dingen, dass selbstverständlich ist, dass man mit Zahlen operiert und diese werbetechnisch richtig behandelt, und weniger, dass man Patienten operiert und richtig behandelt. Die Werbung ging also in Wirklichkeit der Entscheidung, fremde Patienten zu behandeln, voraus. Schon vor der Behandlung wusste man, warum man behandeln würde: Nicht weil da Todkranke vor einem lagen, die in ihren eigenen Ländern nicht hätten gerettet werden können, sondern weil Zahlen mehr als alles andere stets behandlungswürdig sind.

Ihre Würde ist, das steht fest, diejenige, an die keine andere heranreicht. In

gewisser Weise ist also die Patientenrettung eine Zahlenrettung gewesen, und wenn es die Zahlen nicht gäbe, hätten die über 200 Todkranken nicht die geringste Chance gehabt, denn das, was sich von selbst versteht, ist eben immer nur, dass 20.000.000 eine große Zahl ist, während 200 Patienten oder gar nur ein einzelner gegenüber dieser großen Zahl erbärmlich klein aussehen. Die Relation stimmt einfach nicht!

Andererseits ist aber der Umstand, dass sich die Würde der Zahl der Patienten nur durch eine einzige Null bemessen ließ und die Würde der Zahl als Zahl – 20.000.000 – im Gegensatz dazu als eine Zahl mit gleich sechs Nullen mehr (insgesamt also sieben!), eine Tatsache, die die Relation wieder in Ordnung bringt. Das offensichtliche Ungleichgewicht und Regelwidrige zwischen 200 und 20.000.000 macht offensichtlich, was der Minister als Botschaft beabsichtigt hatte: nämlich, dass 20.000.000 eine offensichtlich große Zahl ist und die Selbstverständlichkeit, sie für so wenige Menschen auszugeben – ganze 200! –, absolut keine Selbstverständlichkeit darstellt.

Die Schlange beißt sich in den Schwanz. Der Minister gewinnt durch die würdige Feststellung, man werde doch von seinen krisengeschüttelten Nachbarn kein Geld verlangen, selbst an Statur – also Würde, nämlich die Würde des Wohltäters. Doch diese seine Würde hängt ihrerseits ganz und gar ab von der Würde, die allgemein großen und größten Zahlen zugebilligt wird (hier 20.000.000). Und diese Würde der Zahl ist dann wiederum abhängig – doch wie peripher und fast akzidentell ist das! – von den Patienten, die sämtlich in einem ganz unwürdigem Zustand nach Deutschland kamen und erst einmal als Menschen wieder hergestellt werden mussten. Das ist, Gott und Deutschland sei gedankt, in vielen Fällen auch gelungen. Aber gelungen ist vor allen Dingen, die romantisierend-rechnerischen Mechanismen offenzulegen, die zur Verselbstverständlichung des ganz und gar Unverständlich-Großzügigen beitragen: Die Verselbstverständlichung ist eine Selbstverständigung, ein Geschäft, um sich zu sich selbst ins Verhältnis zu setzen.

Deutschland und sein Minister gehen jetzt immer zufrieden zu Bett. Sie sagen sich nicht mehr: "Wieder ein Tag mit einer guten Tat!", sondern: "Wieder ein Tag mit guten Nullen!"

Plexiglas

In Italien ist man in Erwartung der Touristen, die, so der Virus will (und auch wenn er nicht will), sich hoffentlich im kommenden Sommer, ganz wie immer, auf den italienischen Stränden tummeln werden, auf die Idee gekommen, eine makroskopische Imitation dessen aufzubauen, was ferienlustige und gleichzeitig auf Gesund- und Sicherheit bedachte Reisende schon von den Kassen ihrer Supermärkten her kennen: So wie dort (zumindest nach einer ersten Phase der totalen Schutzlosigkeit) Plexiglasscheiben aufgestellt wurden, damit die Kassiererinnen zwar den Durchblick behalten konnten, ohne jedoch den Virus zu bekommen, denken Architekten jetzt darüber nach, wie man auch die Strände mit Nischen aus Plexiglas überziehen könnte, damit die Touristen im Vollbewusstsein ihres Geschützt-Seins im Sand liegen, ihre Kinder spielen lassen und die Sonne genießen können, ohne auf den schönen Meerblick zu verzichten.

Plexiglas hat die Eigenschaft, für Tröpfchen des Virus undurchdringlich zu sein, für den touristischen Blick aber nicht. Man sieht das Meer, man kann, ganz wie immer, dicht bei dicht liegen, doch im Unterschied zu früher ist man vom Badenachbarn unsichtbar getrennt. Vier Wände umschließen Liege und Sonnenschirm, der Aufbau einer Barriere aus Sand, damit der Andere (wie früher) nicht zu nah heranrücke, wird unnötig werden, denn die unsichtbare Grenzen wird jetzt in Profiausfertigung geliefert und ist nicht mehr allein auf Sand gebaut.

Die Ausgänge aus diesen kleinen Schachteln sind so konzipiert, dass niemals zwei

von ihnen direkt nebeneinander liegen. Denn sonst könnte es ja sein, dass die Insassen von Kabine 1 und Kabine 2 diese zeitgleich Richtung Wasser verlassen, was einem Zusammentreffen entspräche, das gerade unterbunden werden soll.

Der Blick auf die Entwürfe zeigt, dass dem Motiv von Wasser und Meer gleich zweifach Rechnung getragen wurde: Erstens sehen die Plexiglas-Wände wirklich wie ein Aquarium aus, und zweitens werden die Menschen als die Bewohner dieses Aquariums gleich mitgeliefert, bildlich vorerst, im Sommer dann aber hoffentlich auch tatsächlich. Die Frage, wie die Touristen sich denn verhalten sollen, sobald sie ihre Kabine verlassen und sich Richtung Wasser begeben – Zusammenstöße und nahe Kontakte scheinen da unvermeidlich –, ist gelöst. Wenn wirklich die Menschen Fische sind, ist es gar nicht mehr nötig, dass sie sich überhaupt außerhalb ihrer jeweiligen Kabine bewegen. Dann ist von vornherein klar, dass das hier ihr Aquarium ist, angemietet und damit ein verbürgtes Anrecht, von Außen besehbar zwar, doch unangreifbar, eine mit Sand unterlegte Vorrichtung, in die man die anderen Fische neben, hinter und um sich her weiß, alles transparent, aber gleichzeitig auf Abstand bedacht.

Nach oben hin wäre Luft, die Sonne schiene, die Bräunung erfolgte vielleicht sogar noch schneller, die Kinder spielten, Sand für Sandburgen wäre da, und deren Wände ließen sich sogar, wenn man der Transparenz irgendwann doch überdrüssig wird, an den stützenden Plexiglaswänden selbst aufhäufen. Dann wären wir bei einer Kombination aus zeitgemäßem Aquarium mit Plexiglas plus traditioneller Sandburg, Transparenz mit variablen Koordinaten.

Todes-Erfahrung

Wir wissen nichts von diesem Hingehn, das
nicht mit uns teilt. Wir haben keinen Grund,
Bewunderung und Liebe oder Hass
dem Tod zu zeigen, den ein Maskenmund

tragischer Klage wunderbar entstellt.
Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen.
Solang wir sorgen, ob wir auch gefielen,
spielt auch der Tod, obwohl er nicht gefällt.

Doch als du gingst, da brach in diese Bühne
ein Streifen Wirklichkeit durch jenen Spalt
durch den du hingingst: Grün wirklicher Grüne,
wirklicher Sonnenschein, wirklicher Wald.

Wir spielen weiter. Bang und schwer Erlerntes
hersagend und Gebärden dann und wann
aufhebend; aber dein von uns entferntes,
aus unserm Stück entrücktes Dasein kann

uns manchmal überkommen, wie ein Wissen
von jener Wirklichkeit sich niedersenkend,
so dass wir eine Weile hingerissen
das Leben spielen, nicht an Beifall denkend.

Rilkes Gedicht "Todes-Erfahrung" beginnt mit Versen über Liebe und Hass. Und mit einem Hinweis auf die Maske. Es ist offensichtlich, dass mit diesem nicht die heutige, sanitäre,

sondern die Theatermaske gemeint ist, die in reinster Eindeutigkeit – mit nach unten gezogenen Mundwinkeln – vorgibt, welche Rolle da übernommen worden ist. In der Tat kreist das Gedicht um die Rollen, die auch die Menschen, auf Beifall bedacht, während ihres Lebens spielen.

Dennoch kann man das Gedicht heute nicht lesen, ohne den Maskenmund auf sich selbst zu beziehen. Was für eine Erfahrung mit dem Tod wird da beschrieben? Wie steht es um die Maske des Todes? Und um das Verhältnis der Maske zu uns selbst? Genauer noch: Wie steht es um das "Hingehn", das vielleicht auch heute "nicht mit uns teilt"? Ist es weiterhin der Tod, der nicht teilt? Oder ist es umgekehrt der Mensch, der hingegangen, d.h. tot ist?

Die Maske entspricht bei Rilke keiner Abdeckung des gesamten Gesichts. Sie ist nicht mehr als eine Mundmaske. Und wenn sie doch mehr abdeckt als nur den Mund, dann ist in jedem Fall – wie bei vielen antiken Masken – die Mundpartie die wichtigste: Sie ist es, die die "tragische Klage" in übergroßer Deutlichkeit ausdrückt. Aber Deutlichkeit des Todes ist nicht das, wofür der Tod plädiert. Vielmehr geht es um Übergänge. Nicht um "gesund" oder "tot" (wie bei Stifter), sondern um eine unmerkliche Bewegung zwischen beiden, durch die dann auch die starken Kontraste zwischen Liebe und Hass verschwinden.

Die Behauptung, es gebe keinen Grund, dem Tod das eine oder andere Gefühl zu "zeigen", sagt nicht, dass Gefühle dem Tod gegenüber überhaupt verboten seien. Rilke meint eher, dass die Stärke der Gefühl, die der Tod auslöst, seine Maske überhaupt erst herstelle. Die Maske ist das, was die Menschen ihm aufsetzen. Die Maske ist eine menschengemachte Entstellung des Todes.

Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen.
Solang wir sorgen, ob wir auch gefielen,
spielt auch der Tod, obwohl er nicht gefällt. (S. 518)

Das, was Entstellung sei, wird greifbar. Spiel heißt, sich selbst darzustellen und damit zugleich Stellung zu den anderen zu beziehen, die dadurch in ihrer Rolle befestigt, wenn nicht gar in ihr gefangen werden. Das Verhältnis zum Tod ist dem Gedicht nach bestimmt durch das Verhältnis zum Leben. Weil der Mensch anderen Menschen in seiner jeweiligen Rolle gefallen will, zwingt er dem Tod die Rolle auf, deren Sinn darin besteht, nicht zu gefallen. Je mehr der Mensch zu gefallen versucht, desto mehr verstärkt sich das Gefühl des Hasses auf den Tod. In Wirklichkeit würde aber die Kategorie des "Nicht-Gefallens" entfallen, wenn der einzelne auf sein eigenes, gefälliges Spiel verzichtete.

Fast ist es, als würde Begegnung mit dem Tod jenseits vorgefertigter Gefühle erst möglich, wenn der Mensch nicht nach links und rechts schaut, d.h. auf Echo und Beifall verzichtet. Der Tod spielt, "obwohl er nicht gefällt". Er stellt sich damit gegen die soziale Anerkennung, die Lebenden unverzichtbar erscheint. Aber "Echtheit", Authentizität ist auch das nicht. Offenbar gibt es etwas jenseits der Kategorien von Gefallen und Nicht-Gefallen, und dieser Raum ist einer, in dem die Maske fällt und weder das Eine – das Gefallen – noch das Andere – das Nicht-Gefallen – bedacht wird. Es ist einfach nicht länger bedenkenswert!

In der Tat entwickelt das Gedicht den Gedanken, dass jemand gestorben sei, der eine andere Art von Wirklichkeit erkennen ließ, eine Wirklichkeit jenseits von Hass und Liebe, jenseits des Rollenspiels. Es ist dieser Tod, der das Stück, an dem er nicht mehr mitspielen kann, verändert. Plötzlich spielen auch die, die noch leben, anders: die Entwicklung des Hingegangenen ist so,

dass wir eine Weile hingerissen
das Leben spielen, nicht an Beifall denkend.

Das ist nun ein merkwürdiges Gedichtende. Ging es nicht um einen Protest gegen das Spiel an sich? Also gegen die Maske? Und jetzt? Wovon ist hier die Rede? Die Wirkung des Todes dieses einzelnen ist nicht von Dauer. "Das Leben spielen" gelingt immer nur für "eine Weile". Doch dies scheint schon viel zu sein. Entscheidend ist, dass man "hingerissen" ist vom Spiel des Lebens, dass man es spielt, "nicht an Beifall denkend".

Es geht also nicht gegen das Spiel. Vielmehr geht es um Spiele ohne Beifall. Es ist das Spiel, das seine Kraft – die hinreißende – entwickelt. Das *Spiel* – nicht das, was das Spiel bei *anderen* auslöst. Das Spiel soll den Spielenden ergreifen, hinreißen, nicht ein Publikum. Vielleicht reißt dann das Spiel auch dieses mit, doch das ist jedenfalls nicht die Absicht. Das Hinreißende *geschieht* einem, man macht es nicht geschehen.

Wenn nun aber der Mensch nicht mehr an Beifall denkt, spielt der Tod nicht mehr, "obwohl er nicht gefällt". Auch er *spielt* einfach. Er ist hinreißend jenseits des Gefallens oder Nicht-Gefallens. "Hingerissen" bekommt plötzlich neue Bedeutungsebenen. Von-etwas-hingerissen-Sein heißt ja normalerweise, dass man von etwas im höchsten Grade begeistert ist. "Hingerissen" trägt aber auch die konkrete Bedeutung, dass etwas einen in eine bestimmte Richtung reißt. Man wird mit-gerissen durch eine Kraft, und das ist ganz körperlich und konkret zu verstehen.

Das könnte wiederum bedeuten, dass wir nur noch spielen, wir lebten, obwohl uns inzwischen der Tod "hingerissen" hat. Die Grenze zwischen Leben und Tod wäre unbemerkt überschritten worden, jedoch nicht als ein tragischer Moment wie in Stifters "gesund und tot", sondern vielmehr als eine momentweise – "eine Weile" andauernde – Verzückung, in der man sich im gleichen Maße vom Leben löst, in dem man sich vom Beifall löst. Und diese neue Unabhängigkeit wäre dann, Rilke zufolge, der Moment, wo man, darin plötzlich mit dem Tod identisch, das Leben nur noch *spielt*. Nicht weil man wirklich noch lebte, sondern weil man, darin dem oben genannten Verstorbenen plötzlich wieder nah, ein

von uns entferntes
aus unserm Stück entrücktes Dasein

in sich aufnimmt und weiterlebt. Und das wäre dann der Tod: dass man, wie jener Tote "hingerissen" ist, dem Dasein mit seinem Beifall "entrückt"

wie ein Wissen
von jener Wirklichkeit sich niedersenkend,

die jetzt plötzlich nicht mehr nur die des Toten ist, sondern auch die eigene. Insofern geht es nicht darum, überhaupt nicht mehr mit anderen zusammenspielen. Also auch nicht um ein "rein" individuelles Sterben. Es gibt das Vorbild dessen, der schon Tod ist:

Doch als du gingst, da brach in die Bühne
ein Streifen Wirklichkeit durch jenen Spalt
durch den du hingingst.

Es ist also, als gäbe es einen Vorhang, durch den Spiel und Wirklichkeit abgetrennt sind. Der Spalt tut sich auf, wenn jemand auf eine andere Weise stirbt: ohne die Eindeutigkeit von Gefühlen wie Hass oder Liebe – als gesellschaftlicher Vorgaben – weiterzuführen. Der Tod wird damit erneut zu einem Moment der Unabhängigkeit. Auch wenn die Bühne bleibt, ist das Spiel einen Augenblick lang kein Spiel und die Bühne dadurch keine Bühne mehr. Die Gegensätze sind überwunden durch den Spalt, der die Grenze durchlässig macht. Sichtbar wird, wenn auch nicht in der Deutlichkeit ausgestellt wie das Geschehen auf der

Bühne:

Grün wirklicher Grüne
wirklicher Sonnenschein
wirklicher Wald.

Das, was auf der Bühne Kulisse und Accessoire sind, ist jetzt nicht mehr. Das Adjektiv "wirklich" häuft sich als das, was aus dem Spalt auf die Bühne dringt. Wichtig ist es, dass es nicht auf diese tritt. Die Wirklichkeit bleibt *hinter* dem Spalt. Doch zumindest ist dadurch die Bühne erstmals als Bühne erkennbar geworden, und so auch der Satz "Wir spielen weiter." Aber dieses Spiel ist jetzt von neuem, gefühlsmäßigen Wissen begleitet:

Bang un schwer Erlertes
hinsagend und Gebärden dann und wann
aufhebend.

Der Hinweis auf die Bangigkeit und die Schwierigkeiten, die mit dem Erlernen der Rolle verbunden gewesen waren, zeigt, dass die Bühne eine Zwangsanstalt ist. Auf ihr geschieht, was einem als Kind als Rolle zugeschrieben wurde. Das Hingerissen-Sein vom Ende steht im Gegensatz zu dieser Mühseligkeit. Eine neue Leichtigkeit ergibt sich, und die kommt einer regelrechten Befreiung gleich. Man gefällt nicht, darin plötzlich dem Tod gleich.

Aber während der Tod immer auch befangen war in diesem Nicht-Gefallen, gefällt man hier einfach so nicht. Die Idee von Zustimmung oder Ablehnung ist ganz verschwunden. Darin liegt das Glück, das Leben zu spielen, das schon nicht mehr das eigene ist. Vielleicht ist man tot und darum dem Leben erstmals verbunden. Dem Tod kommt, wenn er so erlebt wird, eine Kraft zu, durch die der Mensch sich zu so etwas wie dem "Eigentlichen" hingelenkt sieht. Dies ist aber keine Erziehungsmaßnahme, wie noch das Rollenlernen. Es ist, was einen "überkommt", was "über einen kommt", die Überraschung implizierend, die beim bloßen "Hersagen" der erlernten Rolle nie zustande kommen kann. Insofern ist der Tod im positiven Sinne das Überraschende, Neue, Unerwartete.

Vielleicht ist es aber auch nicht der Tod, sondern man selbst: Man überrascht sich selbst, man ist hingerissen von sich selbst. Das Neue daran ist nur, dass man für dieses Gefühl die anderen nicht mehr braucht. Das Hingerissen-Sein erfolgt wie von selbst. Und doch braucht man, wenn dieses Hinreißen im konkreten Sinne verstanden wird, immer jemanden, der einen reißt. Also reißt einen vielleicht der Tod hin. Das ist aber nichts Gewalttätiges mehr, sondern vielmehr etwas Gewaltig-Großartiges: die Erfahrung, weg von der Bangigkeit zu sein, weg von der Bühne, und doch noch Teil von ihr: Teil des Lebens, das die Grenze zum Tod überschritten hat, so wie umgekehrt auch der Tod die Grenze zum Leben überschritten hat. Die Einheit von beiden tritt erneut hervor, tröstend.

Von Ast zu Ast

Si l'on achetait une pièce de viande au marché, on ne voulait pas la prendre des mains du boucher, mais on la décrochait soi-même. De son côté, le boucher se refusait de toucher l'argent et le faisait déposer dans un pot rempli de vinaigre, préparé à cet effet. L'acheteur se munissait toujours de petite monnaie pour faire l'appoint, afin de ne reprendre aucune pièce. On tenait à la main des flacons de senteurs et de parfums, mais les pauvres, eux, ne pouvaient même faire ces choses et ils couraient tous les risque. (Defoe, S. 134)

Elias Canetti beschreibt in "Masse und Macht" die Technik, die es Affen erlaube, sich von einem Ast zum anderen zu schwingen. Die Bedeutung, die die Hand bei der Evolution der Affen gespielt habe, sei längst erkannt, doch sei nicht genug bedacht worden, welche verschiedenartigen Funktionen beide Hände beim Klettern übernähmen.

Sie tun keineswegs dasselbe zur selben Zeit. Während die eine nach einem neuen Ast langt, hält die andere am alten fest. Dieses Festhalten ist von kardinaler Wichtigkeit; bei rascher Fortbewegung verhindert es allein das Fallen. Unter keinen Umständen darf die Hand, an der das ganze Körpergewicht hängt, *loslassen*, was sie hält. Sie gewinnt eine große Hartnäckigkeit darin, die aber vom alten Festhalten der Beute sehr wohl unterschieden ist. Denn sobald der andere Arm den neuen Ast erreicht hat, muss der alte von der haltenden Hand losgelassen werden. Wenn das nicht sehr rasch geschieht, kommt das kletternde Geschöpf nicht recht von der Stelle. (Canetti, MuM, S. 247-248)

Man mag sich fragen, warum ich zwei Zitatblöcke, die auf den ersten Blick nicht das Geringste miteinander zu tun haben, so schroff nebeneinander stelle. Eine Verkaufsszene aus der Pest und die Affen. Was soll das? Die Antwort ist einfach: Es gibt keinen thematischen Sprung. Und das kommt so:

Die Affen, die zwischen Festhalten und Loslassen den richtigen Rhythmus zu finden versuchen – einen, der ihr Klettern so schnell wie möglich macht, ohne das Fallen vom Baum zu provozieren –, sind nicht einfach nur aufgrund ihres abgespreizten Daumens unsere nächsten Verwandten, sondern auch in Bezug auf das Verhältnis zum Geld. Diese Aussage mag erstaunen, doch Canetti zeigt, was im Vergleich zu anderen Tieren an Affen (und damit auch an unserem Verhältnis zum Verdienen) neuartig ist: "Das blitzartige Loslassen ist es [...], was als neue Fähigkeit dazukommt; die Beute früher wurde nie losgelassen, nur unter äußerstem Zwang und sehr gegen alle Gewohnheit und Lust." Zwei Stadien gab es: Die Jagd, in der Klauen, Maul, Zähne und Schlund zusammenwirkten und das, was man gefangen hat, dem eigenen Körper als Beute (oder Verdienst) einverleibte. Und dann, als Neuerung, die Fähigkeit, scheinbar Verzicht zu üben (nämlich den einen Ast loszulassen), nicht jedoch ohne sich sicher zu sein, dass die andere Hand den nächsten Ast – als eine neue Etappe des Festhaltens – in erreichbarer Nähe hatte. "Die Leistung des Festhaltens besteht also für jede Hand einzeln aus zwei aufeinanderfolgenden Phasen: Ergreifen, Loslassen, Ergreifen, Loslassen. Die andere Hand tut zwar dasselbe, aber um eine Phase verschoben." (Ebd., S. 248)

Die skeptische Frage vom Anfang scheint noch nicht beantwortet zu sein: Was hat das um Gottes willen mit Geld zu tun? Was Canetti beschreibt, ist der herkömmliche Vorgang von Handel. Dieser leitet sich etymologisch nicht zufällig vom Wort "Hand" ab. "Er [nämlich der Handel; A.P.] besteht darin, dass man für etwas, was man bekommt, etwas Bestimmtes hergibt." (Ebd.) Der Verkauf von Fleisch durch den Fleischer ist ein hervorragendes Beispiel für diese Art von Austausch: Er reicht dem Kunden das gewünschte Stück Fleisch, und der Kunde reicht dem Fleischer die entsprechende Summe Geldes.

Zugleich gilt: "Die eine Hand hält zäh an dem Gegenstand fest, mit dem sie den Partner zum Handel verlocken will." (Ebd.) Der Fleischer also will sein Fleisch behalten, der Kunde sein Geld. Nur der Umstand, dass die Aussicht auf den Erhalt des Äquivalents bestimmte Vorteile impliziert, bringt die Affen oder Menschen, Aufsteiger in Bäumen oder aufstiegsorientierte Händler dazu, ihre Sache loszulassen, d.h. die Hand zu öffnen und den genannten Besitz freizugeben. (Darin ist also doch noch ein Restbestand des Festhaltens um jeden Preis zu beobachten, das das Verhältnis anderer Tiere zu ihrer Beute kennzeichnete. Doch wir stehen vor einer Schwundstufe. Man lernt *peu à peu* das

Loslassen. Eine Veränderung hat sich vollzogen.) Noch einmal, in Zeitlupe: Während die eine Hand an ihrem Gegenstand festhält, passiert mit der zweiten Hand etwas anderes: Sie "streckt sich verlockend nach dem zweiten Gegenstand aus, die sie gern für ihren eigenen haben möchte. Sobald sie diesen berührt, lässt die erste Hand ihren Besitz los; vorher nicht, sonst könnte sie ganz darum gebracht werden." (Ebd.)

Erstaunlich an der Pest ist also, dass sie dem Misstrauen, das darin bestand, die Phasen von Ergreifen und Loslassen, Ergreifen und Loslassen genau zu takten, einen neuen Zeitindex einschreibt. Natürlich ist es gerade in Krisenzeiten so, dass der Händler auf keinen Fall betrogen werden, d.h. nicht um sein Produkt – hier das Fleisch – gebracht werden will. Umgekehrt will der Kunde auf keinen Fall das Risiko eingehen, Geld zu verlieren, ohne in den Besitz des Äquivalents zu gelangen. Doch die Ansteckung vor Ansteckung ist so groß, die Gefahr, die von der Beibehaltung der Geste des Sichgegenseitig-die-Äquivalente-Reichens ausgeht, so überdeutlich, dass den Ästen eine neue Bedeutung zuwächst. Der Kunde will nicht, dass der Fleischer ihm das Fleisch herübergibt. Und der Fleischer akzeptiert – was, vom Klettern her gedacht, nicht weniger erstaunlich ist –, dass der Kunde sich das Fleisch *selbst* nimmt.

Es findet also eine Abstraktion statt, die dem Betrug sehr förderlich sein könnte: Der Händler muss vollkommen neue Risiken eingehen. Der Kunde hat sich zu sagen, dass die Fähigkeit des Fleischers, das betreffende Fleischstück *im Auge* zu behalten, an die Stelle des einstigen Festhaltens dieses Stücks durch die Hand getreten ist. Der Fleischer muss darauf vertrauen, dass er die Situation weiterhin in der Hand behält, auch wenn es in Wirklichkeit der Kunde ist, der plötzlich alles in die Hand nimmt: Er nimmt das Fleisch vom Haken und übergibt noch nicht einmal (darin liegt, aus Sicht des Handels, der zweite Skandal) direkt das Geld, das er dem Fleischer für das Fleischstück schuldet. Vielmehr muss das Geldstück in den Topf geworfen werden, das dem Einsammeln des Geldes dient. Aber immerhin: Das Auge des Fleischers wacht, und zwar aufmerksamer denn je.

An dieser Stelle ist es in der Tat er – der Fleischer –, dessen Wünsche bezüglich der Äste maßgeblich werden. Er gibt nicht, wie es zunächst schien, alles einfach so aus der Hand. Obwohl er im Normalfall (d.h. außerhalb der Pestzeiten) verlangen muss, dass das Herüberreichen des Geldes als Äquivalent für das Herüberreichen des Fleisches realisiert werde, ist er es jetzt, der seinerseits ebenso große Angst hat, von seinem Kunden angesteckt zu werden, wie jener Angst hatte, vom Fleischer angesteckt zu werden. So wie sich die Pest dem Fleisch mitteilen kann, wenn der Fleischer es berührt, kann die Pest sich auch dem Geld mitteilen, wenn der Kunde es berührt. Da jedoch der Kunde gar nicht anders kann, als das Geld aus seinem Beutel zu nehmen, bevor er diesen seinen Ast loslässt und den lockenden Ast des Fleisches ergreift, muss das Geld den Umweg über das bereitstehende Essigbad nehmen. Das Geld wird gegeben, aber es durchläuft einen Prozess der Reinigung, wie alle anderen Geldstücke vor und nach ihm, und kommt erst dann wirklich in der Hand des Fleischers zu ruhen.

Leider sagt Defoe nicht, wie genau dieser Essigtopf beschaffen ist. Es wäre plausibel, dass er aus einem durchsichtigen Material – zum Beispiel Glas – gefertigt ist, denn wenn wirklich des Fleischers Auge die Funktion der Hand übernehmen muss, die stets darin bestanden hatte, sich der Verlässlichkeit des nächsten Astes zu versichern, dann muss jetzt wirklich eine Kontrolle ausgeübt werden, um sicher zu sein, dass der Kunde den Ast auf korrekte Weise aus der Hand gegeben hat und nicht in betrügerischer Absicht (z.B. durch den Einwurf einer zu kleinen oder, schlimmer noch, gar keiner Münze).

Diese krassere Form des Betrugs, wo einem etwas ohne jeden Gegenwert weggenommen wird, entspricht, in die Vorgänge des Kletterns übersetzt, dem Fallen vom Baume. Um ihn zu verhindern, bleibt man während des ganzen Handels auf der Hut und beobachtet jede Bewegung des Partners. (Ebd.)

Und dieses Auf-der-Hut-Sein wird also in Pestzeiten ein doppeltes. Pestzeiten sind anstrengend, weil die Beobachtung, die jeder Bewegung des Partners gewidmet werden muss, sich abgelenkt sieht vom Festhalten und das, was, sozusagen äffisch normal, das Vorrecht des Besitzes ausmacht – eben dass man seine Ware festhält – durch ein, von Fragen der Hygiene erzwungenes, frühzeitiges, weniger leicht zu kontrollierendes Loslassen des eigenen Astes abgelöst wird.

Doch anders kann man nicht handeln, denn auch wenn man den eigenen Ast mitunter zu früh loslässt und auch wenn der Kunde seine Münze nur zum Schein in das Essig wirft, hält sich der Schaden in Grenzen. Man fällt dann zwar vom Baum, doch nicht ganz so hoch, wie wenn der Handel überhaupt nicht mehr stattfinden würde. Partielle Stürze vom Baum wegen des Aus-dem-Takt-Geratens von Festhalten und Loslassen, Festhalten und Loslassen sind dem totalen Sturz des absoluten Einbruchs des Handels und der Märkte entschieden vorzuziehen.

Das heißt nicht, dass der Affe jetzt plötzlich sein Einverständnis erklären würde, in der Luft zu hängen und jeden Halt zu verlieren. Doch er muss pragmatisch sein, und darin liegt wohl auch die eigenartige Wahl der Flüssigkeit begründet, in die die Kundschaft ihre abgezählten Münzen zu werfen hat: Das Essig ist eine saure Angelegenheit. Und der Umstand, dass sich die Glätte und das Gewicht der Münze nicht mehr direkt und unmittelbar in die Hand des Fleischers legt, auch. Der Essigtopf ist der Essigschwamm, der dem am normalen Handel gehinderten Händler am Kreuz der Pest zur Stillung seines Durstes gereicht wird. Die Verzichtleistung dieses Großaffen enthält deutlich christologische Elemente.

Darüber hinaus ist aber natürlich auch der Versuch anzuerkennen, das rechnerischen Kalkül mit dem Versuch, sich vor der Krankheit zu schützen, zu kombinieren: Essig ist sehr billig zu produzieren, gilt als säubernd, auch wenn der Alkoholgehalt so gering ist, dass man aus heutiger Sicht an die Simulakren denken mag, die, mangels Nachschub und Voraussicht, erneut Verbreitung findet, dieses Mal gegen den Virus. Mit anderen Worten: Das Essig soll helfen, ohne den Preis für die Sicherheit zu sehr in die Höhe zu treiben. (Das verbindet das Gestern mit dem Heute.)

Logisch wäre, dass beide Affen mit je ihrem Essigtopf zum Markt gehen: Der Fleischer empfinde dann die Münze des Kunden in dem Seinen, und der Kunde sein Fleischstück im äquivalenten – dem des Kunden. Doch da in Essig einglegtes Fleisch schon eine Vorentscheidung in Bezug auf seine Zubereitung und seinen Geschmack impliziert, setzt sich diese Praxis nicht beiderseitig durch. Es gibt ein gewisses Ungleichgewicht zwischen dem einen und dem anderen Ast, doch daran ist nichts zu ändern.

Dennoch geht sehr viel von der Freude verloren, die, so Canetti, in normalen Zeiten den Handel begleite. Doch das hat eben damit zu tun, dass Pestzeiten generell freudlose Zeiten sind. Hingegen lässt sich der Spaß am Handel “zum Teil auch daraus erklären, dass so eine seiner ältesten Bewegungskonfigurationen als seelische Haltung fortsetzt. In nichts ist der Mensch dem Affen so nah wie im Handel.” (Ebd.) Die seelischen Störungen, mit denen in Pest- ebenso wie Viruszeiten zu rechnen ist (die Psychiater stecken bereits die Hand nach mehr Geld aus, weil die Zahl der Patienten stark ansteigen wird), hat also zweierlei Gründe: Erstens sind die Bewegungskonfigurationen des Handels, in denen die Seele des handelnden Menschen zu ihrer Seligkeit findet, durch das Misstrauen in die Sauberkeit der sich einem entgegenstreckenden Hand gestört, was unmittelbar Einfluss auf die seelische Gesundheit hat. Und zweitens besteht das Unglückselige der Situation der Händler darin, dass sie den haptisch-konkreten Kontakt zu Bäumen und Ästen verlieren, in denen man sich, wenn man ein Affe im alten Sinne ist, bis zur Spitze aufschwingt, und, wenn man zu den Händlern im neuen Menschensinne gehört, hinauf, den verästelten Wachstumskurven der Aktienmärkte folgend.

Der Sturz vom Baum, der in Pestzeiten zu einer kollektiven Erfahrung wird, statt

sich auf die Erfahrung eines einzelnen unglückseligen, den Essigtopf aus den Augen verlierenden Affen zu beschränken, kommt einer Situation gleich, in der alle bekannten Halterungspunkte ebenso schwinden wie der seelische Halt. Pumpst der eine, plumpst der anderen mit.

Dramatisch ist, dass das Plumpsen, multipliziert ins Massenhafte, einer unübersehbaren Vermehrung der sich ausstreckenden, nach Hilfe verlangenden Hände hervorruft. Unten am Baum stehend, entfernt von den Höhenflügen des einstigen Springens von Ast zu Ast oder, nicht weniger beseeligend, von einer Wirtschaftsdomäne zur anderen, im Hin und Her zwischen Ländern und Märkten, besinnen sich die Affen plötzlich einer anderen, im Handel nicht vorgesehenen Hand: Während im Handel einfach nur eine Hand die andere wäscht (und wenn schon nicht die Hand, so doch wenigstens das Geld in der Geldwäsche der Essigsoße), hält man jetzt einfach nur bettelnd Hand und Hände offen, der Gabe entgegen.

Aber genau diese wird ausbleiben. Es wird sich die Erfahrung verallgemeinern, von der Defoe schreibt. Die niedere Welt der Armen, die Welt der Von-den-Baumspitzen-Entfernten, wird zu einer allgemeinen werden. Die Armen haben weder Parfums noch andere Stoffe, die als Schutz gegen die Pest Anerkennung und Verbreitung fanden. Sie sind konfrontiert mit sich häufenden Risiken und daher dem Tod am ehesten ausgesetzt. So deutet sich schon jetzt an, wie der Staat auf die wachsende Armut der vielen, vielen Vom-Baum-Gefallenen, Die-Hände-Ausstreckenden reagieren wird: Er wird sich auf die Entwicklungsphasen besinnen, die, Canetti zufolge, *peu à peu* das hier beschriebene seelische Erlebnis des Kletterns abgelöst haben, abgelöst noch auf eine weitere Weise:

An den Ästen der Bäume hat die Hand eine Art von Halten gelernt, die nicht mehr der nächsten Nahrung gilt. Der kurze und wenig abwechslungsreiche Weg von der Hand in den Mund war dadurch unterbrochen. Als der Ast in der Hand abbrach, entstand der *Stock*. Mit ihm konnte man sich Feinde vom Leibe halten. Er schuf Raum schon um ein frühes Geschöpf, das dem Menschen vielleicht nicht mehr als ähnlich sah. Vom Baume aus betrachtet war der Stock die naheliegendste Waffe. Der Mensch hat ihm seine Treue bewahrt, der Stock ist nie aufgegeben worden. Man schlug mit ihm; man spitzte ihn zu Pfeilen zurecht. Aber hinter all diesen Verwandlungen blieb er immer auch, was er zu Anfang gewesen war: ein Instrument, mit dem man Distanz schafft; das die Berührung und den gefürchteten Griff vom Menschen fernhält. So wie das Aufrechtstehen sein Pathos nie ganz verloren hat, so hat sich auch der Stock bei allen seinen Verwandlungsformen nie völlig ernüchtert: als Zauberstab und als Zepter ist er das Attribut zweier wichtiger Formen von Macht geblieben.

Was heute bereitliegt, ist etwas Einfacheres: der Schlagstock. Zu wenig Handel? Zu viel Unzufriedenheit? Zu viele offene Hände? Man steht bereit.

Morphine

Groß ist die Ähnlichkeit der beiden schönen
Jünglingsgestalten, ob der eine gleich
Viel blässer als der andre, auch viel strenger,
Fast möchte ich sagen viel vornehmer aussieht
Als jener andre, welcher mich vertraulich
In seine Arme schloß - Wie lieblich sanft
War dann sein Lächeln und sein Blick wie selig!

Dann mocht es wohl geschehn, daß seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel - Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. -
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser - freilich
Das beste wäre, nie geboren sein.

In Heinrich Heines Gedicht "Morphine" stehen Tod und Schlaf als zwei Jünglingsgestalten da, die sich stark ähnelten, in ihrer Wirkung auf den Kranken, Leidenden jedoch ganz unterschiedlich seien: Auch wenn der Schlaf, weniger vornehm, weniger streng als sein Bruder, den Leidenden, das Ich, « vertraulich in die Arme schloss », und durch die Berührung seiner Stirn mit dem « Mohnblumenkranz » « allen Schmerz verscheuchte », ist es doch der Tod allein, der der wirkliche Linderung bringt. Der Mohn ist das Mittel, das eine Weile hilft, der Tod hingegen derjenige, der den Kranken « gewesen » macht « gänzlich ».

Es ist wie ein weiteres, stifterisches « gesund und tot », doch in Umkehrung: « tot und gesund ». Der Tod befreit von der Qual der Schmerzen, lässt als einziger die Aussicht zu, dass das Leid nicht mehr zurückkommt. Es wird die Frage nach dem Preis aufgeworfen, den zu zahlen man bereit ist, um zu leben. Die Antwort des Ichs ist eindeutig : « Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser », denn letzterer ist zwar « ernst und bleich » und hat nicht das « lieblich » Sanfte, das der lindernden Wirkung des Morphins zukommt, doch dafür bietet er Ruhe für immer, Befreiung vom Schmerz ohne die Gefahr seiner Rückkehr, kurz : eine Erleichterung, die mitunter schwerer wiegt als das Leben selbst.

Der Selbstmord des Kranken wird zur Genesung, wird als neue Gesundheit gepriesen, auch wenn eine gewisse Angst vor dem Jüngling Tod durchaus spürbar bleibt. Daher die Steigerung des Komparativs « besser » zum Superlativ « Das Beste » und dies ist: « nie geboren sein ». Denn der Tod als Genesung setzt voraus, dass man sich willentlich von dessen Brudergestalt abwendet und seinen « Blick », wie « selig » der auch sei, für unzureichend erklärt. Man will nicht nur jetzt vom Leid befreit sein, sondern für immer. Und da die Herrschaft, zu der sich der körperliche Schmerz aufzuwerfen vermag, mitunter so absolut zu werden vermag, dass sie das Leben selbst in sich aufzehrt, alle Erinnerungen an Zeiten der Freude oder auch nur der Schmerzlosigkeit auslöschend, gewinnt der Gedanke, es wäre das Beste gewesen, man wäre nicht geboren worden, an Plausibilität. Der immerwährende Schlaf wird herbeigesehnt, doch die Möglichkeit, gar nicht erst zwischen Schlaf und Tod wählen zu müssen, noch höher geschätzt.

Es geht mithin nicht um ein « tot » oder « lebendig », nicht um « tot » oder « gesund » und auch nicht, wie bei Stifter, um ein « gesund und tot », wenn damit doch (wie gezeigt) ein Oder mit impliziert ist. Vielmehr wird das Leben selbst schon als Quelle allen Unglücks und die Notwendigkeit, den Tod dem Schlaf vorzuziehen, als etwas betrachtet, was, wenn man ganz und gar auf's Leben hätte verzichten können, nie hätte eintreten müssen. Insofern lautet die Gleichung « Nicht-Leben und gesund » oder « Nie-gelebt-Haben und gesund », mit einer starken Scheidung zwischen Tod und Leben.

Nicht darum geht es, wie man den Übergang von einem zum anderen gestaltet, denn die Kraft dafür existiert nicht. Was herrscht, ist der Schmerz selbst. Und folglich gibt es auch keine Alternativen. Im Horizont der Komparative ist und bleibt das « Beste » immer das « Beste ».

Andererseits spricht das Ich, einfach dadurch, dass es spricht, aus der Paradoxie der Tatsache heraus, dass er zwar wünschen mag, nicht geboren worden zu sein, d.h.

nicht gelebt zu haben, dieses Leben, bevor Schmerz und Krankheit einsetzten, aber doch gelebt zu haben. Das « Beste » hat also den Nachteil, nicht mehr umsetzbar zu sein. Kaum geboren ist man, was man ist : nämlich am Leben. Und damit sind Tod und Selbstmord dann doch der einzige Weg, um zu einem Simulakrum des Nicht-geboren-worden-Seins zu kommen.

Alle jenseitige Hoffnung bleibt ausgespart. Das Gedicht sagt dem Leser, wie unerklärlich schrecklich, wie in keiner Weise mitteilbar die Schmerzen einer tödlichen Krankheit sein können: so furchtbar nämlich, dass sie das Leben selbst vernichten, ja sogar den Gedanken, dass man gelebt hat und dass einst gut gewesen ist, dass man lebte. Doch gerade das zählt nicht mehr. Wenn der Körper nur noch Schmerz ist und nichts anderes, wenn er mit den kurzen Pausen der schmerzstillenden Umarmung, die der Jüngling Schlaf wie ein Liebhaber ans Krankenbett bringt, nicht mehr leben kann, weil er weiß, dass der Schmerz dennoch zurückkehren wird, dann ist das einzige, was existiert, die Ewigkeit des Jetzt und seines Schmerzes, und dieses Jetzt frisst das Früher (das Geboren-worden-Sein und Gelebt-Haben) ebenso auf wie die Aussicht auf eine himmlische Zukunft, deren Voraussetzung ist, dass man, bevor man stirbt, gelebt hat, d.h. geboren worden ist.

Aber dieser Trost scheint dem Ich im Gedicht zu billig. Er ist versenkt in den Schmerz und hadert mit dem Leben, weil es begonnen wurde, weil man es nicht gegen das Nicht-geboren-Werden hatte eintauschen können, kurz: weil mit dem Beginn des Lebens schon vorgezeichnet war, was jetzt Realität ist: dass der « Mohnblumenkranz » der Schlafes, « seltsam duftend allen Schmerz » verscheucht, jedoch die Tatsache der Geburt nicht.

Und während also alles auf den Anfang hinausläuft, Geboren-Werden und Sterben in eins zusammenfassend, wird damit implizit eine Rechtfertigung für den Selbstmord geliefert: Wenn der Kranke Schlaf und Mohn ausschlägt, dann geschieht das nicht etwa, um den Tod zu umarmen, sondern vielmehr um den Zustand des Nicht-geboren-worden-Seins zu erreichen. Es kommt dem Selbstmörder dann keine Schuld mehr zu. Er hat sein Leben nicht beendet, sondern – und das ist mehr als nur eine Nuance! – er hat es gar nicht erst begonnen. Weil der Schmerz das Vorher aufzehrte, ist es nicht gewesen. Die Wahl des Todes beendet nicht etwa etwas, was gewesen ist, sondern konstatiert nur, dass, von diesem Schmerz umhüllt zu sein, kein Leben ist, so dass die Verabschiedung von etwas erfolgt, was ohnehin nichts ist.

Der Kranke trennt sich nicht von etwas, sondern macht wirklich, was auch jetzt schon wirklich ist: eben dass das hier nicht Leben ist und man es also auch nicht beendet, wenn man es beendet. Der Selbstmörder macht sich von aller christlichen Verdammung des Freitodes frei, indem er zu verstehen gibt, dass der Tod ebensowenig eine freie Entscheidung ist wie das Nicht-geboren-worden-Sein: Es ist einfach nichts, Entscheidungen finden nicht statt, Schuld existiert nicht und die Trennung von Leben und Tod auch nicht. In dem Moment, in dem das Leben derart qualvoll, dass man das Leben selbst ungeschehen machen will, ist der Wunsch, nie gewesen zu sein, einfach ein Faktum, das sich jeder Bewertung entzieht.

Und so gelangt man dann doch zu einer Art neuem « gesund und tot », jetzt in der Formel « gesund und nicht geboren » oder « nicht geboren und tot ». Unterschiede schwinden. Klar ist einzig, was das Beste *wäre*. Er heißt nicht : « *gewesen wäre* », sondern « *wäre* », und das ist entscheidend : Auch wenn das Ich gelebt hat, ist es doch nicht mehr geboten, noch vom « Gewesenen » zu sprechen. »Wäre« impliziert nicht, dass es unmöglich ist, nie gewesen zu sein, sondern dass es das ist, was der Sich-Quälende suchen und verwirklichen wird. Er macht das Gewesene – nämlich das Gelebt-Haben – *wirklich* rückgängig und kehrt, nach einem bloßen Umweg über den Schlaf, zurück in den Schlaf von einst.

“Gesund und tot” II

Schwangerschaft und Geburt

Daniel Defoe erzählt in seinem Pestbuch von der dramatischen Situation, in der sich schwangere, gebärende oder stillende Frauen befunden hätten. Es sei vorgekommen dass die Pest sie kurz vor der Geburt ereilt habe. Sterbende hätten gesunde Kinder zur Welt gebracht. Oder Kinder, die schon tot waren. Wenn Neugeborene von Ammen gestillt wurden, sei es vorgekommen, dass die Jüngsten dort krank wurden. Dann habe die Mutter ihr sterbendes Kind in den Arm genommen und sei selbst gestorben. Oder aber beide starben gleich bei der Geburt – weil keine Hebamme da war, weil der Vater der einzige war, der der Frau beizustehen versuchte, weil also die allgemeine Angst vor der Krankheit, das Wegsterben der Hebammen, der Zusammenbruch aller helfenden Institutionen die Einsamkeit des Leben-Gebens in unvorstellbare Extreme trieb.

Es wird auch erzählt, dass Babys oder Kleinkinder ihre Mütter überlebt und an der Brust der Toten zu trinken versuchten. Oder Szenen wie diese: dass jemand zu der stillenden Frau trat und auf ihrer Brust die sich ausbreitenden Flecken der Pest erkannte. Der innige Kontakt des Kindes zu ihr, das Lebensspendende der Milch, die den Kontakt überhaupt nötig gemacht hatte, tötete das Jüngste. Und die Mutter starb natürlich auch, fast zeitgleich. Alle diese Geschichten werden erzählt, und ich möchte sie weiter unten wiedergeben.

Zunächst aber dies: Wir haben bei Defoe alle möglichen, zeitlichen Konstellationen von “gesund und tot” vor uns, und zwar bezogen auf die körperliche Einheit von Müttern und ihren Kindern. Es ist dies eine Symbiose, in der das “und” als Verbindung von “gesund” und “tot” seine ganze Schrecklichkeit entfaltet. Eine Pestkranke, die ihr noch ungeborenes Kind in sich trägt, ist eine Person, die zu zwei Welten zugleich gehört: zum Tod, weil dieser ihr durch die Pest unmittelbar bevorsteht, aber auch zur Gesundheit, zum Leben, denn diese beiden sind in ihr und sollten, wenn denn Normalität herrschte, einfach aus ihr heraustreten, sich von ihr trennen, als neue Form des Lebens, das sie als Mutter zu geben versteht.

Väter verlieren ihre Kinder auch. Oder Kinder ihre Väter. Es ist aber an der Situation der schwangeren Frauen etwas, wo die Dramatik zu einer schier unaushaltbaren Zuspitzung gelangt. Es ist nicht einfach nur so, dass der Moment der Geburt zum Moment des Todes wird: für die Mutter, für das Kind oder für beide. Solche Situationen waren in Defoes Epoche von großer Häufigkeit, implizierten also für die Frauen eine besondere Sicht auf den Zusammenhang von Leben und Tod – und zugleich eine besondere Sicht der Männer auf die Verletzlichkeit ihrer Frauen und Neugeborenen. Lebengeben enthielt immer schon die Möglichkeit, dass man – als Frau – daran sterben würde. Und aus der Sicht der Väter: Die Schwangerschaft der eigenen Frau enthielt immer die Aussicht, bald allein zu bleiben, was die Verantwortung für die überlebenden, älteren Geschwister implizierte.

Die *Häufung* von Geschichte, wie sie kennzeichnend für Defoes Text sind, zeigt aber, dass durch die Pestzeiten ein qualitativer Sprung zustande kam. Es ist nicht mehr nur so, dass der Moment der Geburt und die ersten Wochen nach ihr für Mutter und Kind gefährlich sind, sondern dass die Pest für die Mütter die Einheit von Tod und Leben *zur Regel* macht, mit wechselnden Konstellationen zwar, darin der vorherigen Kindersterblichkeit oder dem Tod von Frauen im Wochenbett ähnlich, gleichzeitig aber von einer nie gekannten Normalität und Regelmäßigkeit, die zu Stifiers Formel “gesund und tot” zurückführen und sie auf's Grausamste bestätigen.

Neu und wichtig ist, dass Stifter das “gesund und tot” geschlechtsneutral behandelt hatte – Defoe hingegen nicht. Bei Stifter konnte *allen* der unvermittelte Übergang vom

Leben hin zum Tod zustoßen. Defoe setzt den Akzent anders: *allen* kann es zustoßen, doch da die Geburt der Beginn des Lebens ist, verdichtet sie in ihrer Identität mit dem Tod das Unzumutbare, Unerträgliche im besonderen Maße. Bei Stifter wird *konstatiert*: Eine Person ist "gesund und tot". Bei Defoe wird *ausgemalt*. Die verschiedenen Konstellationen treten konkret hervor, einzelne Mütter und ihre Kinder, die Schrecklichkeit der Geburten, der Tode von einzelnen, so dass das "und" nicht mehr nur das Unvereinbare vereint, sondern eine auch *individuelle* Sprengkraft entwickelt. Man ist "gesund und tot", doch das "und" läßt jetzt, über seine neue Regelmäßigkeit hinaus, dazu ein, das Verweilen beim jeweiligen, einzelnen Toten zu wagen.

Da ist zum Beispiel ein Mann, der verzweifelt nach einer Hebamme für seine gebährende Frau sucht, ohne Ergebnis: Die Hebamme kann erst später kommen, jetzt nicht.

Le pauvre homme rentra, le coeur brisé, assista tant bien que mal sa femme et, faisant office de sage-femme, la délivra d'un enfant mort; elle-même mourut une heure après dans ses bras, où il gardait encore le corps serré quand, au matin, arriva le gardien amenant, comme promis, une infirmière. Parvenus au haut de l'escahier – il avait laissé la porte ouverte et non verrouillée –, ils trouvèrent donc l'homme assis avec le cadavre de sa femme dans les bras; il était si accablé de chagrin qu'il mourut en l'espace de quelques heures, sans avoir sur lui aucune marque de la maladie. (Defoe S. 190)

Die Sprengkraft des "und" liegt darin, dass das "gesund und tot" von Frau und Kind ein weiteres "und" – nämlich das "und", das zum Tod des an sich ganz gesunden Vaters – führt. Er hat die Pest nicht, ist gesund, stirbt aber am Tod der Seinen, wird so zu einer neuen, männlichen Pieta. Frau und Kind sind tot, genauer "gesund und tot"; er hingegen ist tot, weil er nicht ertragen konnte, als einiger vom "und" ausgespart zu sein, sich also schlicht bei bester Gesundheit zu befinden. So zieht ihn das "und" seiner Frau und seines Kindes in den Tod hinein, auf dass er ihnen folge in die Einheit von Leben und Tod. Seine Frau starb an der Pest ebenso wie an der Trauer über den Tod des Kindes. Sie wird ihrerseits zum Kind des Mannes, der sie hält, wie sie ihr gemeinsames Kind gehalten hätte, wenn mit dem Tod des Kindes nicht alles seinen Anfang genommen hätte. Die Pieta in den Armen der zweiten, väterlichen Pieta, während das Kind – eine erstaunliche Beobachtung! – in der obigen Passage zum Schluss unerwähnt bleibt: Der Vater legt es sich nicht in den Arm, denn mit der Mutter, die dort liegt, ist auch das Kind schon in seiner Umarmung enthalten.

An anderer Stelle beschreibt Defoe die Schwierigkeit, die Kinder zu nähren, und auch hier scheinen Variationen des immer gleichen Musters auf, das darin besteht, dass die Gesellschaft zerfällt und dem Schwächsten kein Beistand mehr gewährt werden kann:

Il y eut sensiblement plus d'enfants qui moururent de faim en nourrice, mais ce ne fut rien à côté de ceux qui périrent faute de nourrice, la mère étant à l'agonie et toute la famille y compris les enfants gisant morte d'inanition à côté d'eux. Si l'on me permet de donner mon avis, de nombreuses centaines de malheureux bébés abandonnés succombèrent de cette façon. Il y eut aussi ceux qui périrent non d'inanition, mais empoisonnés par la nourrice. Oui, même quand cette nourrice était leur propre mère: ayant été contaminée, elle empoisonnait, c'est-à-dire infectait l'enfant avec son lait avant même de savoir elle-même qu'elle était malade; il arrivait ainsi que l'enfant mourût avant la mère. (Defoe, S. 188)

Die furchtbare Häufigkeit, mit der sich die Milch zum "Gift" wandelt, wird von Defoe jedoch nicht nur allgemein dargestellt. Erneut gilt, dass es ihm um den Kampf gegen die

Abstraktion und die konkrete Ausfüllung des “und” geht. In der Regelhaftigkeit des vollkommen unregelmäßigen Sterbens kommt das Individuum zur Sprache.

Je pourrais rapporter ici de lugubres histoires [...] de cette mère de ma paroisse qui, voyant son enfant souffrant, envoya chercher un apothicaire pour qu'il l'examinât. Quand il arriva, raconte-t-on, la mère était en train de nourrir le bébé et, selon toute apparence, elle était en fort bonne santé; mais, en s'approchant, l'apothicaire aperçut les marques sur le sein même qu'elle donnait au nourrisson. Il en fut quelque peu saisi, bien sûr; mais, ne voulant pas trop effrayer la mère, il la pria de lui passer l'enfant. Il le prit et le déposa dans le berceau qui se trouvait dans la pièce. Là, ayant défait les langes, il découvrit les marques sur le bébé également, et la mère et l'enfant moururent avant même qu'il eût pu rentrer chez lui chercher un préventif pour le père, à qui il avait annoncé leur état. On ne sut pas si c'était l'enfant qui avait infecté la mère ou la mère l'enfant, mais la seconde hypothèse est la plus vraisemblable. De même d'un bébé ramené auprès de ses parents de chez une nourrice qui était morte de la peste; sa tendre mère ne voulut cependant pas refuser de recevoir son enfant et le plaça sur son sein; ce faisant, elle prit l'infection et elle succomba en tenant dans ses bras l'enfant également mort. (Defoe, S. 189)

Die Väter bleiben jeweils zurück. Oder sie gehen ein ins “Und”. Männer und Frauen haben an Fragen der Geburt auf neue, gemeinsame Weise teil: an einem “und”, wo der Tod von Frauen und Kindern den Untergang der Männer mit aller ihrer mitfühlenden Menschlichkeit besiegelt.

Dekor

Bevor man sich zu einer Videokonferenz begibt, guckt man nach hinten, schaut sich um, hinein in den eigenen Raum, dem man gleich, sobald die Schaltung beginnt, den Rücken zukehren wird. Man will sehen, was die *anderen* von diesem Raum sehen werden, den man selbst dann nicht mehr direkt wahrnehmen wird, sondern, darin identisch mit allen anderen, nur noch indirekt, eingerahmt durch das Kästchen, in dem das Bild der eigenen Person auf dem Schirm erscheint.

Man baut also an einem Bild. Setzt man sich vor eine weiße Wand, die Neutralität vermittelt? Oder vor die Bücherwand des eigenen Wissens? Oder vor die Blätterwand des Gartens? Verschiedene Bühnen sind möglich. Nicht unendlich viele, doch Auswahl besteht. Jeder sitzt in seinem Raum, seinem Dekor, und so wird der Bildschirm zu einem Nebeneinander von Stilleben, die zwar als bloße Hintergründe konzipiert sind, jedoch weit größere Bedeutung haben, als die Beiläufigkeit, mit der sie gesetzt wurden. Die Beiläufigkeit ist nur Schein. In Wirklichkeit sieht man die anderen, frontal, in einer direkten Zuwendung des Gesichts an alle. Aber man betrachtet auch, ohne dass dies Thema würde, was *hinter* den Personen ist, hat plötzlich Lust, über den Rahmen hinausblicken zu dürfen: Die neugierige Frage drängt sich vor, wie Wohnung oder Garten wohl insgesamt aussehen mögen? Wie lebt der andere? Wie wohnt er? Man träumt sich in die fremden Räume hinein, in ihre Beziehung zu den Personen, die sie sich bewohnbar gemacht haben. Das Woanders der Anderen entfaltet einen Sog, der neu und aufregend ist.

Doch dann fällt der Blick wieder auf sich selbst, den eigenen, kleinen Kasten, und man weiß, erfasst von neuer Nüchternheit: Dass die Kamera einer Festeinstellung folgt und der Hintergrund Hintergrund bleibt, ist im eigenen Interesse, denn man mag zwar diesen einen Ausschnitt zeigen, nicht aber all das, was in Wirklichkeit so gar nicht dekormäßig, dekorgemäß ist: die Unordnung, die gleich neben dem Ausschnitt zu wuchern beginnt, die Wäschehaufen schon seit Tagen, das herumliegende Kinderspielzeug.

Die Schritte

L'utilité du vivre n'est pas en l'espace: elle est en l'usage. Tel a vécu longtemps, qui a peu vécu. Attendez-vous-y pendant que vous y êtes. Il gît en votre volonté, non au nombre des ans, que vous ayez assez vécu. Pensiez-vous jamais n'arriver là, où vous alliez sans cesse? Encore n'y a-t-il chemin qui n'ait son issue. Et si la compagnie vous peut soulager, le monde ne va-t-il pas même train que vous allez? (Montaigne, S. 143)

Die Zahlenschlachten unterschlagen diesen Gedanken. Sterblichkeitsstatistiken, Erkrankungswahrscheinlichkeit nach Alterskohorten, Kurvenverlauf unterschiedlicher Länder – die Zahlen im Allgemeinen und nun gar die Zahl der Jahre, die uns gegeben sind oder durch den Virus genommen werden, sind das Aufsaugende unserer Zeit.

Merkwürdig, dass Montaigne den Wunsch, über viel Zeit zu verfügen, als "Raum" bezeichnet. Hat das damit zu tun, dass ein langes Leben uns verschiedenste Wege führen kann? Oder dass wir selbst, aktiv, diese Wege *beschreiten*? Der Begriff des "Raumes" kehrt mehrfach wieder, als Bild des Weges. Montaigne bestreitet, dass es ihrer viele gebe. Für ihn führen sie *alle* auf den Tod zu, so dass also, egal auf welchem Weg man sich je befindet, das Wesentliche immer gleich bleibt. Der Weg enthält die Aufgabe, sich auf dem Weg hin zu diesem einen Ziel zu wissen. *Jeder* Weg hält dieses Wissen parat. Der Raum, durch den die Wege gehen, ist der Zeitraum, in den *alle* eingebunden sind.

So schwindet der Gedanke, man müsse viel gereist sein, um die Räume des Menschen zu kennen. Es schwindet die Notwendigkeit, die Gesellschaft, in der man sich befindet, als Teil des je eigenen Raumes definieren zu wollen. Es reduziert sich der Raum auf den Innenraum des Bewusstseins, sterblich zu sein, und in diesem intimen Wissen mit allen anderen verbunden zu bleiben. Man setzt Schritt vor Schritt, der Tod kann einem schon beim nächsten begegnen.

Die Kürze des Weges ist, auch wenn sie sich nicht bewahrheitet, das Maß aller Dinge, muss es sein, weil man sonst zum Aufschub verlockt würde: Das Wichtige nicht denken, den nächsten Schritt nicht als potentiell letzten nutzen, darin liegt für Montaigne die Gefahr.

Und wenn man den Gedanken der Bedeutung des Schrittes jetzt – dieses einen – von sich auf die anderen überträgt, lebt man auch den Schritt des anderen, neben sich, als eben diesen: als den potentiell letzten, was dem geteilten Weg einen vollkommen neuen Wert verleiht. Die gemeinsamen Schritte erfreuen, und weniger, dass man "Raum frisst", lange Strecken hinter sich bringt. Die Zerstörung des Raums durch viele, große, hastige Schritte, die einen weit hinaus oder weit nach oben tragen sollen, führt einen weg von sich selbst, weg vom Weg und damit dann auch vom Leben, das eben darin besteht: jeden Schritt sich bewusst zu halten. Noch geht die Person neben einem mit einem. Aber die Zahl ihrer Schritte könnte eine andere sein als meine. Also bleibt wichtig, auch den Schritt der anderen nicht durch Zukünftigkeit zu entwerten.

Rilke hat das in "Orpheus. Eurydike. Hermes" beschrieben. Orpheus, der als "Gott des Ganges" (S. 543) bezeichnet wird, macht einen Fehler. Dieser liegt in der Ungeduld seiner Schritte. Der Fehler ist auch, die Schritte derer, die ihm auf dem Weg folgen, die er herausführen soll aus der Macht des Todes, nicht selbst zu genießen als das, was sie sind: als eine geteilte Strecke Weg, im Hier und Jetzt.

Voran der schlanke Mann im blauen Mantel,
der stumm und ungeduldig vor sich aussah.
Ohne zu kauen fraß sein Schritt den Weg

in großen Bissen [...].

Das ist Orpheus. Er will dem Totenreich entkommen, mehr noch: die Geliebte Eurydike und ihren Begleiter Hermes zum Leben zurückführen. Die Ungeduld bezieht sich also weniger auf sich selbst, als vielmehr auf das, was er Eurydike wünscht. Sie kann allein nicht gehen, braucht Hilfe. Ob sie folgt, das versucht Orpheus, herauszufinden.

Und seine Sinne waren wie entzweit:
indes der Blick ihm wie ein Hund vorauslief,
umkehrte, kam und immer wieder weit
und wartend an der nächsten Wendung stand, –
blieb sein Gehör wie ein Geruch zurück.

Sich nicht anblicken, sich nicht berühren zu dürfen, wenigstens jetzt noch nicht, ist die Probe, die es, um zu leben, zu bestehen gilt. Alle Sinne sind auf's Äußerste angespannt, doch der Gesichtssinn darf den Schritt Eurydikens nicht ausmessen. So bleiben nur Geruch und Gehör für die Wahrnehmung ihrer Schritte, die mit Orpheus' Tempo nicht mithalten, viel zu langsam sind für das laufend Aufgeregte seines Blicks, das seinen Wunsch kennzeichnet, der Weg möge schon hinter ihnen liegen. Und mitunter ist es so, als verklänge der fremde Schritt und folge gar nicht mehr.

Er aber sagte sich, sie kämen doch;
sagte es laut und hörte sich verhallen.
Sie kämen doch, nur wärens zwei
die furchtbar leise gingen.

Das Laute der eigenen Stimme entspricht der Hörbarkeit des eigenen, schnellen Schritts. Da es aber, ganz wie bei Montaigne, darum zu gehen hätte, den Schritt derer, die man retten will, nicht unter der Vernehmbarkeit der eigenen, festen Schritten oder der eigenen Stimme zu begraben, ist das Verhalten von Orpheus' selbst eigentlich schon eine Vorwegnahme der Stille, die ihn schon bald in die Einsamkeit der gescheiterten Rettung zurückwerfen wird: Er geht zu schnell. Er geht zu laut. Er will, dass man die Schritte der anderen hören könne, dass die Entschiedenheit dieser fremden Schritte der Schnelligkeit entspreche, mit der er sich, ihr voran, hin zum Leben bewegt. Genau aber diese Erwartung erfüllt Eurydike nicht. Sie wird geführt, die Bewegung ist eine geleitete, sie selbst würde nicht mehr gehen. Es ist dies ganz wie bei Montaigne: Eurydike verhält ihren Schritt, weil sie das Wissen um den Tod schon ganz erworben hat.

Der Gedanke fasst Fuß: "Tous les jours vont à la mort: le dernier y arrive." (Montaigne, S. 145) Eurydike ist angekommen, die Fülle ist da. Noch folgt sie ihrem Geliebten, doch es ist schon deutlich, dass dieser Weg in Wirklichkeit hinter ihr liegt und nicht noch einmal gegangen werden muss.

Als Orpheus' den entscheidenden Fehler begeht und sich umwendet, muss er dies einsehen. Es geht nicht darum, Eurydikens endgültigen Abstieg in die Welt der Toten zu erkennen, sondern darum, selbst stehen zu bleiben. In diesem Stehen, Nicht-mehr-Weitergehen liegt sein Erkenntnisprozess. Das Ziel ist dieser Augenblick absoluter Ruhe. Und so heißt es denn auch von Orpheus: "Er stand und sah". (Rilke, S. 545) Der Blick ist wieder da, und mit ihm eine Klarheit, die die anderen Sinne ihm zuvor nicht hatten geben können. In Wirklichkeit aber ist die Klarheit in der Tatsache enthalten, dass er nicht weiterschreitet. Im Anhalten, Verharren springt das, was Eurydike schon wusste, auf ihn über.

Und so wiederholt denn am Ende das Gedicht die gleichen Zeilen, die schon zitiert wurden. Es wiederholt sie, weil Orpheus zuvor nicht hatte wahrhaben wollen, was im

Verhaltenen, Sanften, der Ungeduld Abholden von Eurydikes Schritt enthalten gewesen war: dass sie den Tod akzeptierte und sich nicht mehr bewegen wollte. "Sie war schon Wurzel.", heißt es, das Bild der Ausbreitung an *einem* Ort befestigend.

Und hier also die Wiederholung, als dränge jenes Bild jetzt erstmals in Orpheus' Augen, und vielleicht auch in die des Lesers, der sich bequemen muss, in der Wiederholung die Intensität des Augenblicks zu finden, die Orpheus', der dem Leben Zugewandte, im Leben nicht zu finden vermochte, weil er zu weit und zu schnell ging, ohne Aufmerksamkeit für den einzelnen Schritt.

Er stand und sah,
wie auf dem Streifen eines Wiesenpfades
mit trauervollem Blick der Gott der Botschaft
sich schweigend wandte, der Gestalt zu folgen,
die schon zurückging dieses selben Weges,
den Schritt beschränkt von langen Leichenbändern,
unsicher, sanft und ohne Ungeduld. (S. 545)

Gott als Virus

In Heiner Müllers Nachlass findet sich ein kurzer Dialog, der 1995 entstanden ist. In ihm treffen ein Autor und ein Regisseur in einem leeren Theater zusammen. Beide sind betrunken. Und sie kommen auf eine Frage, die den Beruf des einen wie des anderen an seine Grenzen treibt. "AUTOR Der Krieg der Viren. Wie beschreibt man das." (S. 308, Bd. V)

Es sind dies zwei Sätze, die mit Punkten enden und nicht mit Fragezeichen. Dennoch tut sich ein Raum von Fragen auf, und dieser bezieht sich auf die Darstellbarkeit eines solchen "Krieges". Der Regisseur wehrt ab. Es ist, als habe das Schreiben mit dem, was er selbst versucht, gar nichts zu tun: "Das ist dein Job. Dafür wirst du bezahlt." (Ebd.) Er will die Schwierigkeiten, die auf ihn selbst zukommen, nicht noch durch die Schwierigkeiten erhöhen, die sein Kollege hat. Muss letzterer sich die Frage nach der literarischen Umsetzbarkeit stellen, so der Regisseur die Frage nach der Möglichkeit der Gestaltung eines solchen Themas auf der Bühne.

Aber noch existiert kein Text. Noch hat der Regisseur nichts zu tun, denn die Arbeit des Autors beginnt gerade erst. Erste Vorschläge werden in den Raum hineingesprochen, Versuche offenbar, in denen der Autor in eine gewisse ironische Distanz zu vorgefertigten Gesten tritt, in die er selbst zu verfallen droht, sobald er sich den Viren nähert.

AUTOR Tretet vor Unbekannte verdeckten Gesichts
Ihr Kämpfer an der unsichtbaren Front
Oder so
Die grossen Krieger der Menschheit Tropfen Tropfen
Auf den heissen Stein. Die Schrecken des Wachstums
Das Verbrechen der Liebe das uns zu Paaren treibt
Und den Planeten zur Wüste macht durch Bevölkerung (S. 308, Bd. V)

Das sind nicht mehr als erste Vorschläge, ins Unreine gesprochen, d.h. nur *gesprochen*, noch nicht notiert. Verschiedene Motivfetzen setzen sich aneinander: Wenn Viren wirklich einen Krieg gegen die Menschen führen, wird die Front unsichtbar sein. Unsichtbar sind aber auch die Gesichter derer, die die Viren zu bekämpfen versuchen. Nicht nur weil man viele Menschen – Ärzte – braucht, um gegen diesen Feind vorzugehen, sondern auch, wie wir heute wissen, weil, über die Anonymität der Masse hinaus, der einzelne Mensch sein

Gesicht unsichtbar macht. Das hat seinen Grund darin, dass die Viren gerade seine Öffnungen zum Schauplatz ihrer Angriffe erklären.

Hinzu kommt aber etwas noch Einfacheres, geradezu Archaisches: Die Viren sind unsichtbar, also machen die Menschen sich in gewisser Weise auch unsichtbar, mimetisch. Nicht ganz und gar zwar – das will ihnen nicht gelingen –, aber zumindest das *Gesicht*, weil es am stärksten Identität verbürgt. Und Identität bedeutet immer: Angreifbarkeit. Das ist *ein* Motivstrang: Die Unsichtbarkeit und das Problem der Masken. Diese wirken wie die Zauberkappe, die in Märchen ihren Träger unsichtbar macht und vor jeder Gefahr schützt: Der Gegner weiß nicht, wohin er sich wenden, in welche Richtung er zustoßen soll. Aber dies alles erweist sich als trügerische Hoffnung.

Ein anderer Strang nämlich besagt: “Die grossen Krieger der Menschheit Tropfen Tropfen / Auf den heissen Stein.” In diesen zwei Versen kommt viel zusammen. Die Tropfen tropfen in semantisch entgegengesetzte Räume. Man denkt zunächst an die Schweißtropfen, die sich auf Stirn und Körper eines fiebernden Menschen bilden: Die Tropfen sind auf Seiten der Angegriffenen, Ausdruck ihres möglichen Todes. Das Fieber ist gefährlich hoch, die Hitze steigt, Wasser tritt aus.

Man denkt aber auch an die Tropfen, die als Überträger von Mensch zu Mensch gelangen, mitunter winzig kleine, unsichtbare Tropfen, die trotzdem den Ausbruch des Fiebers bewirken. Die Tropfen wären die Waffe der Angreifer. Und ihr Erfolg kann schwerlich in Zweifel gezogen werden.

Die einen wie die anderen Tropfen schießen zuletzt in der metaphorischen Bedeutung der Formulierung “Das ist wie ein Tropfen auf den heissen Stein” zusammen. Der Mensch ist nun selbst der Tropfen, der die gefährliche Hitze des Steins reduzieren, zu seiner Abkühlung beitragen soll. Aber es zeigt sich schon: Der Stein wird auch sein Grabstein sein. So viele Kranke es auch geben mag, deren Körper sich, geschüttelt vom Fieber, mit Schweiß bedecken: Die Hitze geht weit über den einzelnen Kranken hinaus, der Grabstein ist ein riesiger, und die Hitze der vielen, vielen, sich versteinernen Körper mit den geringen Mitteln, die die Menschen den Viren entgegensetzen, schwerlich zu senken.

Die letzten drei Verse deuten abschließend an, dass sich die Menschheit ihre Hilflosigkeit selbst zuzuschreiben habe. In zynischer Zuspitzung beklagt der Autor die Überbevölkerung, den exponentiellen Anstieg der auf dem Planeten lebenden, sich unablässig reproduzierenden Menschen und die Zerstörung der Umwelt, die durch das offenbar sowohl demographisch als auch ökonomisch zu verstehende Credo des Wachstums zustande komme. Hören wir die Zeilen noch einmal: “Die Schrecken des Wachstums / Das Verbrechen der Liebe das uns zu Paaren treibt / Und den Planeten zur Wüste macht durch Bevölkerung” (Ebd.)

Das ist es also, was der Menschheit bevorsteht: dass nicht nur dieser eine Stein heiß ist, nicht nur der einzelne, fiebernde Körper, sondern, ihm gleich, auch der gesamte Planet. Das Fieber deutet einen Zusammenhang mit der Klimaerwärmung an, der wesentliche Ursache der Verwüstung ist. Dieses letzte Wort ist im doppelten Sinne zu verstehen. Verwüstet ist der Mensch, verwüstet aber auch die Erde, und zwar sowohl im wörtlichen Sinne verstanden – man denke an die Ausbreitung arider Regionen –, als auch allgemein und unspezifisch als Zerstörung überhaupt. Der Regisseur sieht sogleich die Schwierigkeiten ab, die sich aus einem solchen Riesenpanorama – von der Überblendung des Einzelkörpers durch die Hitze der gesamten Erde – für seine eigene Arbeit ergeben. Er kann sich mit dem Textvorschlag nicht einverstanden erklären, denn jetzt ist sein Beruf gefragt. Und der sieht sich überfordert.

REGISSEUR Und wie soll ich das auf die / meine Bühne bringen.

AUTOR Was weiss ich. Was bedeutet mir die / deine Bühne.

REGISSEUR Gott und die Welt. (Ebd.)

Der Konflikt zwischen den beiden Männern zieht Kreise. Der Regisseur hatte sich nicht um das Problem der Textproduktion kümmern wollen. Jetzt will der Autor umgekehrt nichts mit dem Problem der Inszenierbarkeit zu tun haben. Doch gegen den Willen der beiden entsteht eine Form spannungsreichen Zusammendenkens. Denn die bloße Floskel, die Bühne bedeute "Gott und die Welt", beschreibt nicht nur das Gespräch, das hier gerade im Gange ist, sondern führt unverhofft über zu einem neuen Gedanken, und diesen fasst der Autor nun wie folgt:

AUTOR Gott ist vielleicht ein Virus
Der uns bewohnt.

Darauf der Regisseur:

Was willst du. Soll ich dir
Zweitausend Greise auf die Bühne stellen
Mit weissen Bärten, Nummer eins zwei drei
Und weiter bis zweitausend. Geh ins Kino.
Die Viren zählen nach Milliarden und
Unser Theater ist ein Armenhaus. (Ebd.)

Wenn der Virus Gott ist und der Virus wiederum massenhaft die Körper der Menschen "bewohnt", dann muss daraus geschlossen werden, dass Gott sich in feine Partikel verteilt und sich so den Darstellungsmodi entzieht, die sich über zwei Jahrtausende in der Malerei fanden: Gottvater als bärtiger Alter, der, umgeben von Wolken, von oben auf die Welt blickt. Nichts von dem bleibt, wenn Gott die Gestalt eines Virus annimmt. Zwar existiert dann noch der Anschluss an den gleichfalls topischen Gedanken, Gott wohne im Herzen jedes einzelnen Menschen, doch wie ein solcher, sich in die Körper verkriechender Viren-Gott noch auf die Bühne gebracht werden könne, bleibt offen.

Der Vorschlag, die Innenseite nach außen zu kehren, d.h. den Bart tragenden Gott in der Gestalt der Menschen selbst zur Darstellung zu bringen, wirkt grotesk. Erstens weil es dann nur noch Männer gäbe. (Die traditionelle Ikonographie lässt kein anderes Gottesbild zu.) Und zweitens weil der Regisseur die Geschichte des Christentums gleichsam in der Zahl der Jahre fassen will, die seit Christi Geburt vergangen sind. Zweitausend männliche Schauspieler würde er brauchen für zweitausend Jahre Christentum.

Grotesk daran ist schließlich auch, dass der Regisseur sogleich in Begriffen von Theaterbudgets zu denken beginnt. Der Personalaufwand wäre zu groß, und überdies ein weiteres Problem noch nicht einmal in Ansätzen gelöst: Es würde bei weitem nicht ausreichen, zweitausend Männer auf die Bühne zu stellen. Da der Virus nach Milliarden zählt, müsste die gesamte Menschheit in den Theaterraum gebracht werden, um so etwas wie eine "realistische" Annäherung an die quantitativen Eigenschaften des Virus zu leisten. Die *Überbevölkerung* müsste auf die Bühne, denn wenn Gott als Virus in den Menschen "wohnt", dann macht sich Gott notwendig auch das Bevölkerungswachstum zunutze, was umgekehrt bedeuten würde, dass er selbst kaum etwas dagegen einzuwenden haben kann, dass die Menschen massenhaft dem Tod verfallen. Stürben dann die Massen, milliardenhaft, vor den Augen der Zuschauer?

Das "Wohnen" ist ein Wort, das vor dem Hintergrund solcher Vorstellungen verstörend friedlich daherkommt. "Wohnung nehmen", "Aufenthalt finden" wirkt, als wäre Gott von dem Wunsch getragen, Verbindungen zu Menschen zu finden. Aber in Wirklichkeit hat das Ergriffensein durch Gott, das den Menschen zustößt, seinen Grund allein darin, dass Gott auf Herrschaft – und also Tod – aus ist.

Dem Kino wird zugetraut, eine solche Herrschaft leichter ins Bild setzen zu können. Das ist vielleicht bloß eine Frage des Geldes, und weniger eine Frage der jeweiligen Kapazitäten des Mediums Theater bzw. Film. In jedem Fall existiert kein Text, existiert keine Inszenierungsidee, herrschen Leere und Ratlosigkeit, durch die dann auch der Dialog zwischen Schreiben und Inszenieren in sich zusammenbricht.

AUTOR Ich hab ein Gedicht geschrieben.
REGISSEUR *hält sich stöhnend die Ohren zu:*
Sags auf. (Ebd.)

Der eine spricht, der andere hört nicht zu. Der eine will, dass ein Text entstehe, der sich für die Bühne eigne, der aber hat seine Arbeit schon längst zugunsten der Filmproduktionen aufgegeben. Eine allgemeine Abdankung vollzieht sich.

Doch die hat nicht allein mit den schwachen Mitteln des künstlerischen Ausdrucks zu tun. Sie resultiert vielmehr aus der apokalyptischen Vision, durch die Gott dann doch nicht mehr allein in den Körpern der Menschen "wohnt". Im Gegenteil wirft der Autor das Bild vom Gott als Virus um und schließt an weitere biblische Texte an, in denen der Planet selbst gegen jedes Leben vorgeht:

AUTOR Tödlich der Menschheit ihre zu rasche Vermehrung
Jede Geburt ein Tod zu wenig Mord ein Geschenk
Jeder Taifun / Erdbeben eine Hoffnung / Hoffnung der Welt Lob den Vulkanen
Nicht Jesus Herodes kannte die Wiege der Welt.
Die Massaker sind Investition in die Zukunft
Gott ist kein Mann keine Frau ist ein Virus (Ebd., S. 308-309)

Die Naturgewalten machen es vor: So wie sie zerstören, zerstören auch die Menschen. Dem Mord wird das Wort geredet, der wohltätigen Wirkung des Herodes, der die Neugeborenen aus ihren Wiegen holen und umbringen lässt, und so allgemein die Massaker begrüßt, die als "Investition in die Zukunft" der "Wachstums"-Konzeption vom Anfang des Dialogs entgegengesetzt werden. Es ist, als wären Genozide und Kriege eine gottgegebene Lösung dafür, dass zu viele Menschen auf der Erde leben.

Die Idee der Geschlechtslosigkeit gewinnt an Boden. Wenn Gott wirklich kein Mann und keine Frau ist, sondern ein Virus, müsste die Menschheit es ihm nur nachmachen. Gäbe es die Geschlechter nicht mehr, gäbe es keine Fortpflanzung, gäbe es keine Vermehrung, keine Geburt. Die heutigen Verschwörungstheorien, die besagen, es gehe heimlich agierenden Gruppen darum, auf die Demographie des Planeten einzuwirken und "unwertes Leben" massenhaft zu Tode zu bringen, bilden schon hier einen Subtext. Der Autor setzt sich über historische Erfahrungen hinweg, die im zwanzigsten Jahrhundert in genau diese Richtung gegangen waren. Er schert sich um keine Tabus, sondern erklärt den Mord zum "Geschenk". Doch sein Gegenüber hält sich noch immer die Ohren zu. Der Autor konstatiert:

Du hörst mir nicht zu.
REGISSEUR Stimmt. Warum sollte ich. Wir sind im Theater. (Ebd. S. 308-309)

Voraussicht der Hände

zu Händen von François Salachas

Mehr und mehr stellt sich heraus, dass die Politik kein Verhältnis zur Zukunft unterhalten

hat. Die Verbreitung des Virus in China war nicht zu übersehen, doch die Idee, dass in einer globalisierten Welt keine Grenzen existieren, kam nicht auf. Die Zeit wurde nicht genutzt. Man machte weiter. Wochen vergingen, Monate. Keine Vorsorge. Keine Maßnahmen, um vorbereitet zu sein auf den Fall, dass die Krankheit weiterwandern würde. Noch nicht einmal die Maskenproduktion wurde angekurbelt. Man schien einem Witz zu gehorchen, den man sich anfänglich in Frankreich – doch wie sehr ist das jetzt schon Vergangenheit! wie wenig kann man jetzt noch darüber lachen! – zu erzählen pflegte: “Warum wird der Coronavirus nicht lange dauern?” – ‘Ganz einfach. *Made in China.*”

Aber es sind nicht nur diese China-Stereotypen, die zur Unterschätzung der Gefahr beigetragen haben. Vielmehr scheint eine derartige Gewöhnung an die eigene Sicherheit, das eigene Wohllleben, ja eine Form von Unantastbarkeit, wenn nicht Unsterblichkeit existiert zu haben, dass die Zukunft gleichfalls als etwas Beherrschbares erschien: Es würde eben so weitergehen. Die Chinesen starben, man selbst würde leben, und gut. Dies trotz der gravierenden Einsparungen im Gesundheitswesen, das die französischen Krankenhäusern schon lange vor dem Virus in eine strukturelle Krise gestürzt hatte. Proteste, Demonstrationen, monatelange Streiks, schließlich der Rücktritt von Ärzten von ihren administrativen Funktionen änderten nichts an der Überzeugung der Regierung, dass die Privatisierung vorangetrieben werden könne, ohne die Gesundheit der Bevölkerung auf's Spiel zu setzen.

Und jetzt das: ein zusammenbrechendes System. Zahnärzte, die ihre Patienten nicht mehr behandeln können, weil man ihnen keine Masken zur Verfügung stellt, überfüllte Krankenhäuser, die nicht genug Tests haben, um zu sehen, wer krank ist und wer nicht, das Fehlen minimalster Schutzmaßnahmen, die garantieren würden, dass jetzt nicht auch noch die Ärzte wegsterben. Aber an diesem Punkt sind wir bereits. Die Ärzte sind in Gefahr. Sie auch.

Ein Bild von der beginnenden Bewusstwerdung kehrt zurück, unvergesslich: Macron beim Besuch in der Pitié-Salpêtrière, als erste Reaktion auf die langsam zunehmenden Kranken in Frankreich. Ein Besuch für die Presse. Und so beginnt dieser auch. Beginnt, um dann etwas ganz anderes zu werden. Der Chefarzt, umgeben von seinen Kollegen – Krankenschwestern, Pflegerinnen, weiteren Ärzten –, reicht dem Staatschef die Hand (so wie es zu erwarten war), beginnt dann aber, die enorme Erschöpfung, die Überforderung zu skizzieren, die beim Personal der Krankenhäuser herrsche. Er spricht und spricht (mehr als zu erwarten war – lange!), und währenddessen ruht Macrons Hand in der Seinen. Nein, ruht nicht: *muss* ruhen, kann sich nicht zurückziehen, steckt im Schraubstock der rechten Hand dieses einen Arztes.

Der Staatschef ist plötzlich kein Chef mehr. Hier, im Krankenhaus der Pitié-Salpêtrière, ist es der Arzt, der das Sagen hat. Nicht etwa, weil er seine Funktion als Chef dieser Abteilung über die Funktion des Staatschefs stellen würde. Vielmehr hat er das Sagen, weil er etwas zu sagen hat. Und darin steht er im krassen Gegensatz zu Macron. Macron steht da, zum kleinen Jungen geworden, der nicht weiß, was er sagen soll. Die Mikrophone der Journalisten und Kameraleute, die das Ganze aufzeichnen, strecken sich ihm entgegen, als Aufforderung quasi, sich doch bitte zu äußern (Macron spricht gern viel und deutlich), doch was zu hören ist, ist nicht mehr als ein schwaches, unverständliches Murmeln. Etwas, was versickert. Die Mikrophone verstärken nur dieses Verstummen. Nichts. Der Präsident ein Nichts.

Der Arzt hingegen spricht mit der Deutlichkeit einer Authentizität, die nicht nur die Seine ist, sondern ihm aus dem Kreis, in dem er steht, zuströmt. Er spricht nicht für sich. Er spricht im Namen der Hände, mit denen seine Kolleginnen und Kollegen täglich arbeiten, um Menschen am Leben zu halten. Nicht er spricht, sondern die Hände neben ihm. Es sind Hände, die nicht mehr können: “On est au bout.” “Wir sind am Ende.” “Wir können nicht mehr.” Und darin steckt: “Wir werden bald die Hände sinken lassen.” “Mehr

ist nicht möglich.“ Immer wieder: “On est au bout.”

Und das ist so dramatisch echt, so ungekünstelt, dass das Verhältnis zwischen Hand und Stimme plötzlich auf vollkommen neue Weise in einen dringt. Warum murmelt Macron, statt vernehmlich zu sprechen? Die Antwort muss lauten: Macron ist nicht zu vernehmen, weil er sich vernommen fühlt, eine Vernehmung erlebt, auf die er nicht vorbereitet war. Und auch weil der Arzt nicht nur seine – des Staatschefs – Hand in der Hand hat, sondern auch mit dieser seiner einen Hand den Druck zum Ausdruck bringt, unter dem er und das ganze Personal stehen. Bald werden sie nicht mehr können. Bald wird der Versuch, gesund machend zu wirken, unmöglich werden und das Ganze ihren Händen entgleiten.

Was ja in der Tat schon dabei ist, zu passieren. Die Dramatik des Unvorbereitetseins nimmt Konturen an. Und mit der Stimmlosigkeit Macrons hat das zu tun, weil der Besuch des Staatspräsidenten diesem berühmten Krankenhaus (das das Mitleid – la pitié – im Namen führt) endlich die Gelegenheit gegeben hat, die Präsenz der Presse, die mögliche Vermehrung der Stimmen über den Zustand der französischen Krankenhäuser, zu nutzen und die Bevölkerung wissen zu lassen, dass nichts mehr geht, dass die Sparmaßnahmen eine stumme Verzweiflung hervorgebracht haben, die sich jetzt erneut, ein xtes Mal, Gehör zu verschaffen versucht. Die Hand also als Ausdruck des Drucks in der Realität des medizinischen Personals. Und die Stimme des Arztes als Verlängerung der Hand und Hände. Und der Präsident, so die Hoffnung, als weitere Verlängerung der Stimmen und Hände, weil die Journalisten über Macron mehr zu berichten pflegen als über diejenigen, die kranke Menschen pflegen.

Im Normalfall ist vorgesehen, dass man sich bei solcherart Besuchen begrüßt, einige Worte wechselt und sonst, im Sinne einer protokollarischen Bilder- und Wortproduktion zugunsten der Regierung, der Besuch den vorgeschriebenen Etappen folgt. Doch der Arzt folgt nicht. Er hat die Fähigkeit der Verlangsamung entdeckt. Solange Macrons Hand in der Seinen steckt, zwingt er den stärksten Mann des Landes, ihm Gehör zu schenken. Er kann eine Rede halten, die weit länger ist, als das Besuchsprotokoll je geplant hat, weil Macron ja mit dem Anspruch gekommen ist, sich zu informieren und die Realitäten in Augenschein zu nehmen, die sich allgemein (und mit dem ausbreitenden Virus noch mehr) in den französischen Krankenhäusern ausbreiten. Er kann also nicht einfach gewaltsam seine Hand aus der Hand des Arztes ziehen, sie nicht wegreißen, kann auch nicht mit seiner Linken auf die des Arztes schlagen, um eine Freigabe zu erwirken. Das würde nicht gut wirken. Schon ein Zerren an der eigenen Hand würde den Eindruck zum Skandal machen, der sich von Anfang an eingestellt hat: dass Macron die Kontrolle über sich, seine Hand, die Krankenhäuser und sein politisches Programm verloren hat. Oder verlieren *müsste*. Wenn er denn wirklich zuhören würde. Und wenn er verstünde. Doch versteht er? Vernimmt er das so deutlich Vernehmbare?

Vorerst ist es so, als wirke die bürgerliche Konvention weiter, die auf der Hoffnung fußt, dass der Arzt irgendwann auf- und die eigene Hand wieder freigeben wird, auf dass er, Macron, mit dem Zuhören aufhören könne. Doch bis zum Moment der Freilassung strömt die Zukunft durch die Körper der beiden Männer. Der Arzt spricht, noch immer. Beherrscht, höflich, aus einer stillen Verzweiflung heraus, die ihm die notwendige Kraft gibt, aus seinen gegenwärtigen Erfahrung die kommende (und schon eintretende) Zukunft abzuleiten. “On est au bout.” Die nächste Zeit wird dramatisch werden. Aber nicht etwa wegen der Dinge, die die Zukunft bringen wird. Vielmehr weil die Situation schon *seit langem* dramatisch ist. Er bittet den Staatschef, einzuschreiten. Der murmelt etwas von den Fehlern seiner Vorgänger, davon auch, er habe “parfois le sentiment de payer l'addition de beaucoup de comptes qui sont restés non soldés” (“...mitunter die vielen Rechnungen zu bezahlen, die unbezahlt geblieben sind.”) Anders gesagt: Macron versucht, sich rauszureden. Und rauszureden, indem man Ausreden erfindet, heißt: versuchen, die Hand raus-zu-reden. Sie mit Hilfe der Worte (und dem Hinweis auf

finanzielle Zwänge) endlich rauszuwinden, mit windigem Hinweis auf die Vergangenheit zwar, doch beherrscht eben von dem Gefühl, der Arzt des Krankenhauses Pitié-Salpêtrière (das das Mitleid im Namen führt) müsse und werde Mitleid mit ihm haben und seiner Hand die Handlungsfähigkeit zurückgeben.

Doch Mitleid ist die Sache des Arztes nicht. Er weiß etwas von Gefühlen und ihrer windigen, schnell verwehten, wenig handgreiflichen Benutzung. Nicht weit von einem der ältesten Krankenhäuser der Stadt Paris – dem Hôtel Dieu – liegt die Kirche Notre-Dame, die jetzt in Teilen eine Ruine ist. Das ist eine Tatsache. Der Arzt: “Quand il a fallu la sauver, il y avait beaucoup de monde pour être ému. L'hôpital public est en train de flamber à la même vitesse à laquelle Notre-Dame a failli flamber.” (“Als man sie hat retten müssen, hat es viele Menschen gegeben, um gerührt zu sein. Die öffentlichen Krankenhäuser sind dabei, mit der gleichen Geschwindigkeit in Flammen aufzugehen, mit der Notre-Dame fast in Flammen aufgegangen wäre.”) Nationales Pathos, Bilder einer Zerstörung, die zurückführt zum Mit-Leid, das von den sachlichen Gegebenheiten her argumentiert.

Aber vor allen Dingen geht es um letztere: “Le moment opportun d'agir pour un président de la République, même pour une situation dont il n'est pas responsable, c'est maintenant. [...] Prenez la main et donnez les moyens au ministre de la Santé, à Martin Hirsch [...], pour les nous donner les moyens de soigner nos patients.” (“Der Moment für den Präsidenten der Republik, um zu handeln, auch wenn es sich um eine Situation handelt, für die er nicht selbst verantwortlich ist, ist *jetzt*. Ergreifen Sie die Hand und geben Sie dem Gesundheitsministerium, geben Sie Martin Hirsch die Mittel, um uns die Mittel zu geben, die es uns erlauben, unsere Patienten gesund zu machen.”) Eine ganze Reihe von Händen wird evoziert, eine Kette, die funktionieren muss, damit man sich weiterreicht, was nötig ist, um den Patienten – das letzte Glied der Kette, das fast vergessene – zu heilen. Die Hand des Präsidenten müsste wieder Kontakt finden zu den vielen, kleinen Händen, die gerade leer dastehen, leer vor ihren Patienten. Und darum steckt jetzt und hier Macrons Hand immer noch in der des Arztes. Sie steckt und steckt. Und des Präsidenten Rede stockt, denn verstockt ist er schon jetzt. (Oder ist das eine Eigenschaft, schon immer?)

Doch dann glaubt Macron endlich, nach dieser für ihn ganz ungewohnte Erfahrung, nicht zu Wort zu kommen, darin erneut ganz der kleine neoliberale Buchhalter, der er ist und der alles nur vom Aspekt der Finanzen her zu sehen vermag, jetzt doch wieder – endlich – das Wort ergreifen zu können. Es zu ergreifen, weil ihn der Arzt zu ergreifen versucht, von der Hand, aber auch vom Herzen her. (Das Krankenhaus trägt die “pitié” in ihrem Namen) An den Arzt gewendet, sagt er (nämlich Macron): “Je compte sur vous.” (“Ich zähle auf Sie.” / “Ich rechne mit Ihnen.”) Der Arzt bestätigt, nachdenklich, lächelnd auch, auf ihn – den Arzt – werde man zählen, mit seinem Engagement zugunsten der Kranken rechnen können. “Vous pouvez compter sur moi.” (“Sie können auf mich zählen.”) Und dann doch wieder, als letzte, symbolische Rückgewinnung der Hand, die er jetzt endlich hat fahren lassen: “L'inverse reste à prouver.” (“Ob das auch umgekehrt gilt [nämlich für Macron], muss sich noch erweisen.”)

Inzwischen hat es sich erwiesen: Macron kommt zu spät. Die Zukunft ist da. Handgreiflich und brutal. Mit einem Gesundheitssystem, das nicht mitkommt. Aber sogar schon am selben Abend, direkt nach der Erfahrung mit einer Hand, die zum Schraubstock geworden war, hatte es sich erwiesen, dass Macron nicht lernfähig ist. Bei einem Staatstreffen in Neapel, am gleichen Tag noch, äußerte er mit Blick auf den Pariser Arzt: “C'est un médecin qui représentait la coordination, l'intersyndicale, lequel est neurologue – il n'a rien à avoir avec le coronavirus – qui a tenu ces propos. Il n'a rien à avoir avec la crise que nous sommes en train de vivre.” (“Das ist ein Arzt, der sich um die gewerkschaftsübergreifende Koordination kümmert, ein Neurologe – er hat mit dem Coronavirus gar nichts zu tun [oder zu schaffen; A.P.] – und der hat sich geäußert. Er hat

gar nichts zu tun [oder zu schaffen; A.P.] mit der Krise, die wir gerade erleben.”)

Inzwischen ist es so, dass man die Ärzte – zum Beispiel Neurologen – in die Abteilungen ruft, mit denen sie ursprünglich “gar nichts zu tun” oder “zu schaffen” haben, schlicht, weil es dort nicht etwa nichts, sondern viel zu viel zu tun gibt – zu viel, als dass die Ärzte, die legitimierweise “damit zu tun” (oder zu “schaffen”) haben (und also keine Neurologen sind), es allein schaffen könnten. Doch dass jemand dem anderen die Hand reicht, einfach, weil es sein muss und die Situation eine Zusammenarbeit jenseits von Spezialisierungen erheischt, das kann Macron natürlich nicht begreifen.

Aber dass es ihn doch wurmt, im Moment der Begegnung ein kleines, nichtssagendes Würmchen gewesen zu sein, erdrückt von einer Hand, die Hand in Hand mit anderen arbeiten wollte (und vor allem: arbeiten *können* wollte!), das zeigt sich darin, dass er von selbst auf das Thema zurückkommt, in Neapel dieses Mal. Er verunglimpft den Arzt, spricht im die Berechtigung ab, sich zum Coronavirus zu äußern. Und er selbst äußert sich jetzt wieder in altbekannter Eloquenz. Die Sprachlosigkeit ist überwunden. Sie war nichts als eine kurze, aber denkwürdige Episode.

In Neapel wohnt man psychologischen Prozessen bei, mit deren Hilfe Macron die narzistische Kränkung, die er erlitten hat, zu beseitigen versucht. Die Kränkung rangiert so stark vor der neuen Krankheit – dem Virus –, so stark auch vor den Krankenhäusern und ihrem desolaten Zustand, dass er taub wird für die Wahrheiten, die er wenige Stunden zuvor zu hören bekommen hat. Und so spricht er wieder, wortmächtig, erinnerungs- und zukunftslos, ohne jede Vorstellungskraft, als Mann, der nie etwas wird lernen können.

Dabei hätte er sich vielleicht wenigstens das Körpergedächtnis und damit eine andere Art von Lernen bewahren können: In dem Moment, in dem er die Hand des Arztes ergriffen hatte, um sie zu schütteln und wieder loszulassen, war er ja einer Konvention gefolgt, die für ihn offenbar noch ganz unhinterfragt dastand: Man schüttelt eben die Hand des anderen, wenn man diesem einen – noch dazu offiziellen – Besuch abstattet. Aber der andere war aufgrund seines Berufs schon vorbereitet auf die Infragestellung der Konvention des Händeschüttelns. Er wusste, dass das Ineinandergreifen von Händen dabei war, jede Unschuld zu verlieren, und dass auch Macron würde lernen müssen, dass man in Situationen wie der gegebenen dem anderen eigentlich nicht mehr die Hand schütteln dürfte. Und trotzdem schüttelte Macron dem Arzt die Hand, überzeugt also davon, dass es normal sei, dem anderen die Hand zu schütteln. Und der Arzt, der darauf einging und jetzt seinerseits Macron die Hand zu schütteln begann, schüttelte und schüttelte, ließ nicht mehr los und machte dadurch aus dem Händeschütteln noch in einer anderen Hinsicht etwas Subversives: Er bezog aus dem Festhalten nicht nur die körperliche Entfaltung einer Macht, die zuvor institutionell und finanziell ganz und gar auf Macrons Seiten gestanden hatte, sondern er schüttelte auch, als wolle er das potentiell Krankmachende dieser Geste durch deren Verlängerung für Macron sichtbar machen. Und wenn schon nicht für Macron, dann zumindest für die umstehenden Presseleute. Und wenn schon nicht für die Presseleute, dann vielleicht wenigstens für die Menschen, die sich das Video der Presseleute von diesem Besuch ansehen würden. Denn in Wirklichkeit legte der Arzt Hand an Macron. Er wurde handgreiflich im besten und konkretesten Sinne des Wortes: Das Händeschütteln wurde zu einem Angriff auf den Präsidenten.

Doch juristisch erwächst dem Arzt daraus keine Verantwortung. Es war ja umgekehrt Macron gewesen, der als erster auf ihn zugegangen und begonnen hatte, ihm die Hand zu schütteln. Macron war es gewesen, der sich durch sein bloßes, von Konventionen gesättigtes Denken und Hände-Schütteln zum Handlanger einer verantwortungslosen Gesundheitspolitik gemacht hatte. Und Handlanger zu sein – das weiß man ja schon lange – bedeutet stets, Gewalt zu unterstützen, ohne auch nur einen Gedanken daran verschwenden zu müssen, dass man sich zumindest mitschuldig macht.

Der Arzt hingegen schritt auf Macron zu, schritt zur Verlangsamung einer Geste bis hin zu ihrer Erstarrung und schuf durch die Erstarrung plötzlich so etwas wie Erkenntnis:

Wer einem Präsidenten die Hand zu schütteln beginnt, der noch nicht einmal in Ansätzen über das gefährlich Konventionelle dieser Geste nachzudenken begonnen hat, muss schütteln und schütteln und schütteln, damit sich die Geste des Schüttelns der Hand körperlich fortpflanzt und nach oben steigt, nämlich hin zum Kopf, den man eben auch zu schütteln hat angesichts eines solchen Präsidenten, der zwar gern mit seiner Hand die Hand von anderen schüttelt, niemals aber seinen eigenen Kopf. Und nun schon gar nicht gar den Kopf über sich selbst!

Das aber hat der Arzt ihm vorgemacht: Er hat Macron die Hand geschüttelt, weil er als gewerkschaftlich organisierter Beobachter von Realitäten eigentlich schon seit mehr als einem Jahr den Kopf über diesen zu schütteln begonnen hatte. Aber dieses sein Kopfschütteln hatte Macron (obwohl es ein massenweises, vom gesamten französischen Gesundheitssystem getragenes gewesen war) natürlich nicht wahrnehmen wollen. Er wollte einfach nur die Hand schütteln!

Die Hand hat den Vorteil, dass man mit der eigenen dem anderen die Seine schütteln kann: Man bewegt die eigene Hand in rascher Folge nach oben und unten und bewegt, weil die Hand des anderen in ihr ruht, diese andere Hand gleich mit. Leider ist es aber nicht möglich, durch das Schütteln des eigenen Kopfes auch den Kopf des anderen mitzuschütteln, denn Köpfe greifen nur selten ineinander. Darum sind Köpfe der Erfahrung des Schüttelns und Erschütterns, die der andere gemacht hat, kaum zugänglich. Einen Arzt mag es erschüttern, dass er seinen Patienten nicht mehr die Pflege zuteil werden lassen kann, derer sie bedürfen. Aber wenn er über eine Politik den Kopf zu schütteln beginnt, die erklärt, warum ihm Patienten ganz unnötig wegsterben, dann bleibt das leider Gottes eine ganz private Geste, ja fast schon – aus Macrons Sicht gesehen – eine Art Tick, den Gewerkschafter eben so an sich haben: Sie schütteln zu allem und jedem den Kopf, sind niemals zufrieden mit dem, was man ihnen bietet. Und weil der Arzt das wusste, hat er darauf verzichtet, den Kopf zu schütteln und hat es dieses Mal mit der Hand versucht. Darum also schüttelte er dem Präsidenten die Hand.

Und noch einmal: Es war angesichts des Virus bereits absurd, einander die Hände zu schütteln, doch im Kontakt mit einem Präsidenten, der nicht einmal versteht, was handgreiflich vor ihm liegt – das Krankenhaus, das den Namen des Mitleids im Namen trägt, das Krankenhaus mit seiner Not –, kann ein Arzt eigentlich nur noch das Schütteln anhalten, die Bewegung der Hände erstarren lassen, hin zu einem Bild, in dem das Schütteln der Hände als Selbstverständlichkeit aufhört.

Selbstverständlichkeiten haben, wie gesagt, die Eigenschaft, nicht sichtbar zu sein. Mitunter reicht aber eine Winzigkeit – hier zum Beispiel die Verlängerung des Schüttelns –, um die Konvention zu sprengen, sie sicht- und erkennbar, d.h. dem Kopfschütteln zugänglich zu machen. Die Herstellung des Ungewohnten hilft, Selbstverständlichkeiten abzuschütteln, die Köpfe zusammenzustecken – und mit dem Denken zu beginnen. Mit dem Denken der Hände, die man schüttelt und schüttelt und schüttelt, so wie es einen schüttelt beim Anblick eines Präsidenten, der in der anvisierten Kürze des Besuchs auch schon die Kürze des Händeschüttelns festlegen zu dürfen meinte. Zumindest daran hat ihn der Arzt gehindert. Der Besuch hat nicht lang gedauert, das Händeschütteln aber wohl. Und das ist eine wohlthuend ermutigend Tat. Jemand ist handgreiflich geworden. Jemand hat die Bedeutung, die den pflegenden, lindernden, heilenden Händen zukommt, begreiflich gemacht. Bis hinauf in den Kopf.

Und wir? Wir sind die potentiellen Patienten, diejenigen, die mehr brauchen als das Mitleid, das das Krankenhaus im Namen führt, und wir können angesichts der Dummheit, die sich in Macrons Verzicht auf's Kopfschütteln ausspricht, nur Karl Kraus zitieren, sprachlos zu seiner Zeit auch er. Und doch sprach er in dem Bewusstsein "Jetzt war Krieg". "Wir, die ein kurzes Gedächtnis langer Leiden tauglich macht, sie wieder zu erleben, möchten vergessen, was jene [hier Macron mit der Vergesslichkeit seiner Unerschütterlichkeit] getan haben."

Namen

Es gibt eine mexikanische Biermarke, die das Unglück hat, "Corona" zu heißen. Niemand will das noch trinken. Es ist, als hätte dieses Bier nicht nur einen unglücklichen Namen, sondern als sei der Name wirklich das Bier selbst. Man würde also das Unglück trinken, Corona in sich gießen.

Aber zuvor hatte das Bier doch auch schon Corona geheißen! Hatte man also auch da schon den Tod in sich aufgenommen? Wenn's so wäre, hätte der Name Standfestigkeit bewiesen.

Wenn man vorher Corona trinken konnte, seit Corona aber nicht mehr, wäre hingegen der Name etwas, was von keinerlei Beständigkeit ist, sondern mal einen Genuss beschreibt – Corona eben – und einmal das genaue Gegenteil: Corona, noch einmal, doch jetzt als absolutes Tabu, als Todestrank und flüssiges Gift. Es scheint, dass jetzt nur diese zweite Option möglich ist: Man trinkt's nicht.

Es ist wie mit dem kleinen Mädchen aus der Nachbarklasse, das "Charlie" heißt. Das war vorher einfach ein Kind unter anderen, eines, das eben "Charlie" hieß. Aber nach den Attentaten war "Charlie" plötzlich ein kleines Mädchen, das man mit einer gewissen Scheu betrachtete. Eines, das man nicht mehr gern beim Namen rief. Es war, als habe das furchtbare Ereignis auf sie abgefärbt. Ihr Name wuchs über sie hinaus, gab ihm eine historische Wucht, die sie ebenso wenig tragen konnte wie jeder andere.

Dass das ganz antichronologisch gedacht ist, tut nichts zur Sache. Man bedauert ja unwillkürlich auch Menschen, die lange vor Hitlers Geburt Adolf hießen. Es ist etwas Magisches um die Namen, gegen das sich auch mit der Logik nicht ankommen lässt.

Und beim Corona-Bier kommt noch hinzu, dass die einstige Popularität sich seiner Verbindung zur Saga "Fast & furious" verdankt. Das ist nun eine wirklich präzise Beschreibung dessen, was gerade vor sich geht.

Flüstern

Erster Online-Unterricht. Man kann nicht mit dem Banknachbarn flüstern, ohne dass das Flüstern der Lehrerin über's Mikro in die Ohren schallt. Außerdem gibt es keinen Banknachbarn und keine Bank, nur den eigenen Stuhl, Zuhause. Und damit dann eben kein Flüstern mehr und auch keinen Grund, zu flüstern. Oder vielleicht doch wohl einen Grund, aber keine Gelegenheit mehr dazu. Die räumliche Trennung, die für die Schülerinnen und Schüler zunächst einen enormen Zuwachs an Freiheit und Unkontrollierbarkeit mit sich zu bringen schien, hat sich gleich beim ersten Mal als gesteigerte Kontrolle von Seiten der Lehrerin erwiesen. Auch das ist eine Erfahrung mit dem Virus und seinen Konsequenzen: Ernüchterung im Kontext von Macht, Kontrolle, Ausgangssperre.

Aber dann der Umschlag: Die Klasse hat ihrerseits sofort entdeckt, dass die Lehrerin die Funktionsweise des Chat nicht verstanden hat. Man konnte sich also tippend etwas in den Bildschirm flüstern: die richtige Antwort. Hilfe für den Kameraden, der seine Lektion nicht gelernt hatte.

Es steht nur zu befürchten, dass die Lehrerin beim ersten Mal nur so *getan* hat, als habe sie den Chat nicht verstanden. Und wenn sie ihn wirklich nicht verstanden haben sollte, wird sie wohl nicht lange brauchen, bis sie ihn verstanden hat. Dann tritt die Frage, wie man einander dennoch etwas zuflüstern kann, wieder zu Tage. Aber Lösungen wird es geben. Wieder neue.

Dialektik von Macht und Erfindungsgabe.

Halluzinationen

Mein Schwiegervater in Rom, extrem schwerhörig und isoliert lebend schon seit Jahren, weil zum Rausgehen körperlich nicht mehr in der Lage, hört, sobald er sich zu Bett begeben hat, faschistische Gesänge, die er von seiner Kindheit in einer faschistischen Familie her bestens kennt. Diese Gesänge sind so laut, dass sie ihn am Schlafen hindern. Er führt sie auf einen Nachbarn zurück, dem er anfangs gehörig die Meinung sagen wollte, den er jetzt jedoch mit seinem ganzen Mitleid bedenkt: Wie kann man mitten in der Nacht einen armen, kranken Nachbarn mit faschistischen Gesängen stören, zumal dann, wenn dieser Nachbar das Trauma der Beteiligung an der Republik von Salò mitgemacht und die Loslösung vom Faschismus erst als Erwachsener, in einem recht fortgeschrittenen Alter und unter Verlust der meisten familiären und freundschaftlichen Bande, zuwege gebracht hat?! So lautet die Begründung für das Mitleid.

Dass mein Schwiegervater absolut schwerhörig ist und einen Nachbarn, der des Nachts faschistische Gesänge anstimmt, auf keinen Fall hören würde, tut nichts zur Sache, denn entscheidend ist nicht, dass es die Gesänge in Wirklichkeit nicht gibt, sondern dass mein Schwiegervater sie für wirklich hält. Weil alles, was für wirklich gehalten wird, in der Hinsicht wirklich *ist*, dass das Sie-für-wirklich-Halten wirkliche Auswirkungen hat – zum Beispiel die Beschwerde beim Nachbarn von nebenan –, stellt sich die Frage, ob sich die Rückkehr der Kindheit nur einem psychologischen Prozess verdankt, der beim Altern oft zu beobachten und insofern ganz normal ist, oder ob es bestimmte traumatische Qualitäten des Früheren gibt, die sich auf die Intensität der Gehörhalluzinationen auswirken.

Oder herrscht eine wesentliche Ambivalenz? Positiv wäre, dass in die Isolation, die totale, von Stille beherrschte und durch die extreme Schwerhörigkeit noch verstärkte, *überhaupt* etwas dringt: Gesang, der Nachbar, die also der Einsamkeit meines Schwiegervaters etwas von ihrem Stachel nehmen. Immerhin gäbe es da etwas zu tun (auch wenn man's dann doch nicht tut): Man *könnte* sich beschweren, und die Greifbarkeit des Nachbarn ist auf jeden Fall gesichert. Dass der Ärger dem Mitleid Platz gemacht hat, spricht für den psychologischen Gewinn: Auch wenn mein Schwiegervater als alter Mann seiner Körperlichkeit und von keinem Hörgerät gemilderten Schwerhörigkeit voll ausgeliefert ist, kann er sich jetzt doch einen anderen imaginieren, an seinem Leben und seiner Geschichte teilhaben, sich also jemand präsent halten, der, wie er beteuert, sein Mitleid verdient.

Warum aber Mitleid? Weil der Nachbar die Lehren, die aus der Republik von Salò und allgemein aus der Katastrophe zu ziehen waren, die der Faschismus über die Welt gebracht hat, noch immer nicht gelernt hat? Weil er – der Nachbar –, da Faschist, weiterhin der eigenen, unbelehrbaren Familie verhaftet bleibt, die auch ganz und gar faschistisch ist, darin vergleichbar mit der Familie meines Schwiegervaters?

In "Wirklichkeit" ist es – und hier setzt nun das Negative und Belastende ein – natürlich mein Schwiegervater, der, weil er einen ganz und gar nicht faschistischen Nachbarn zum Faschisten erklärt, von der Familie seiner Kindheit nicht loskommt und darum die alten Gesänge in quälender Monotonie jeden Abend von Neuem hören muss. Er löst sich zwar von den Gesängen, indem er sie jemand anderem zuschreibt, aber in "Wirklichkeit" verhalten sich seine Schwerhörigkeit und die Lautstärke der Gesänge proportional zueinander.

Die Isolation spielt eine wichtige Rolle, weil sie sozusagen keine realen Gegengeräusche zum Faschismus mehr liefert. Und so ist das Mitleid vielleicht doch auch eine Form des Selbstmitleids, das besagt, man komme in der großen Isolation von den Erinnerungen nicht los, die jetzt, wo jede andere Welt unzugänglich geworden ist, die

einzigste, noch greifbare Welt darstellt.

Mein eigener Vater, Kind eines überaus strengen Pastorenehepaars und selbst einstiger Pfarrer, leidet gleichfalls unter Halluzinationen. Auch er ist extrem schwerhörig, doch bei ihm verbinden sich Gehör- und Gesichtssinn. Wenn er, zeitgleich zu meinem Schwiegervater, des Abends zu Bett geht, sieht auch er sich in der Alltäglichkeit seiner Gesten gestört. Doch er schafft es gar nicht erst bis ins Bett. Der Raum scheint ihm voller Menschen zu sein, er kann sich keinen Weg bahnen, und zu allem Überfluss liegt auch noch seine Mutter auf dem Boden und versperrt ihm den Weg. Stimmen treiben ihn zur Eile an, Stress herrscht, und wenn er sich dann doch hinlegen können, mahnen ihn Stimmen, ob er auch daran gedacht habe, die Koffer für die morgige Reise zu packen. Die Halluzination setzt sich dann weit bis über das Aufwachen hinaus fort, und das wohltuende Verschwinden der vielen Stimmen aus der damaligen, fünfköpfigen Kinderschar, deren ältester er war, gelingt erst, wenn der Tag und seine Geräusche sich langsam wieder vordrängen.

Zuvor ist die Nacht eine Isolation in der Isolation, die die Schwerhörigkeit, die körperliche Schwäche und jetzt, gesteigert noch, das Nicht-so-oft-hinausgehen-Dürfen mit sich bringen. Die Ausgangsbeschränkungen sind nicht das Entscheidende, doch sie sind etwas, was die Fragen nach dem Isoliert-Sein in unabstreifbaren, unvergesslichen Kindheitserinnerungen hervortreibt, und damit auch die Frage, wie man – ich – mit solchen handfesten, da quälenden Wirklichkeiten, die die des anderen sind, umgehen soll.

Man hört zu. Man schlägt Lösungen vor, die sich innerhalb jener Wirklichkeit bewegen. Man versucht gleichzeitig aber auch, wirklich wirkliche Konsequenzen zu verhindern: Ein Streit mit dem singenden Nachbarn ist nicht nötig, das Kofferpacken für die Reise kann unterbleiben.

Aber der Koffer ist natürlich etwas, was einen, was mich packt: Da leidet jemand, der schon im Aufbruch ist und nicht mehr lange leben wird. Mein Vater.

Unerwünscht

Im Kreis Ostholstein gibt es Ende April 2020 64 Infizierte, im Kreis Plön 115. Der Kreis Plön ist also stärker vom Virus betroffen als der Kreis Ostholstein. Die Ostholsteiner sind glücklich, zum Kreis Ostholstein zu gehören und nicht zum Kreis Plön, denn das Ansteckungsrisiko ist, wenn man zum Kreis Plön gehört, fast zweimal so hoch wie bei einem selbst.

Nun liegen der Kreis Plön und der Kreis Ostholstein jedoch direkt nebeneinander, und weil die Ausgangsbeschränkungen zwar Schengen außer Kraft gesetzt, nicht jedoch die Bundesländer als echte Grenze etabliert haben, die man nicht länger überqueren dürfte, ist es problemlos möglich, vom Kreis Plön zum Kreis Ostholstein hinüberzufahren. Die Kreise liegen als abgegrenzte, sich von anderen Kreisen unterscheidende Einheiten weit unter den Bundesländern, was bedeutet, dass die Bewegungsfreiheit, die auf der höheren Ebene gewährt wird, automatisch auch für die darunterliegende, kleinere gilt. Wenn jemand von Bundesland zu Bundesland fahren darf – z.B. von Schleswig-Holstein nach Niedersachsen –, darf er auch vom Kreis Plön zum Kreis Ostholstein fahren.

Doch diese logische Operation hat den Nachteil, den psychologischen Wirklichkeiten nicht Rechnung zu tragen. Es ist nämlich so, dass für jemanden, der im Kreis Ostholstein lebt, das Land Niedersachsen zumindest in Zeiten des Coronavirus sehr weit weg ist, der Kreis Plön hingegen mit seiner zweifachen Infektionsrate gefährlich nah. Und weil Ansteckungen durch Leute aus Niedersachsen oder, noch schwerer vorstellbar, gar aus Bayern gerade kaum in den Gesichtskreis treten, Ansteckungen aus allernächster Nähe – z.B. aus dem Kreis Plön – hingegen sehr wohl, werden die Grenzziehungen der Nähe zur Grundlage eines Feindbildes und sieht sich alles, was das Eigene ist,

entsprechend als das Schützenswerte definiert.

Die praktische Konsequenz ist, dass im Kreis Ostholstein, so der Bericht meiner Mutter, Autos zerkratzt wurden, deren Besitzer es gewagt hatten, vom Kreis Plön aus in den Kreis Ostholstein hineinzufahren. Die Ostholsteiner mit ihrer niedrigen Ansteckungsrate betrachteten den Nachbarkreis plötzlich als feindliches Territorium und die Grenze zwischen beiden Kreisen als unantastbar.

Wer dennoch wagte, sein Auto zu nehmen und sie zu überqueren, z.B. um zur Arbeit zu fahren, musste um den Lack seines Wagens fürchten. Dass bestimmte Orte der Kreise Plön und Ostholstein näher beieinander liegen als bestimmte andere Orte, die zum gleichen gehören, tut nichts zur Sache. Denn entscheidend ist nicht, was Nähe und Ferne jeweils seien, objektiv gleichsam, sondern was die vollkommen arbiträre Schaffung von Verwaltungseinheiten schon zuvor an Identitäten geschaffen hat. Und weil Ansteckungszahlen dann wirklich und wahrhaftig auf Kreisebene veröffentlicht werden, verstärken die Autoritäten, schlicht weil sie jetzt auch zu Zahlenverwaltern avancieren, die Gefühle, die latent schon vor dem Virus existierten, jetzt aber zu einer als lebenswichtig wahrgenommenen Gewissheit werden: Ich bin Ostholsteiner, und nicht einer, der zum Kreis Plön oder zu einem ganz und gar anderen, fernen Kreis gehört.

Wenn man will, sind diese identitären Konzepte jedoch auf einer relativ hohen Ebene angesiedelt, denn die Ansteckung erfolgt ja nicht zwischen Kreisen, sondern zwischen Menschen, die direkt in Kontakt zueinander kommen müssen, damit der Virus übertragbar wird. Das, was sich auf Kreisebene abspielt, könnte sich also mit sehr viel größerer Berechtigung auch auf Ebene der Viertel ein- und derselben Stadt abspielen: Man zerkratzt den Menschen ihre Autos, die es wagen, von einem stark betroffenen Viertel der Stadt in ein weniger betroffenes zu fahren. Oder, noch logischer: Man verbannt die Leute der allernächsten Nachbarstraße aus der eigenen, weil sich dort mehr Ansteckungen ereignet haben als hier.

Wenn man diese Atomisierung von Einheiten konsequent immer weiter und weiter denkt, gelangt man schließlich zu den Einzelhäusern und zur Frage, wie auf dieser Ebene noch mit Kratzern gedroht werden kann, damit Grenzen eingehalten werden, die keine Regierung verordnet hat, die aber die Bevölkerung selbst den anderen, nächsten zu verordnen versucht. Es entsteht eine Bewegung von unten, durch die die Überschaubarkeit des Feindes im gleichen Maße gesteigert wird, in dem sich die Überschaubarkeit ihrer Anzahl erhöht. Denn jetzt sind es gerade nur die Angehörigen des Kreises Plön, die als Feinde betrachtet werden, doch sollten die Zeitungen das Unglück haben, Zahlen in anders aufbereiteter Form, heruntergebrochen auf noch kleinere Einheiten, zu veröffentlichen, ist plausibel, dass sich das Bedürfnis, zerkratzend in Erscheinung zu treten, zu einer Bewegung größeren Stils im ganz und gar Kleinen entwickelt. Die Atomisierung der Grenzgebiete entspräche dann der Vergrößerung der Zahl derer, die man als potentielle und zugleich angreif-, da fassbare Feinde wahrnimmt. (Wichtig sind hier die Adjektive: angreif- und fassbar.)

Es gibt also ein umgekehrt proportionales Verhältnis zwischen der Herstellung immer größerer Überschaubarkeiten (durch Zerstückelung der Grenz-Kreise, in die man sich einbezogen weiß) und der Eingrenzung der Zahl derer, die einem *wirklich* nahe kommen können. Zur Erklärung: Wenn jemand seine Angst auf Menschen des Kreises Plön konzentriert, heißt das ja, dass er sich zumindest im engsten, eigenen Umfeld – z.B. im Kreis Ostholstein oder, besser, da überschaubarer noch, in der Stadt Eutin – ein gewisses Zutrauen bewahrt. Er *muss* notwendig in Kontakt zu einer bestimmten Anzahl von Menschen treten, z.B. beim Einkaufen in Eutin, und so wirkt die Übernahme engster Kreise beunruhigend und beruhigend zugleich: beunruhigend, weil noch niemand auf die Idee gekommen ist, Plönern das Kommen nach Eutin zu untersagen; beruhigend aber auch, weil man die eigenen und die fremden Zahlen miteinander vergleichen kann und sich sagen darf, dass man in einem vergleichsweise sicheren Umfeld lebt.

Die Paranoia, alles zur Grenze zu machen, geht also mit der erstaunlichen Bereitschaft einher, das Eigene erst einmal als das Bessere zu setzen. Auf der anderen Seite ist der Glaube an die Festigkeit der Konzepte von "nah" und "fern" etwas, was jederzeit seine Stabilität einzubüßen droht.

Dafür ein ganz konkretes Beispiel aus dem Mikroskopischen: Es gibt in Eutin ein Mehrgenerationenhaus, und in diesem Wohnhaus gibt es wiederum ein Gästezimmer, das für den Empfang von auswärtigem Besuch vorgesehen ist. Man kann es nach Absprache mit der Hausverwaltung und den Nachbarn nächteweise anmieten. Hier überkreuzen sich die Kategorien von Nähe und Ferne plötzlich auf verwirrende Weise. Denn einerseits ist ein Gast, z.B. ein naher Verwandter einer der Mieter, aus der Sicht desselben eine nahe Person und wird in normalen Zeiten auch von den Nachbarn als solcher anerkannt.

Auf der anderen Seite wächst diesem Gast in Zeiten der Angst vor Ansteckung plötzlich der Charakter zu, jemand von Außen – also ein Fremder – zu sein. Schlimmer noch: Da der Kreis Plön dem Kreis Ostholstein so nah ist, dass die Anmietung eines Zimmers sich kaum lohnt – man kann ja nach erfolgtem Besuch schnell wieder nach Hause fahren, die Entfernung ist nicht bedeutend –, macht sich in der Hausgemeinschaft sogleich die Furcht breit, ein Gast könne einer von ganz ganz weit weg sein, also jemand, für dessen Ursprungskreis man noch nicht einmal die genauen Zahlen kennt. Das Fremde wird hier zum Superfremden, und dieses Superfremde zu einem Grund, die Nähe, die der Nachbar zu ihm hat, zwar anzuerkennen, gleichzeitig aber doch zu verstehen zu geben, dass man, wenn man schon die Leute aus dem Kreis Plön zu verjagen versucht, mit Weithergelaufenen von noch viel weiter weg nun erst recht nicht zu tun haben möchte.

Weil man aber, solange die Grenzen zwischen den Bundesländern nicht zu sind und die zwischen den Kreisen folglich auch nicht, einem Nachbarn schwerlich direkt ins Gesicht sagen kann, dass man die Herkunft seiner Gäste und Kontakte anhand der KfZ-Zeichen auf's Aufmerksamste zu kontrollieren wünscht, nimmt man den Umweg über sich selbst, um zu kommunizieren, wo jetzt die Grenzen verlaufen: Man erklärt der Hausgemeinschaft, man selbst werde jetzt auf gar keinen Fall Gäste empfangen, und schon gar nicht über Nacht und unter Anmietung des hauseigenen Gästezimmers, denn man würde nicht mehr gut schlafen können, wenn der Gast die Krankheit ins Haus schleppte und man selbst auf diese Weise zum Schuldigen werde.

Eine solche Stellungnahme klingt zunächst einmal nach einem löblich entwickelten Verantwortungsbewusstsein und nach einer Person, die auf der Höhe dessen ist, was zur Zeit auf dem Spiel steht. Doch bei näherem Hinsehen ist der Verzicht auf die Nutzung des Gästezimmers der verbale Ausdruck für die Bereitschaft, anderen mit Kratzern zu drohen. Denn natürlich gibt man den Standard vor, und der lautet, dass man die Grenze des Hauses als unantast- und unüberschreitbar erklärt. Gäste hat man zur Zeit nicht zu empfangen, der Tourismus habe, so auch die offiziellen Bestimmungen, auszusetzen, und zwar sowohl aus dem Kreis Plön, als auch aus Kreisen, die jenseits von Plön und Ostholstein liegen. Das gilt auch dann, wenn der Gast aus einem Kreis kommen sollte, dessen Ansteckungsrate weit unter der der Kreise Plön und Ostholstein liegt.

Es geht aber in Wahrheit nicht um Wahrscheinlichkeiten, sondern um die Herstellung des Gefühls, Dinge beherrschbar zu halten. Und da diese Beherrschbarkeit für den keinem Entscheidungsgremium angehörenden Einzelnen nur auf der alleruntersten Ebene zu erlangen ist – nämlich gegenüber seinen Nachbarn –, hat das sich besorgte gebende Verantwortungsbewusstsein leicht etwas Kratzborstiges im oben genannten Sinne.

Diejenigen, die das Kratzen vom eigenen Haus und der eigenen Stadt weg zur nächsthöheren Ebene verlegen – nämlich auf die der Kreise oder gar Bundesländer –, scheinen auf den ersten Blick zwar herrschsüchtiger zu sein als der Nachbar, der mit seinem eigenen mustergültigen Verhalten die anderen moralisch in die Pflicht nimmt, doch auf den zweiten Blick korrigiert sich dieser Eindruck: Derjenige, der den Plönern ihre Autos

zerkratzt, lässt seinen Hass nämlich in der Regel nur an Autos aus, der Nachbar hingegen droht der Hausgemeinschaft direkt mit ihrer möglichen Schuld, die Krankheit ins Haus zu tragen. Der Nachbar geht also auf direkte Konfrontation, der Autozerkratzer hingegen ist in Wirklichkeit ganz hilflos, denn er orientiert sich an fremden Autokennzeichen und findet nicht so leicht die Gelegenheit, den Fahrer dieser Autos direkt anzugreifen. (Einmal ist es aber doch gelungen: Da hat ein Schleswig-Holsteiner in Schleswig-Holstein noch seinen Dienstwagen aus Mainz gefahren und ist entsprechend angegriffen worden. Es ist also viel möglich.)

Zurück zu den Autos. Es ist, obwohl des Autokratzers Herrschafts- und Kontrollbedürfnis räumlich weiter ausgreift als das des mit seinem Verantwortungsbewusstsein drohenden Nachbarn, der ja erst mal nur sein Haus unter Kontrolle zu bringen versucht und mehr nicht, der Nachbar unheimlicher als der Autozerkratzer oder der Pöbler, der an den einstigen Mainzer gerät. Die Subtilität seiner Überzeugungsarbeit lässt schon den Denunzianten erkennen, und das, was als Verantwortungsbewusstsein gepriesen wird, das Kontrollen von Seiten des Staates kaum nötig mache, gewinnt ein ambivalentes Gepräge.

Aus dem schleswig-holsteinischen Schöneberg erfährt man indes noch, dass einer schleswig-holsteinischen Familie, deren Autokennzeichen nicht das ortsübliche war, ein Schild auf dem Auto vorgefunden hat: "Verlassen Sie den Strand und kehren sie <sic!> an ihren gemeldeten Wohnort zurück. Sie sind hier unerwünscht." Darunter ein grosses, schwarzes Kreuz. Woraufhin die betroffene Familie auf dem gleichen Schild antwortete: "Wir wohnen hier schon lange und sind hier mit Erstwohnsitz gemeldet. Klingeln Sie sehr gern bei uns! Hausnr. 10 links unten + überzeugen sie <sic!> sich selbst. LG Anwohner P.S. Pfoten weg von unserem Auto!!!"

Kneipe

Heiner Müller hat in einem Interview zu bedenken gegeben, es sei "durch nichts erwiesen, dass der Mensch auf der Erde das herrschende Lebewesen ist. Vielleicht sind es ja die Viren, und wir sind nur Material, eine Art Kneipe für die Viren. Der Mensch als Kneipe – auch das ist nur eine Frage der Optik." (Heiner Müller, Werke 11: Gespräche 2, 438 f.)

Dieser Gedanke weckt Widerstand in mir. Nicht weil er nicht stimmte: Es ist durchaus legitim, einen Perspektivwechsel zu vollziehen, den Menschen einmal als unerheblichen Ausläufer der Evolution, wenn nicht gar als eklatante Fehlentwicklung zu sehen, ein Wesen, das sich über kurz oder lang durch die Naturzerstörung selbst aus der Welt schaffen wird. Nein, es ist nicht das, was das Gefühl weckt, dagegen schreiben zu müssen. Man kann und soll das denken. Aber es darf kein Kokettieren dabei sein.

Der Gedanke, dass unsere Existenz aus der Perspektive des Virus schlicht die Grundlage für seine eigene Existenz und Ausbreitung ist, darf nichts Resignatives haben. Der Mensch ist, auch wenn er Täter und Zerstörer anderen Lebens in furchtbarem Ausmaß geworden ist, zum Leid fähig, und von diesem Leid her (das jetzt ein massenhaftes ist und durch die Klimaerwärmung immer weiter um sich greifen wird) sind die Dinge zu betrachten.

Der Arzt in Camus' "Pest" bringt es auf den Punkt. Er erklärt seine Tätigkeit damit, dass er sich an den Anblick des Sterbens nicht gewöhnen könne. Arzt zu sein, bedeutet, in dem Bewusstsein der permanenten Niederlage zu leben. Auch wenn man den Patienten hier und jetzt rettet, wird er irgendwann doch vom Tode geholt werden. Und vielleicht wird die Menschheit nach dem, was sie an Zerstörung angerichtet hat, auch vom Tode geholt werden, dieses Mal als Gesamtheit.

Aber unsere Aufgabe ist es nicht, uns als Kneipen zu betrachten, den Virus als Trinkenden, das Weltall als unendlich riesig und uns selbst als vernachlässigbare Größe.

Wir sind groß, weil wir im Sterben so klein sind, weil wir leiden an den verschiedenen Arten, in denen der Tod unser Leben begleitet. Das Aufbegehren dagegen, gegen dieses Leid, ist und muss Maßstab bleiben für unsere Selbstwahrnehmung und unser Handeln. Das hat nichts mit Selbstüberhebung zu tun, sondern im Gegenteil mit dem Bewusstsein unserer Verletzlichkeit.

Und vielleicht lässt sich, von dem Versuch, vom Schwachen und Sterben her zu denken, doch noch ein Überleben der Gattung Mensch bewerkstelligen. Camus' Arzt hält der Kneipenidee die schlichten Worte entgegen, er habe die Sterbenden gesehen. Das gehöre zu dem Auftrag, heilend zu wirken, dazu:

[I]l a fallu voir mourir. Savez-vous qu'il y a des gens qui refusent de mourir? Avez-vous jamais entendu une femme crier: "Jamais!" au moment de mourir? Moi, oui. Et je me suis aperçu alors que je ne pouvais pas m'y habituer. J'étais jeune et mon dégoût croyait s'adresser à l'ordre même du monde. Depuis, je suis devenu plus modeste. Simplement, je ne suis toujours pas habitué à voir mourir. Je ne sais rien de plus. (Camus: *La peste*, S. 120-121.)

Das ist Bescheidenheit. Alles andere denkt im Großen und ist vielleicht nur eine verzweifelte und hellsichtig-realistische Art, den Tod zu sehen. Doch gleichzeitig befürchte ich eine zynische Form von Komplizenschaft mit Virus und Zerstörung: eine Faszination, die von der Abwertung des Menschen durch sich selbst ausgeht.

Atmen

Amérys Gedanke, die Angst vor dem Tode sei letztlich die Angst vor dem Ersticken und auch der letzte Atemzug bringe keinen Frieden, weil Frieden eben immer nur in der Gewissheit und Möglichkeit des Weiteratmens existiere, gewinnt seine Schärfe durch die Tatsache, dass es die Gaskammern gegeben hat. Da wurde Wirklichkeit, was auch dem Häftling Améry zgedacht gewesen war: dass jemand, der Gift einatmet, nur noch tiefer einzuatmen versucht, weil Atmen eben das Allerursprünglichste und Wichtigste im Leben ist. Aber mit dem Tiefer-einatmen-Wollen holten sich die Opfer nur noch mehr Tod in die Lunge, und so wurde das Ersticken, industriell bewirkt, zu einer millionenfachen Qual.

Ruth Klüger, die Auschwitz als Kind überlebte, schreibt, dass sie lange Jahrzehnte nicht wahrhaben wollte, dass ihr Vater gerade diesen Tod gestorben war. Sie erfand ihm andere, "bessere" Tode und musste doch irgendwann zugeben, dass auch er den Weg in die Gaskammern gegangen war. Die Not der Erstickenden, so wissen wir durch das Zeugnis derer, die diesem Sterben beiwohnten, war so groß, dass die Stärkeren – die Erwachsenen – auf die Schwächsten zu treten begannen, um dahin zu gelangen, wo es noch ein wenig Sauerstoff gab, nämlich: nach oben. Klüger fragt sich, ob auch ihr Vater unter diesen Menschen gewesen sei. Darin steckt die implizite Frage: Hätte der Vater auch auf sie getreten, auf sie, das Kind, wenn man sie, zusammen mit ihm, in die Gaskammer gebracht hätte?

Ich glaube, dass dieser Tod durch Ersticken, der vom Menschen ganz ungewollte, da durch den Virus bewirkte, jetzt so wenig und niemals konkret in Erscheinung tritt, weil hier Selbstverständlichkeiten unseres Alltags zu kippen drohen. Atmen, das ist die Regel, die Grundlage unseres Wohlbefindens und Lebens. Im Gaskrieg des Ersten Weltkriegs wie durch terroristische Giftgasangriffe, durch Genozid oder Folter, die so leicht herzustellen ist, wenn man den Kopf eines Menschen in einen mit Wasser gefüllten Eimer drückt, ist dieser Tod aber immer wieder künstlich hergestellt worden.

Vielleicht wollen wir darum heute so wenig davon wissen. Denn es käme etwas von diesem absoluten Schrecken wieder zurück. Wollen wir uns nicht vorstellen, was den

heutigen Patienten geschieht, weil es auf gleich mehrfache Weise Angst auslösend ist? Als Krankheit, die uns selbst betreffen könnte? Aber auch als das Wissen, dass Menschen einen solchen Tod bewusst über andere Menschen haben verhängen können? Medizinische Realitäten auf der einen, historische Realitäten auf der anderen Seite?

Es wäre heute wichtig, sich klarzumachen, was es heißt, zu ersticken und was jedem einzelnen Patienten bei diesem Tod geschieht. Denn dieses Wissen müsste das Maß der heutigen Politik sein. Dass Menschen aufgrund des Virus ersticken, ist etwas, zu dessen Verhinderung alles Menschenmögliche unternommen werden muss. Es gibt nichts Wichtigeres als das: atmen, den Atem des anderen schützen und damit sein Leben.

Der Luxus des Eingesperrtseins

Wer täglich arbeiten gehen muss, weil der Verdienst gerade nur für einen Tag reicht (und oft selbst das nicht), kann die Ausgangssperren, die jetzt in reichen Industrieländern verhängt wurden, nur als beneidenswerten Luxus betrachten.

Innerhalb desselben gibt es vielfältige Abstufungen, vom einfachen, beengten Zuhause-Bleiben mit tausend Problemen, bis hin zum Luxus im Luxus: Zuhause arbeiten können, genug Platz haben, Geld verdienen, all das zusammen: Hier verbietet sich, wenn man nur ein wenig um sich schaut, jede Klage.

Aber auch die Gesamtgesellschaft der reichen Länder macht sich ihre Privilegien nur selten klar. Es gibt staatliche Hilfen – bescheidenste und unzureichende oft, aber doch Hilfen, die dazu führen, dass die übergroße Mehrheit genug zu essen hat.

Was ist hingegen, wenn man nicht genug zu essen hat und darum raus muss? Wenn man sich das Drinnen-Bleiben wünscht, es aber nicht umsetzen kann?

In Defoes Pestroman wird ein Vater beschrieben, der allein für die Versorgung seiner Familie aufzukommen hat. Er lebt getrennt von ihr. Nicht weil er seine Frau und Kinder nicht sehen mag, sondern vielmehr weil er jedes Risiko vermeiden will, sie anzustecken.

Er arbeitet und arbeitet, so gut er kann, und alle Nahrung legt er auf einen besonderen Stein, zu dem er aus der Ferne seine Frau ruft, damit sie den Kindern etwas kochen kann. Die Kommunikation zwischen den beiden Erwachsenen findet nur für kürzeste Zeit und unter Einhaltung räumlicher Distanz statt. Man schreit sich gegenseitig etwas zu, und dieses Schreien ist, entgegen allen Gepflogenheiten, ein Ausdruck der Liebe und Fürsorge, die man einander entgegenbringt. Der Luxus, den die Familie sich leistet, besteht darin, dass nur *eine* Person hinausgeht. Dass Frau und Kinder im Hausinneren bleiben, ist ein Privileg, für das der Vater aufkommt. Ein Privileg – und ein Liebesbeweis.

Es ist damit aber auch klar, dass ihm auf keinen Fall etwas passieren darf. Wenn er stürbe, müsste die Mutter das Wagnis auf sich nehmen und an die Stelle des Vaters treten. Da sie aber schon jetzt geschwächt ist, ist klar, dass mit dem Tod des Vaters das Leben aller auf dem Spiel stünde.

Die Isolation als Luxus, den eine Familie oder Gesellschaft sich ganz oder wenigstens teilweise leisten kann – das ist auch für unser jetzige Situation zentral. Aber es ist dies nur denjenigen wirklich klar, die aus ihrem Draußen-Sein, d.h. in jeder Hinsicht *von Außen* auf uns gucken.

Stumm gemacht

Zu Videokonferenzen kann als akzeptabler Teilnehmer nur derjenige geladen werden, in dessen Zuhause so große Ruhe herrscht, dass die anderen Teilnehmer in ihren eigenen

Wohnungen nicht gestört werden. Wenn auch nur bei einem einzigen richtig Krach herrscht, herrscht dieser plötzlich auch bei allen anderen. Erwünscht sind jedoch nur die Stimmen, nicht die Geräusche der Welt, die die des Einen ist.

Wie selbstverständlich ein gewisses Maß an Stille vorausgesetzt wird, wurde mir klar, als sich im Nachbarsgarten nach wochenlanger Stille zwei Gärtner mit elektrischem Rasenmäher und Elektrosäge zugleich ans Werk machten. Das Nervtötende wurde plötzlich zu einem sozialen Handicap. So konnte man an keiner Online-Schulstunde teilnehmen.

Immerhin: Es besteht die Möglichkeit, das eigene Mikrofon auszuschalten. Dann hört man zwar nur mit Schwierigkeiten, was die anderen sagen – die Säge, die sich in den Baum frisst, kreischt gar zu laut –, doch immerhin ist nur man selbst gestört, und nicht die ganze Gruppe. Der Nachteil: Man muss sich auf's Zuhören verlegen. Denn wollte man selbst sich äußern und am Unterricht beteiligen, sprächen Säge und Rasenmäher sofort wieder mit. Also ist zu viel Krach eine Methode, um jemanden zur Stummheit zu verurteilen.

Die nackte Insel

Der Schwarz-Weiß-Film des japanischen Regisseurs Kaneto Shindô "Die nackte Insel" erzählt die Geschichte eines bäuerlichen Paares, das mit seinen beiden schulpflichtigen Söhnen auf einer kleinen Insel unweit des Festlands lebt. Es gibt keine Nachbarn. Die Insel ist nur von ihnen bewohnt. Die gegenüberliegende Küste allerdings ist klar zu erkennen.

Dennoch ist die Distanz so groß, dass die Kinder jeden Morgen mit dem Ruderboot zur Schule gebracht werden müssen. Der Film, der ohne jedes gesprochene Wort auskommt, interessiert sich für die Bewegungen der Eltern an dem einen Ruder, für die Geräusche, die dieses beim Aufschlag und Durchziehen des Wassers macht, für den leisen Wellenschlag auch, der das Boot umgibt. Eigentlich handelt es sich um eine große, aus dem Alltag hervorstechende Hymne auf das Wasser und auf eine Welt der Stille, in der den unscheinbarsten Geräuschen, die den Umgang mit Wasser begleiten, eine nie gehörte Bedeutung zukommt. Es ist ein Stummfilm, der nicht stumm ist. Ein beredter Film, der keine Worte nötig hat. Ein Film auch, der das Publikum aufhorchen lässt: Die Vielfalt der Töne, neben denen es nichts anderes gibt, ist ebenso beeindruckend wie meditativ.

Für die Handlung ist wichtig, dass die Insel zwar von einem Übermaß von Wasser umgeben ist, selbst aber kein Wasser hat. Weil das Meerwasser salzig ist, bringen Mutter und Vater den Großteil ihres Tages damit zu, ausgestattet mit hölzernen Eimern von der Insel zum Festland zu fahren, dort Süßwasser zu schöpfen, dieses zurück zur Insel zu bringen, und, Schritt um Schritt deren steile Hänge hinaufkletternd, die Felder mit Wasser zu versorgen. Jeder Strahl, der sich mit Hilfe der kleinen, hölzernen Kelle über die einzelne Pflanze ergießt, ist das Ergebnis eines Lebens in Geduld und Stetigkeit. Das Boot fährt hin und es fährt zurück, der Eimer füllt sich und er leert sich, das Ruder taucht ins Meer und steigt wieder aus ihm auf, die Kinder gehen und kommen, und dies tagaus, tagein. Das ist aber durchaus keine Monotonie, sondern entspricht der Würde eines Alltags, der ganz auf das Wachstum von Pflanzen und die Versorgung mit Nahrung gestellt ist.

Doch nachdem der Film das Publikum in diesen Rhythmus mit hineingezogen hat, um ihn teilhaben zu lassen an dieser ungeheuren und offensichtlich glücklichen Langsamkeit, kommt es eines Tages zu einem Umschlag. Die Frau ist unaufmerksam und lässt auf dem Feld einen vollen Wassereimer umfallen. Das Wasser, das mit so großer Mühe herbeigeholt wurde, ergießt sich in einem jähen Schwall über die Erde und steht so auch klanglich dem leisen Fließgeräusch gegenüber, mit dem bis dahin jede einzelne

Pflanze versorgt zu werden pflegte. Der Plötzlichkeit dieses Unfalls folgt eine noch jähere Gewalt: Der Mann stürzt auf seine Frau zu, schlägt ihr ins Gesicht und bringt sie selbst zu Fall.

Dann sieht man wieder das Boot, dessen Ruder ins Wasser taucht, die Eimer, die sich füllen und leeren, die tastenden Schritte der Erwachsenen unter dem schweren Gewicht des Wassers, das sie zu ihren Feldern tragen, die Schöpfkelle, die sich zu den Pflanzen neigt. Aber der Zuschauer weiß jetzt: Es herrschen in dieser Isolation nicht nur Ruhe und Bedächtigkeit. Das Überleben dieser Familie ist gebaut auf eine ungeheure Disziplin, in der schon die Verschwendung eines einzigen Eimers Wassers zu einem strafwürdigen Verbrechen wird.

Dennoch bietet der Film nach dem Ausbruch erneut Bilder kleiner Freuden des Alltags, und dann auch einmal außerhalb der Insel, während eines Ausflugs zum Festland, zu Viert, das Zusammensein zweier Kinder und zweier Erwachsener, von denen jeder weiß, dass er sich auf die anderen verlassen kann: Die Beständigkeit ist zurückgewonnen.

Und dann kommt das wahrhaft dramatische Ereignis, eines, das den Verlust des Wassers ins Große transponiert: Der eine Sohn wird schwer krank, der Vater, der gerade erst mit seinen Eimern von einer der vielen, vielen Fahrten zur Insel zurückgekehrt ist, muss sofort wieder aufbrechen, dieses Mal, um einen Arzt zu holen. Doch der kommt zu spät. Obwohl das Ruder mit riesiger Hast ins Wasser tauchte, obwohl der Erwachsene sich beeilte, wie er konnte, alle herkömmlichen Rhythmen durchbrechend im Gedanken an das Leben seines Kindes, hat die Fahrt über's Wasser zu lange gedauert. Das Fieber war zu stark, das Kind ist gestorben. Das ganz auf sich gestellte Leben und die Distanz zum Festland haben sich als Falle erwiesen.

Und da bricht es bei der Mutter durch. Man sieht sie auf dem Feld ihrer Mühe, inmitten der Pflanzen, die sie ebenso großgezogen hat wie ihre beiden Kinder: mit dieser Geduld und Freundlichkeit, die sich am Kleinen zu erfreuen versteht. Doch das zählt jetzt nicht mehr. Das Kind ist tot. Und so beginnt die Mutter in wilder Verzweiflung, die Pflanzen aus dem Boden zu reißen, kniend auf dieser viel zu trockenen Erde, der sie Wasser zuführte Tag um Tag. Und der Vater steht dabei, ganz wie damals, als der Eimer mit dem Wasser umfiel. Doch jetzt reagiert er ganz anders. Er blickt auf seine Frau, er rührt sie nicht an, er sagt keinen Ton, greift nicht zur Gewalt wie damals. Als Zuschauer ist man völlig in der Figur der Mutter, teilt ganz ihren Schmerz und ihr Aufbegehren. Und den Vater, der nicht eingreift, obwohl die Zerstörung der Pflanzen noch sehr viel einschneidender ist als der Verlust des Wassers aus einem Eimer, hat man plötzlich auf seiner Seite. Er versteht seine Frau, obwohl er die Pflanzen nicht anrührt und keinerlei Regung zeigt.

Dann aber bewegt er sich, nähert sich erneut dem vollen Eimer, nimmt die Schöpfkelle und beginnt, ganz wie zuvor, einen Fuß vor den anderen setzend, über jedes kleine Pflänzchen ein wenig Wasser zu gießen, mit dem immer gleichen Geräusch, das das Publikum von zuvor kennt. Und die Mutter liegt noch immer auf dem Boden.

Schließlich aber geschieht das Unfassliche: Noch schwankend, doch den Blick auf ihren Mann gerichtet, erhebt sie sich und beginnt, ganz wie er, die Schöpfkelle zu nehmen und Wasser über die durstigen Pflanzen fließen zu lassen. Das geschieht ohne jedes Wort, nur mit dem Geräusch des Schrittes, mit der alten Stetigkeit und Ergebenheit dem Leben gegenüber, und die einzig gültige Interpretation ist die der Stille: Zwei Eltern haben ihr Kind verloren und sie versorgen ihre Felder, auf denen die Pflanzen wachsen oder das Leben, wenn denn das Leben mit und über die Pflanzen hinaus weitergehen soll. Denn es gibt ja noch das andere Kind, und auch das hat den Tod des Bruders erfahren, und so besteht in gewisser Weise gar nicht die Wahl zwischen Rebellion gegen den Tod und Ergebung unter ihn. Die Pflanzen sind noch da, das zweite Kind auch, die Schöpfkeller senkt sich in den Eimer, der Wasserpegel nimmt ab, das Boot wird fahren über's Wasser, um Wasser zu holen.

Bekämpfung des Todes

Elias Canetti hat zeit seines Lebens den Kampf gegen den Tod zu seinem Anliegen erklärt. Der Tod erscheint ihm nicht als Mittel, das die Konzentration auf das Eigentliche und Wesentliche erlaube: nicht als Notwendigkeit, die sich aus einer Art von demographischen Gleichgewicht zwischen den Lebenden der Jetzt-Zeit und denen der Zukunft erkläre, und auch nicht als Unterpfand von Freiheit, durch die der Einzelne seinem Leben ein Ende setzt, wenn es als nicht mehr erträglich erscheint oder, schlimmer noch, wenn andere Menschen alles daran setzen, es für den Betreffenden unerträglich zu machen. Vielmehr macht Canetti den Gedanken stark, dass alles Böse auf der Welt die Konsequenz der Existenz des Todes sei.

Er argumentiert als Mensch des 20. Jahrhunderts. Der Tod ist dort massenhaft zu etwas gemacht worden, was den Menschen von Außen zugefügt wurde. Der Tod als Kern der Macht und ihres Erhalts ist das, was Canetti gegen ihn aufbringt. Wenn die Herrschenden nicht töten könnten, weil der Tod nicht existierte, könnten sie nicht Angst einflößend wirken und wäre die Bereitschaft, sich ihnen zu unterwerfen, nichts Selbstverständliches mehr. Kriege verlören ihren Sinn, der Körper würde zu einem ganz anderen Verhältnis zu sich selbst und zu den Körpern der anderen finden. Die Abschaffung des Todes käme auf überraschende Weise ihm selbst gleich: Kein Tod würde heißen, eine neue *Gleichheit* zwischen den Menschen herzustellen.

Aus der Perspektive von Kriegen, Massakern und Genoziden her betrachtet, entfielen das universale Unterwerfungsmittel. Und auch die Bereitschaft zur Aufopferung der eigenen Person, die für Kriege ebenso charakteristisch ist wie für die Durchsetzung – scheinbarer – Utopien, würde sich als unmöglich erweisen. Es ist eine Welt jenseits der Konfliktlogik, um die Canetti in Aphorismen und Fragmenten zum Tod kreist. Das große Buch gegen den Tod, das er anzukündigen und als Herz seines Werkes zu beschreiben pflegte, ist nicht entstanden. Aber vielleicht ist dieses Immer-neu-Ansetzen, diese Jeden-Einwand-Wegschieben gerade das, was das Faszinierende seines Gedankens ausmacht. Es ist nicht zum System geworden, hat keine Geschlossenheit erlangt. Es bleibt bei der gedanklichen Spitze, die gegen die reine Evidenz gerichtet ist. Aber das ist schon viel.

Denn in gewisser Weise kann ja auch die Überbevölkerung, die als politische Kategorie so viel Unheil und Tod herbeigeführt hat, nicht mehr als Problem betrachtet werden. Wenn nicht gestorben werden kann, dann kann es auch den Hungertod nicht mehr geben. Dann ist er Mensch ein ewiges Wesen, das Fehler gutmachen und das lernen kann: Zeit dafür steht zur Verfügung. Die Eile bleibt aus, all das, was als lebensnotwendig deklariert zu werden pflegt, auch, denn das Lebensnotwenige muss ja nur so lange angestrebt werden, wie etwas mit Not droht.

In immer größeren Kreisen gedacht, ist diese Konzeption von Ewigkeit also etwas, was einen herrschende Selbstverständlichkeiten neu sehen lässt. Man stößt auf die Gewöhnung, die bezüglich der Macht des Todes herrscht. Zwar versucht die Moderne, den Tod immer stärker an spezialisierte Institutionen zu delegieren, doch kaum liest man Canetti, zeigt sich mit aufkommendem Erstaunen oder unwillkürlicher Abwehr, wie sehr man schon auf dem Weg zu einer gewissen Komplizenschaft war.

Warum sollte man die Abschaffung von Sterben und Tod und all der Sorge, die damit für einen selbst, aber auch in Hinblick auf die anderen verbunden sind, nicht denken dürfen? Warum wagt man nicht, sich vorzustellen, was aus den diversen Gewaltregimen und sich absolut setzenden Utopien geworden ist? Warum der Realismus, wo es doch um etwas geht, was partiell immer von Neuem versucht wird: durch die Arbeit von Ärzten und Pflegepersonal, durch die Rettung von Opfern vor Verfolgung und Tötungsmaschinen, durch Gaben, die Leben verlängern oder Leben im vollsten, reichsten Sinne zurückgeben, durch die Geburten auch als der vielleicht stärkste Moment, in dem man erfährt, was

Leben ist.

Lädt Canettis Gedanke nicht dazu ein, diese Versuche zu stärken, ihnen, wenn schon nicht zu universaler Dimension, so doch wenigstens zu einer möglichst großen Durchsetzungskraft zu verhelfen? Durch Tröstung von Leidenden? Durch Linderung körperlicher Schmerzen? Durch den Kampf gegen alles, was jetzt wieder so verlockend daherkommt: die Auswahl zwischen "lebenswertem" und "unlebenswertem Leben", das praktiziert wird, weil der Tod als ökonomisches Kalkül in die Aufrechnung von Leben und Sterben einbezogen wird?

Der Geanke vom Tod des Todes macht es den Menschen nicht leicht. Er zieht Forderungen nach sich, verlangt nach Veränderung der Welt. Er lässt, sobald man ihn ernst nimmt, vieles als unakzeptabel erscheinen, setzt Akzente neu, und die Radikalität, die er enthält, besteht darin, dass alles, schlechthin *alles* von der *Heiligkeit des Lebens* her gedacht werden muss.

Die Gegnerschaft zum Tod kommt einem kompromisslosen Eintreten für die Bedeutung jedes einzelnen gleich. Ohne diese Überzeugung hätte der Tod des Todes keinen Sinn. Es geht um den Menschen in seiner Schutzbedürftigkeit und Unantastbarkeit. Der Wunsch, es möge den Tod nicht mehr geben, entspricht einer wirklichen Nähe zu allen Schwachen und Ausgelieferten.

Gesundheit nur und Geldzulage

In Heines Gedicht "Mich locken nicht die Himmelsauen" bittet das sterbende Ich Gottvater um eine Gunst: Er solle ihn wieder gesund machen und für ein wenig Geld sorgen, so dass das Ich in häuslicher Zweisamkeit bei seiner Frau bleiben könne, statt zu sterben. Am Anfang steht diese Bitte, am Ende hingegen die Steigerung derselben zur Forderung: Das Ich *verlangt* jetzt das Genannte, es insistiert.

Das Ich ist also keineswegs schwach. Es versucht, den vom Himmel gesetzten Prioritäten seine eigenen Vorlieben entgegen zu halten. Rhetorisch geht das so vor sich, dass das Ich in scheinbarer Unterwerfung all das für richtig erklärt, was Gott zum Eigentlichen erklärt hat: Die "Himmelsauen" als verheißenes Paradies werden zwar anerkannt, doch das Ich sagt von sich, die Frauen seien dort nicht schöner als hier "auf Erden". Den himmlischen Engeln wird das eigene "Weib" entgegengehalten, Wolken und Psalmen andere Formen von "Zeitvertreib". Gegen die Sündlosigkeit oben bei Gott ist nichts einzuwenden, doch auch hier macht das Ich unumwunden klar, dass es sich dem "Erdpechpflaster" und "Jammertal" auf diesseitigste Weise verbunden fühlt.

Die Ironie des Gedichts strebt in zwei Richtungen zugleich. Auf der einen Seite wird Gott von Du zu Du behandelt, wie ein Geschäftspartner also, von dem man ein wenig Mildtätigkeit erwarten dürfe. Gott selbst erscheint in einem ganz und gar diesseitigen Licht. Zugleich ist jedoch, so der zweite Pol, das, was das Ich für sich fordert, so spießerhaft- eng, dass auch die gewünschte Welt ironisch in Distanz gerückt wird:

Im Schlafrock und Pantoffeln bliebe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus,

heißt es da. Oder auch, ganz am Ende:

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang ich, Herr! O lass mich froh
Hinleben noch viel schöne Tage
Bei meiner Frau im status quo! (S. 248)

Ein größerer Kontrast zu Montaignes Konzentration auf den Tod als Quelle des Zugangs zum Leben ist kaum denkbar. Sowohl sprachlich als auch vom Verhältnis zur Welt her stehen Heine und Montaigne sich als Vertreter zweier gänzlich unvereinbarer Positionen gegenüber.

Doch Heines Gedicht geht in der reinen Ironisierung von Menschen- und Gotteswelt nicht auf. In der Abschwächung der Bedeutung von "Gesundheit" und "Geldzulage" durch das "nur" steckt der harte, materielle Kern, der auf das verweist, was Montaigne wegzuschieben versucht: Das Leid kann, wenn beides sehr groß ist, alle Versuche der Kontemplation und der Hinwendung zur göttlichen Bestimmung untergraben. Heine fordert nicht einfach nur das Recht auf Fortsetzung des Lebens. Er fordert vielmehr die Möglichkeit zu seiner *Fortsetzbarkeit*. Ohne Geld, Frau und, nicht zu vergessen, *Gesundheit* würde die Verwendung des Wortes aus den Psalmen, man lebe in einem "Jammertal", von der Tatsache, bloßes ironisches Versatzstück geworden zu sein, wieder zurückschlagen in den Ernst dessen, was das Christentum meinte. Es gibt das Leid eben wirklich, und derjenige, der das am besten weiss, ist der Sterbenskranke. Heine aber setzt dem die folgenden Verse entgegen:

Ich weiß, es ist voll Sünd und Laster
Die Welt, jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdpechpflaster
Zu schlendern durch das Jammertal.

Letztlich ist der Versuch, mit Gott über die Schönheit der Welt zu verhandeln, ein von Trauer unterspülter Hymnus auf das Leben und seine kleinen Freuden, auf den Genuss von Leiblichkeit und Sexualität und auf all das, was, obwohl als sündhaft gebranntmarkt, die Freude des Menschen ausmacht. Die Hartnäckigkeit, mit der das Ich gegen Gott rechtet, hat nämlich letztlich doch mit Verzweiflung und Krankheit zu tun: Der Sterbende weiß plötzlich, wie kostbar ist, was er hat.

Und so gibt sich das Ich als Frauenfreund zu erkennen, der, als er noch gesund war, sicher nicht nur bei seiner eigenen zu verharren pflegte. Doch indem er Gott gewisse Abstriche in Bezug auf seine einstigen Genüsse in Aussicht stellt, hofft er, das Leben als Status Quo verlängern zu dürfen um "noch viel schöne Tage". Es geht um eine Vertauschung von Irdischem und Jenseitigem, d.h. um eine Abschaffung des Todes an sich. Das Alltägliche und Kleine werden als erfüllend dargestellt, die Größe und Reinheit des Himmels hingegen unterschwellig als langweilig:

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär auch nicht just mein Zeitvertreib.

Die Parade gegen die ikonographischen Topoi von Paradiesvorstellungen zeugt erneut von einem materialistischen Eintreten für den Körper und damit als Kritik an der Körper-Geist-Trennung, ohne die das christliche Bild vom ewigen Leben nicht aufrechterhalten werden könnte. Keine großer Gestus wird eingeübt, durch die (wie bei Rilke) schon im Diesseits das Leben geheiligt und zum Gegenbild des Todes werden soll. Zwar kommen beide Dichter darin überein, dass das Jenseits in klarer Absonderung von der Welt hienieden nicht das Ziel des menschlichen Lebens sein kann, doch die Wege zu neuen, nicht-christlichen Werten sind ganz unterschiedlich. Bei Rilke geht es um die kaum merkliche Auflösung der Grenze zwischen Leben und Tod, hin zu einem Diesseits, das das Pathos des Großen, Reinen in sich enthalte. Heine hingegen übt sich in Versen von geradezu volkstümlicher Einfachheit, um dem Kleinen und Alltäglichen, jenseits jeder

Nobilitierung, das Wort zu reden. Keine Nobilitierung – aber doch eine neue, bescheidenere Form von Wertschätzung. Und dieser Wert, den plötzlich das ganz Kleine bekommt, erklärt sich eben erneut durch – das Sterben.

Genieren wird das Weltgetriebe
Mich nie, denn selten geh ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bliebe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Es ist, als wäre der Sündenpfuhl nur eine Frage des Ausgehens oder Zuhause-Bleibens, also des jeweiligen Grades von Häuslichkeit. Alltagskategorien werden den teuflischen Versuchungen entgegengehalten und auf diese Weise all das Bedrohlich-Erzieherische, das in der Ausmalung der Hölle beschlossen liegt, mit einer einzigen, selbstbewusst-weltlichen Geste vom Tisch gewischt.

Schon der erste Vers des Gedichts hatte in diese Richtung gewiesen: Es ist dem Ich gar nicht zweifelhaft, dass es zu den Auserwählten und zum ewigen Leben Berufenen gehören wird. Die moralische Selbstgewissheit ist so groß, dass die Konzeption eines himmlischen Entscheids, eines Gerichtstages, an dem Gott das Leben der Menschen wiegt, gar nicht erst erwähnt werden muss.

Heine benutzt die entwaffnende Naivität seines Pantoffelträgers und Schlafrockverbundenen, um damit auch Gott selbst auf dieses Maß zurechtzustutzen. Gott wird, so bedeutet das Gedicht, die Sprache des Ichs verstehen. Er wird sich die Sache überlegen. Er wird sich die vorgebrachten Argumente durch den Kopf gehen lassen. Es geht wirklich zu wie mit jedem anderen Geschäftspartner auch.

Man kann nicht umhin, dem Gedicht recht zu geben. Vor dem Hintergrund der Ausgangssperre und - falls mehr genossenen denn auferlegten – Arbeitslosigkeit entsteht die Neigung, Gott um das Gleiche zu bitten: Wenn eine Geldzulage gesichert und im Erotischen und Häuslichen alles Nötige vorhanden wäre, könnte man es, wie das Ich des Gedichts, so ganz gut aushalten, gern auch auf Dauer:

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang ich, Herr!

– das sind Verse, die man auch heute, dieses Mal in Wendung an weltliche Autoritäten, gern richten würde. Bestechend ist die Selbstverständlichkeit, die auf diese Weise dem so gar nicht Selbstverständlichen zuwächst. Ausgehend von göttlicher (oder staatlicher) Allmacht erscheint die Gesundheit als ein leicht zu habendes Gut. Dass in Wirklichkeit natürlich – für Heine allein schon biographisch bedingt – die Krankheit mitreflektiert wird, ist klar. Die Verteidigung von Erotik und Körperlichkeit schreibt sich her von ihrem Gegenteil.

Gerade darin besteht die utopische Dimension des Textes. So leicht und dahinfließend die Kreuzreime auch daherkommen, so offensichtlich ist, dass niemand Geld zu verschenken hat oder kleinbürgerliche Szenen häuslichen Glücks für eine schützens- und unterstützenswerte Einrichtung hält. Das Ganze soll als anziehend erlebt werden, doch realisieren wird es sich nicht.

Insofern ist das kleine Gedicht unterschwellig dann doch auf Großes aus, wenn auch nicht auf das, was bei Rilke als Preisen der Engel oder bei Montaigne als Selbsterhöhung des Lebens im Zeichen des Todes erscheint. Es geht um eine Form der Wertschätzung, durch die das *Kleine* groß wird – doch ohne sich dadurch selbst überheben zu wollen. Blicken wir ein letztes Mal die Frau, die geliebte:

Lass mich bei ihr! Hör ich zu sie schwätzen,

Trinkt meine Seele die Musik
Der holden Stimme mit Ergötzen.
So treu und ehrlich ist ihr Blick!

Lernen

Eigentlich hört man aus der Politik jetzt Töne, die man von zuvor kaum kannte: Es wird gesagt, dass man ausprobieren wird, ob bestimmte Maßnahmen funktionieren werden, dass man diese Maßnahmen korrigieren wird, wenn sie *nicht* funktionieren – dass man, mit anderen Worten, dabei ist, zu *lernen*.

Mir flößt das sehr viel mehr Vertrauen ein als die Programme von einst, das Gegeneinander fertiger Positionen. Alle PolitikerInnen aber, die sich weiterhin sicher geben – gar zu sicher –, machen mir Angst. Da ist immer noch nicht erkannt, dass Erkenntnis ein *Prozess* ist.

Vietnam

Es geht jetzt allenthalben durch die Presse, in den USA sei die Zahl der einstigen, durch den Vietnamkrieg bewirkten Toten von der Zahl der Toten durch den Virus übertroffen worden.

Warum eigentlich dieser Vergleich? Es ist, als orientiere sich jede Nation an den großen Traumata ihrer oder der Nachbarn Vergangenheit und versuche so, fassbar zu machen, was gerade geschieht. Wenn die USA jetzt schon mehr Virustote haben als getötete Soldaten in Vietnam, dann soll damit vielleicht bedeutet werden, dass das Trauma, das heute Form annimmt, noch schlimmer sein wird als das damalige?

Aber es gibt auch andere Todesarten, die schon lange weit über den Zahlen aus Vietnam liegen – tödliche Autounfälle zum Beispiel –, und die kommen keineswegs einem kollektiven Trauma gleich, sondern sind ganz abgedrängt in jährliche Statistiken, die eben so seien, wie sie seien. Außerdem werden die Menschen, die am Virus sterben, nicht getötet, jedenfalls nicht von Menschen, und das ist ein gewichtiges Argument gegen diese Art von Vergleich.

Es scheint vor allen Dingen die Kriegsrhetorik zu sein, der neue Verbindlichkeit zugeschrieben wird. Man *will* sich einem Feind gegenüber sehen, weil der, auch wenn er sich wie die Vietnamesen zu verstecken und unsichtbar zu machen versteht, zumindest ergriffen und greifbar gemacht werden *könnte*. Doch der Virus ist kein Feind. Er vermehrt sich, ganz ohne Intentionen zu haben. Die Vietnamesen hingegen hatten die Notwendigkeit, auf die Feindschaft der USA mit ihrer eigenen Feindschaft zu antworten, angenommen. Das Sich-Verbergen beruhte wirklich auf taktischen Erwägungen.

Dass dennoch die Vietnamesen für das Verständnis des Virus bemüht werden, könnte, so die Befürchtung, Beweis für eine gleich doppelte Vorstellungslosigkeit werden: Vietnam kann nicht so schlimm gewesen sein, ist man versucht zu denken, denn der Virus ist jetzt schon tödlicher als jener vergangene Krieg. Statt seine Furchtbarkeit wieder in Erinnerung zurückzurufen, wird mit Hilfe einer neuen Überbietungslogik die Erinnerung an Vietnam geglättet. Der Vergleich würde dann nicht Zukunftsorientierung bieten, sondern das Verhältnis zur Vergangenheit brutal "normalisieren" wollen.

Ein solches Vergleichen-Wollen um jeden Preis hat aber auch Konsequenzen für die Vorstellung bezüglich des Virus heute. Das Vertrauen auf die Ausdrückbarkeit von allem und jedem durch Zahlen verstellt den Blick auf das, was *uns* geschieht. Man guckt nicht auf Realitäten, sondern nur auf das, was schon Vergangenheit ist. Damit wehrt man das heute Angst-Auslösende ab, die wirtschaftlichen Probleme, die sich abzeichnen, die

vom Virus freigesetzten, gesellschaftlichen Konflikte, jenseits von Napalm und Dschungelkämpfen.

Schleim, Saft, Gift

Im Lateinischen bedeutete "Virus": Schleim, Saft, Gift. Eigentlich wirkt das so, als gehörte das, was von Aussen kommt – das Gift – schon ganz zum Körper mit seinem Schleim und seinen Säften, also zum Inneren. Das, was anfällt, ist schon im selben Wort enthalten, das auch das Angefallene bezeichnet. Oder umgekehrt. Damit wäre der Virus aber gar nichts wirklich Fremdes mehr, sondern es bestünde eine Nähe, Verwandtschaft, die die Krankheit integrierbar macht ins Eigene. Oder integrierbar machen *müsste*. Aber darin besteht eben gerade die Zumutung und Unmöglichkeit.

Die Bäume

Beim Hausbesitzer, der in einem Haus gleich vor unserem wohnt und so dafür sorgt, dass wir, hinten, ganz versteckt und in Ruhe sitzen, hat sich in den letzten Monaten eine merkwürdige Insektenplage ausgebreitet, die vor allen Dingen den Bouganvilliers an's Leben gehen. Sie, die einst die herrlichsten, rot leuchtenden Flecken in die ganze Stadt setzten, eine Überfülle von Blüten, die nichts anderes waren als *Intensität*, sind umflogen von langsamen, bläßlich weißen Wesen, die sich ohne Ausweichversuche zerquetschen lassen, jedoch so zahlreich sind, dass man ihrer nicht Herr wird. Überall setzen sie Eier ab, weiße, klebrige Pünktchen, die dann auch die Kräfte anderer Pflanzen auszuzehren beginnen. Gifte helfen nicht, sagt der Besitzer, und spritzt trotzdem, jedes Mal erfolglos.

Jetzt, wo sich das Ende der Ausgangssperre nähert, wird er aktiv. Mit Hilfe eines jungen Mannes, von dem er inständig zu hoffen scheint, er möge der neue Freund seiner unglücklichen, alleinerziehenden Tochter werden (sie macht nie etwas anderes, als ihre Eltern oder, zur Abwechslung, ihre kleine Tochter anzuschreien), macht er sich an die Arbeit. Sie – die Männer – sägen und sägen, graben Wurzeln aus, kurz: betreiben einen Kahlschlag, der ihr Grundstück plötzlich ganz nackt daliegen lässt, wenn wir unser Gartentor aufschließen und den langen, schmalen, mit Gras bewachsenen Weg zu unserem Haus nehmen, der hinter das Seine führt.

Bei ihm ist alles sichtbar, doch wir hinten sitzen weiterhin im Grünen. Nebenan gibt es nämlich noch ein Grundstück, und von dem sind wir nur durch eine alte, von Moos bewachsene Steinmauer getrennt. Die Villa gehört einem erfolgreichen Architektenbüro, das auf viele alte Bäume und einen swimming-pool guckt. Da man aber, um erfolgreich zu sein, viel arbeiten muss und nicht unter Bäumen oder in swimming-pools herumliegen kann, ist der Garten ganz unbenutzt und daher ganz und gar unserer.

Nicht als ob wir über die Mauer steigen und uns in ihm aufhalten würden – aber wir gehen dennoch ganz in ihm auf. Der Avocado- und der Coeur-de-boeuf-Baum neigen ihre Zweige zu uns, voll mit Früchten, die wir ernten, sobald die Zeit dafür gekommen ist. Von den riesigen Palmen fällt mitunter eine Kokosnuss herunter, und dann sagen wir jedes Mal: "Wie gut, dass wir nicht darunter liegen", denn der Knall ist gewaltig. Es gibt auch Büsche aller Art und einen arbre du voyageur, aus dem sich früher die Entdecker ihr Wasser holten, wenn sie nichts mehr zu trinken hatten. Ein Lebensretterbaum. Einer, dessen lange Blätter sich wie ein riesiger Fächer öffnen. Am Anfang hat er keinen Stamm: Der Fächer wächst direkt aus dem Boden empor. Mit der Zeit steigt dieser dann nach oben – der Stamm hebt ihn in die Höhe.

So ist es bei uns. Er ist unser Fächer gegen zu viel Sonne, ein Schutz gegen die Hitze und eine Sichtblende gegenüber einem großen, mehrstöckigen Gebäude, das sich

am hinteren Ende unseres kleinen Gartens erhebt. Von dem sehen wir fast nichts, denn wir sitzen in der grünen Höhle, die uns der Reichtum des Nachbargartens beschert. Und gerade jetzt, während der Ausgangssperre, lobpreisen wir täglich die Früchte und den Schatten, die Ruhe und die verschiedenen Schattierungen des Grüns, kurz: unsere Insel inmitten des Stadtzentrums, in dem kaum jemand weiß, dass es unser Häuschen überhaupt gibt. Die Insel einer gewissen, alltäglichen Seligkeit. Wir selbst haben einen riesigen Mangobaum und viele, kleinere Bananenbäume, doch der Reichtum, der kommt von den Nachbarn.

Zwei Wochen vor Ende der Ausgangssperre tauchen jedoch nebenan plötzlich zwei Gärtner auf und beginnen, mit Elektrosägen Ordnung zu schaffen. Es ist wie eine Steigerung der Arbeiten, mit denen der Hausbesitzer vorangegangen war. Ein gewaltiger Krach herrscht, doch wir sagen uns, dass das schon wieder aufhören wird. Es muss eben nach den vielen Wochen, in denen beim Nachbarn der Garten allein stand, jemand wieder einmal etwas machen.

Doch am nächsten Tag geht es weiter, und da wird plötzlich klar: Es sind das nicht nur Gartenarbeiten, sondern es geht den Bäumen ans Leben. Allen. Das ist nicht mehr nur Kahlschlag, das ist Herstellung von Wüste. Die beiden Gärtner beginnen mit den Bäumen, die direkt hinter der Mauer stehen, Ast für Ast fällt, und mit jedem Ast die Last der noch ungeernteten Früchte. Da erfahren wir, dass nebenan gebaut werden soll, dass jetzt Schluss ist mit der fehlenden Nutzung des Gartens, dass dieser rentabel gemacht werden soll durch den Bau von zwölf Luxuswohnungen und dass ein erfolgreiches Architektenbüro schon weiß, wie das geht.

Für uns ist es der Zusammenbruch unserer Welt. Und der erfolgt gerade jetzt, wo man so stark auf sein Zuhause verwiesen ist, auf Ruhe, auf das Grün, das den Blick ausruht. Mit jedem Baum, der verschwindet, dringt mehr Licht zu uns, wird das große Gebäude hinten sichtbarer, und damit auch wir selbst: der Beobachtung durch die anderen, oben, preisgegeben. Die frühere Intimität wird zerstört, unsere grüne Höhle, unser Zuhause, auf das wir in den letzten Wochen täglich ein Loblied gesungen hatten. So viel Licht auf einmal, viel zu viel.

Die Kinder laufen aufgeregt hin und her, sehen den Gärtnern zu, die in aller Freundlichkeit Früchte herüberreichen, denn sie merken schon: Da steht eine Familie vor ihnen, die Trost braucht. Aber die Früchte machen die Traurigkeit nur noch größer. Ich schieße Fotos von dem, was noch da ist. Vieles ist schon weg, aber das muss dokumentiert werden: dass es vorher anders war. Dass es die Bäume, die nach dem ersten Tag voller Säegeräusche noch stehen, gegeben hat. Denn schon morgen werden die Arbeiten weitergehen.

Und so dringt die Säge denn auch in meinen Schlaf. Ich kann ihn nicht finden, habe den Eindruck, angegriffen zu sein von allen Seiten, von Männern, die das Nichtstun nicht aushalten und daher Bäume absägen müssen. Dass die Insekten ein objektives Problem darstellten, verschwindet aus meinem Gesichtskreis. Dass die Baupläne der Architekten sicher nicht erst während der Ausgangssperre entwickelt wurden, ist ebenso klar. Für mich ist es, als griffe plötzlich ganz grundlos eine Art Verrücktheit um sich, als wolle man wirklich eine Wüste um sich her schaffen, in der es keine Nähe mehr gibt. Noch nicht einmal die Nähe eines Astes, der voller Avocados hängt.

Die Ausgangssperre und das Verschwinden der Bäume hängen zusammen. Doch es sind nicht unsere Bäume, wir können nichts sagen, nichts ändern. Die Verrücktheit der anderen dringt auf uns ein, verändert alles. Aber wir können nichts sagen, denn es sind nicht unsere Bäume. Jedes Mal, bei jedem neuen Baum, muss ich mir das sagen: Du kannst nichts sagen, es ist nicht Dein Baum. Und dann, beim nächsten, wieder: Sie gehören den Nachbarn, die können tun, was sie wollen. Genauso wie der Nachbar sich mit seinem künftigen Schwiegersohn zusammentun darf, wenn er will, bewaffnet, um bei sich alles zu beseitigen und ein Tun zu schaffen, das vielleicht den jungen Mann an seine

Familie binden wird und an seine schreiende Tochter.

Und ich weiß von nun an und mehr denn je, dass die Bäume unsere waren. Und dass ein Haus kommen wird mit Luxuswohnungen und dass es dann mit dem Luxus unserer Stille und unseres Grüns vorbei sein wird. Wir reden über nichts anderes. Die Ausgangssperre wird plötzlich unerträglich, denn es sind nicht unsere Bäume und wir können nichts sagen. Die Wüste ist die der anderen und unsere, aber wir können nichts sagen. Vielleicht werden wir wegziehen müssen, denn es ist so dumm, in den Tropen zu leben, wo alles so herrlich wächst, und doch in einer Wüste. Denn wir konnten nichts sagen, die Bäume waren nicht unsere, und so ist die Wüste jetzt eben da.

Atemnot

Die Süddeutsche Zeitung befragt den Bergsteiger Reinhold Messner: Ob er als Ersteiger der Achttausender nicht etwas von der Atemnot der Patienten des Coronavirus wisse? Ja, sagt er, das stimme. Und dann erzählt er etwas von der Verlangsamung der Schritte und von der Zunahme des Weges, weil die Sauerstoffpartikel der Luft mit der Höhe so stark abnehmen. Und später fügt er dann noch hinzu, dass er keine Angst vor dem Virus habe, der könne ihm nichts anhaben.

Die Kranken, die jetzt unter den Beatmungsgeräten liegen, gehören also zur Gruppe von Höchstleistungs-Alpinisten. Was für ein Zynismus! Was für eine Phantasielosigkeit! Als ob es nicht einen Unterschied gäbe zwischen einer Besteigung, für die man sich *entscheidet*, um sich selbst zu übersteigen – und der Unterwerfung unter den Zufall einer Krankheit, die *ungewollt* über einen kommt und plötzlich die körperlichen Kräfte übersteigt.

Nichts so unerträglich, nichts so gefährlich wie Menschen, die sich selbst unverletzlich, ja: unsterblich glauben.

Hoffnung

Die Idee, man können einen Impfstoff, sobald er denn gefunden ist, an afrikanischen Patienten ausprobieren, die, so das Argument, eh keine andere Hoffnung hätten, ist eine Fortschreibung einer Haltung, in der man sich selbst mit seinen Hoffnung für etwas wert hält – lebenswert – und den anderen in seiner vermeintlichen Hoffnungslosigkeit für opferenswert. Ein Kolonialismus übergeordneter Hoffnungen und Gefühle also, der auf der Vorstellung beruht, der afrikanische Kontinent unterhalte eh ein Verhältnis der Gleichgültigkeit zum Tod, es werde eben anders gestorben als bei uns.

Eine Zukunft haben, Hoffnung für diese – das scheint das Vorrecht derer zu sein, die für sie zahlen können. Und Andere, Hoffnungslose haben eben mit ihrem Leben zu bezahlen, da sie sonst mit nichts zu zahlen verstünden. Die bloße *Eventualität*, dass der Impfstoff wirken *könnte*, wird als Billigausgabe von Hoffnung in Aussicht gestellt. Die volle Hoffnung, die geprüfte, also für den reichen Westen, die Hoffnung, die erst noch als solche zu erweisen ist, hingegen für die Armen.

Eine Ökonomisierung und Hierarchisierung von Gefühlen setzt sich fort, die immer schon voraussetzt, dass der andere unterwürfig, ja vielleicht sogar dankbar hinnehmen wird, was man ihm bietet. Und dann entlädt sich, entgegen aller Hoffnung, die Wut über diese Degradierung in physischer Gewalt, und im Westen wundert man sich über die Undankbarkeit der Schwarzen.

Orgien

Bei Maupassant werden Epidemien mit der Idee von Fest und orgiastischer Verausgabung verbunden. "Les médecins me font rire avec leur microbe", liest man in der Cholera-Erzählung "La peur", "Die Angst". "Ce n'est pas un insecte qui terrifie les hommes au point de les faire sauter par les fenêtres; c'est le choléra, l'être inexprimable et terrible venu du fond de l'Orient." Orgien wären damit Ausdruck für etwas Unausdrückbares, das Fest ein Pendant des Impulses, aus dem Fenster zu springen, das Zusammenfinden der Masse während des Tanzes auf den Straßen die Sichtbarmachung dessen, was niemand fassen kann, die Bebilderung einer Sache, die von ihrer Größe her sogar unter dem ganz Kleinen – nämlich den Insekten – liegt.

Man will meinen, dass Maupassant auf Kontraste aus ist, keine massenpsychologischen Realitäten beschreibt, sondern vielmehr die Cholera als Stoff für seine Suche nach dem Unerklärlichen nutzt, für die erneute, schreckliche Verzauberung einer Welt, die jeden Zauber verloren habe. Wenn das richtig ist, dann hätten wir hier ein literarisches Stimmungsbild vor uns, aber mehr auch nicht. Maupassant würde uns packen wollen mit Bildern, die zu unserer Erfahrung mit Epidemien gar nicht passen.

Doch man soll sich nicht täuschen. Die Ansteckungspartys, die jetzt in den USA gefeiert werden, obwohl noch gar nicht klar ist, ob die mit der Krankheit gewonnene Immunität wirklich existiert und, wenn sie existiert, dann für wie lange, heben Maupassant in unsere eigenen Realität hinein: "On tire des feux d'artifices dans toute la campagne autour de la ville; on allume des feux de joie; des orchestres jouent des airs joyeux sur toutes les promenades publiques." (S. 102) Und warum das? "C'est qu'il est là, c'est qu'on le brave, non pas le Microbe, mais le Choléra [...]."

Konstatieren, was ist, nicht erklären, das ist eine schwierige Aufgabe. Man feiert, obwohl kein Grund besteht oder weil das ganz und gar Unbestimmte droht; man drückt Freude aus, weil die Lust so groß ist, mit einem Sprung aus dem Fenster der Angst zu entkommen; man trifft sich zu Covid-Partys, weil nichts so wenig ratsam ist wie eben sie. "[...] on veut être crâne devant lui comme auprès d'un ennemi caché qui vous guette." Es ist wie eine Aufsuchung des Feindes: Er hält sich versteckt, doch man lockt ihn hervor durch das eigene Verhalten.

Aushaltbar ist die Konfrontation, nicht die Ungewissheit, nicht die Aussicht, dass das "Es" entscheidet, wann und wie "es" zuschlagen wird. Also geht es irgendwie um die Beherrschung von Zeit: Indem man das "Es" der Gefahr provoziert, es ihm ganz einfach macht, gewinnt man so etwas wie Handlungsmacht zurück. Es geht also nicht einfach nur um eine irrationale Ausblendung von Realitäten. Vielmehr erlebt man sich endlich wieder als jemand, der sie hervorbringen versteht. Die Unsichtbarkeit der Gefahr wird aufgehoben, eben indem man sie einlädt, einen zu ergreifen. "C'est pour lui qu'on danse, qu'on rit, qu'on crie, qu'on allume ces feux, qu'on joue ces valses, pour lui, l'Esprit qui tue, et qu'on sent partout présent, invisible, menaçant, comme un de ces anciens génies du mal que conjuraient les prêtres barbares..." (S. 102-103)

Dass der "Orient" und eine unbestimmte "barbarische" Vergangenheit zum Auslöser dieser Rückkehr ins ganz Unheimlich-Atavistische werden und als solche zu besingen sind, hat ebenfalls mit den Covid-Partys zu tun. Immer noch lokalisiert man die unsichtbare Gefahr, die zu einem gewandert sei, dort, in der asiatischen Ferne. Angsteinflößendes und Faszinierendes treffen zusammen. Man will das Fremde ganz aus der eigenen Mitte heraushalten, die Krankheit bannen. Aber zugleich will man auch, dass sie da sei, dass sie mittanze, dass die Umarmung, die man im Zusammensein mit den eigens geladenen Kranken vollzieht, wirklich auch eine Umarmung des "Es" sei.

Keine greifbare Form

In Poes Erzählung zum "roten Tod" tritt zum Schluss hervor, dass die Maske des Kadavers, die mit einem Schlage die gesamte Aufmerksamkeit der sich in orgiastischer Ausgelassenheit zusammenfindenden Festteilnehmer auf sich zieht, in gewisser Weise nicht de-maskiert werden kann. Die Maske verbirgt nichts. Als sie heruntergerissen wird, erkennen alle mit Entsetzen, dass keine fassbare Form unter ihr liegt. Es ist eine Begegnung mit dem Nichts. Die Maske fällt, doch sie hat nichts verborgen – nur das Nichts. Keine Identität wird fassbar, sondern das Unfassbare selbst. Die Wahrheit ist nicht hinter der Maske, sondern ist die Maske selbst.

Sie hat in gewisser Weise nie behauptet, Maske zu sein, sondern war das, was sie war: nämlich der auf sie gemalte Tod. Nichts Gemaltes also. "Le masque qui cachait le visage représentait si bien la physionomie d'un cadavre raidi, que l'analyse la plus minutieuse aurait difficilement découvert l'artifice." (S. 195-196). So heißt es, als die Maske gerade erst eingetreten ist und den Blick der anderen Masken auf sich gezogen hat. Die Schwierigkeit des Ent-deckens ist aber ganz anders zu verstehen, als hier noch angenommen. Eine Maske, die nur Maske ihrer selbst ist, spielt ein offenes Spiel. Die Idee, sie spiele etwas vor, kommt von Seiten der *anderen*, die von sich und ihren eigenen Masken ausgehen und deshalb der Idee nicht zugänglich sind, dass es auch das unmaskierte Nichts geben könnte.

Die Entdeckung, dass nichts zu ent-decken ist, hat Folgen für die wahrhaft Maskierten, es kann gar nicht anders sein: In dem Moment, in dem man dem roten Tod die Maske herunterreißt, reißt man sie sich selbst herunter. "Et tous les convives tombèrent un à un dans la salle de l'orgie inondées d'une rosée sanglante, et chacun mourut dans la posture désespérée de sa chute." (S. 198) Redundanz wird bekräftigt: Der Tod ist der Tod. Seine Maske fällt, sie ist keine Maske, und diese Entdeckung ist die Entdeckung des eigenen Selbst.

Der große Aufwand, der von dem Prinzen Prospero betrieben worden war, um eine große Gemeinschaft von Auserwählten, fern des Todes, in vermeintlicher Sicherheit, ihre Feste feiern zu lassen, erweist sich als Einladung des Nichts ins Selbst. Der Maskenball in all seiner Raffinesse ist schon das Nichts gewesen. Sobald erkannt ist, dass der Tod als Maske keiner Enttarnung unterworfen werden kann, wird auch die Tarnung, hinter der man sich selbst verborgen hatte, hinfällig im Wortsinn. Der Lebenshunger des Festes ist nichts anderes gewesen als die Zelebration des Todes, doch weil niemand das hatte wissen wollen und alle der Illusion unterlagen, es herrsche eine Vielfalt von Masken, wird das Nichts unter der Maske mit Verzweiflung aufgenommen. Alle *verfallen* dem Tod, *fallen*, als mit der Maske des Todes nicht nur diese, sondern mehr und vor allen Dingen ihre eigene gefallen ist: "Et les Ténèbres, et la Ruine, et la Mort Rouge établirent sur toutes choses leur empire illimité." (S. 198)

Komik

In der Lokalzeitung steht, dass trotz der Ausgangssperre weiterhin das Risiko von Angriffen durch Haie bestehe. "Trotz der Ausgangssperre".

Fenster

Das Konservatorium hat Fenster, die sich nicht öffnen lassen. Alles läuft über die Klimaanlage. Jetzt, wo Lüften und Fensteröffnen zum Protokoll gehören, damit das Risiko der Ansteckung nach der langsamen Aufhebung der Ausgangssperre nicht zu gross

werde, wird eine Art von Dialektik deutlich: Wenn man trotz erster Kontakte eine gewisse Isolation aufrechterhalten will, muss man die Fenster öffnen können. Also doch eine Form von Durchbrechung der Mauern, die sich um den Einzelnen legen. Die reine Abkapselung erweist sich als gefährlich. Man muss die Fenster öffnen können, damit die Gefahr ausfliege und Frische hereinströme.

Doch eine Gesellschaft, die schon vor Beginn der Ausgangssperre – und das sogar in den Tropen – Gebäude erdachte und baute, in denen man die Fenster nicht öffnen kann, hatte irgendwie schon an der Idee gebaut, dass die reine Abkapselung nach Aussen für immer und ohne jede Gefährdung werden bestehen können. Zwar ging es hier noch um akustische Isolation, aber jetzt sieht man: Das Konservatorium hatte sich schon damals eingesperrt mit dem Virus, den es noch gar nicht gab, der jetzt aber potentiell in seinen Räumen und seiner Klimaanlage zirkulieren wird. Klimaanlage und Geräuschlosigkeit gegenüber den Nachbarhäusern zeigen, wie sehr Formen der Abkapselung schon vorher existierten und jetzt, wo die Ausgangssperre aufgehoben werden soll, gegen uns zurückschlägt. Die Fenster im Konservatorium kann man nicht öffnen. Sie sind grifflos, begrifflos, unbegreiflich.

Sich stützen

Rom. Ein verheiratetes Paar geht gemeinsam raus. Luft schnappen. Die Frau ist müde, stützt sich auf den Arm ihres Mannes. Gleich kommt die Polizei und schnappt nun sie. Eine Regelwidrigkeit liegt vor: In der Öffentlichkeit darf man sich nicht auf jemanden stützen, auch nicht auf den Arm des eigenen Mannes, auch nicht dann, wenn man müde ist. Man darf zusammen wohnen, essen, an einem Tisch sitzen, das Leben des anderen teilen. Man darf sich auch des Abends müde gemeinsam ins Bett legen. Oder in voller Wachheit, mit aller Lust der Welt. Niemand kann das kontrollieren. Man schläft nicht nur. Man schläft *miteinander*.

Draußen hingegen ist Distanz angesagt. Da der Sinn davon nicht einzusehen ist und das Ansteckungsrisiko zwischen diesen zwei Menschen durch Körperkontakt während eines Spaziergangs in keiner Weise gesteigert sein dürfte (man schläft ja eh in einem Bett), kann es also nur um die Durchsetzung von Symbolik für die Öffentlichkeit gehen. Man weiß nicht, wer ein Paar bildet und wer nicht, und darum verbietet man allen Paaren, als solche in Erscheinung zu treten.

Eine Dezenz wird verordnet, die so weit geht, dass die Missachtung der vorgeschriebenen Distanz mit Strafzahlungen belegt wird. Eigentlich geht es um die Einübung von Disziplin, fast als würde jedes normale Verhalten draußen – man geht gemeinsam spazieren – jetzt, weil als normal zu klassifizieren, eine reale Gefahr enthalten. Die Normalität also wird strafbar, doch das Ziel ist es, Normalität wieder herbeizuführen.

Nur wird dadurch, dass das Selbstverständlichste nur noch Zuhause erlebt und nicht mehr nach draußen getragen werden darf, eine Grenzlinie gezogen zwischen hier und dort. Normalität wird auf das Reservat des Häuslichen beschränkt. Draußen muss man vorspielen, gestisch beweisen, dass man das verstanden hat. Und wenn das, was Zuhause erlaubt ist, doch nach draußen schwappt (z.B. indem man unwillkürlich den Arm des Partners nimmt), dann wird man eben als nicht bühnentauglich zurechtgewiesen – und zur Kasse gebeten.

Wie heißt nun aber das Stück, das da gespielt wird? Es heißt: Vorder- gegen Hinterbühne. Die Vorderbühne, das ist das Draußen. Es ist der Raum, der dem Publikum zugänglich ist. Es ist das, wo, staatlich verordnet, von jeder Geste Bewusstheit und eine perfekt durchdachte Gestik verlangt werden darf. Man spielt den anderen vor, dass man weiß, dass man auf die gemeinsame Bühne getreten ist. Erwartet wird, dass man das

nicht nur spielt, sondern dass man's ernst nimmt. Eine Rollenidentifikation wird auf's Programm gesetzt, die in Wirklichkeit reine Identifikation mit den Erwartungen des Publikums ist.

Weil das Publikum nur dann Publikum sein kann, wenn es sich nach draußen begibt, ist es Publikum und Bühnenakteur in einem. Denn das jeweilige Paar, das nicht zeigen darf, eines zu sein, wird ja nicht nur kontrolliert, sondern ist, von der Perspektive der anderen Paare aus gesehen, zumindest mutmaßlich selbst eine Kontrollinstanz, also Publikum: Es könnte, während es selbst in körperlicher Distanz seinen Spaziergang absolviert und versucht, als Paar nicht in Erscheinung zu treten, über die anderen Paare wachen, auf dass auch sie Distanz wahren und als Paare nicht in Erscheinung treten. Mit anderen Worten: Jeder verlässt sich Hinterbühne des eigenen Zuhauses und fühlt sich berufen zu gleich zwei Funktionen: Schauspieler und Zuschauer in einem sein. Und da es mühsam und ein Akt der Selbstbeherrschung ist, nicht den Arm des Partners zu nehmen, steht natürlich zu befürchten, dass man diese Mühe, nur weil man sie selbst auf sich nimmt, auch von den anderen verlangen wird.

Und wenn man dann in die eigene Hinterbühne zurückkehrt, die Wohnungstür hinter sich schließt und, abgeschirmt von allen Blicken, die Bettdecke aufschlägt, um gemeinsam ins Bett zu gehen, tut man etwas, von dem natürlich eh alle wissen, weil alle es genauso handhaben. Draußen hält man als Paar Distanz zueinander, um sich nicht gegenseitig anzustecken bzw. vorzuspielen, man tue alles, um Ansteckung zu vermeiden. Und drinnen streckt man sich gleich danach in wohliger Gemeinsamkeit im Bett aus, denn solange man's nicht hat – das Es –, lebt man eben normal weiter, ohne Anwendung eingeübter, künstlicher Gesten.

Und Publikum der anderen ist man dann auch nicht mehr, noch nicht einmal, wenn man den Nachbarn ins Fenster hineinsehen kann. Dass da wieder an einem gemeinsamen Tisch gegessen wird, ist normal für die Hinterbühne, man blickt ein wenig hinein in's Leben der anderen und stört sich nicht im Geringsten daran, dass es drinnen so ganz anders zugeht als draußen. Denn die Strafzahlungen gelten ja wirklich nur für die Vorderbühne.

Was nun aber die Strafzahlungen so interessant macht, ist, dass sie einer Art Theaterticket entsprechen. Wer nur zusehen will, jedoch selbst nicht mitprobt, mitspielt auf dieser Riesenbühne, die ausnahmslos *alle* am Bühnengeschehen beteiligen will, der muss blechen. Es handelt sich um Personen, die sich als reine Zuschauer erwiesen und so sich selbst außerhalb der Bühne gestellt haben. Wenn alle die Mühe des Spiels auf sich nehmen und zum Beispiel ein einzelnes, Arm in Arm gehängtes Paar nicht, dann ist eben *retrospektiv* Eintritt zu zahlen. Nur das unterscheidet die heutige Großbühne von den Theaterbühnen. Es gibt einen Einheitspreis, die Polizei hat ihn festgelegt. Und weil die Zahl der agierenden Schauspieler bedeutend ist und die Inszenierung teuer erkaufte, ist auch der Eintritt nicht ganz billig.

Wach-Hunde

In Singapur werden jetzt zur Überwachung der Einhaltung eines ausreichend großen Abstands zwischen den Menschen Roboter eingesetzt, die im öffentlichen Raum herumlaufen und Messungen vornehmen. Das Interessante ist ihre Form und Gestalt: Sie haben einen gedrungenen Körper, vier Beine mit Gelenken und am Ende ihrer vier Extremitäten runde, pfotenähnliche Metallplatten. Insgesamt sehen sie, obwohl an die Stelle des Kopfes eine drehbare Kamera gerückt ist, wie mittelgroße, gelb-schwarz gescheckte Hunde aus.

Auch der Bewegungsmodus, den man ihnen gegeben hat, entspricht ganz dem von Hunden. Bevor sich die Roboter in Bewegung setzen, machen sie leichte kratzende

Bewegungen, wenn eine Pause eintritt, neigen sie die Hinterbeine, als wollten sie sich in sitzende Stellung begeben. Sie können quer über Rasenflächen laufen, "wittern" visuell die Personen, die der Erziehung durch den Hund bedürfen.

Die Erziehung erfolgt auf zweierlei Weise: Erstens verfolgt der Hund die ungehorsamen Menschen, und weil er einerseits ein Hund ist und zweitens ein Roboter, wirkt das äußerst einschüchternd. Er bleibt dem Täter auf den Fersen! Er ist da! Sein Schritt klingt wie der eines echten, er ist schnell, beweglich, weiß, wen er im Blick hat. Er bellt zwar nicht – doch beißt darum nicht umso sicherer? Zweitens ist der Hund – darin besteht der Kontrast – in der Lage, dem zu Erziehenden mit einer ebenso höflichen wie melodischen Frauenstimme zu sagen, er möge doch bitte auf die Einhaltung des vorgeschriebenen Abstands achten.

Man kann also entweder Furcht empfinden vor diesem Wesen in seiner vertrauten Unvertrautheit (ein Hund, der keiner ist). Oder man fühlt sich geschmeichelt von der Frau, die sich in diesem Monstrum verbirgt, und handelt ganz *gentleman-like*: Fast möchte man antworten und sogleich seinen guten Willen bekunden. Vielleicht wirkt aber auch beides zusammen: Der Roboter setzt auf ein Wechselbad von Gefühlen. Erst die Verfolgung, der schnelle, trippelnde Schritt, der wirklich und wahrhaftig sehr hundeartig, sehr echt wirkt. Dann der Umschlag ins Menschengemachte, der Verzicht auf den Biss, der noch nicht mal in der Stimme mitklingt. Wohl ein Befehl, doch höflich gesetzt. Und weil man nicht so recht weiß, ob der Roboter nicht auch noch andere Fähigkeiten hat, ungeahnte, noch unheimlichere, geht man auseinander, stellt den vorgeschriebenen Abstand wieder her, beugt sich dem Tier.

Öffnung

Der erste Tag nach der Ausgangssperre, zurückgewonnene Freiheit: Fünf Männer des Wachpersonals stehen auf dem Uni-Campus in ihrem Häuschen beisammen, unterhalten sich angeregt, auf engstem Raum, maskenlos. Das übrige Personal lässt sich die Schranke öffnen, um auf den Parkplatz zu gelangen. Hier ist die Grenze, hier beginnt der Raum der Arbeit. Masken werden nicht verteilt, an Desinfektionsmittel hat man auch nicht gedacht. Das Wachpersonal markiert die Grenze. So sieht also Freiheit aus.

Waschmaschine

Die Rentnerin wollte sich zur Feier ihres Lebensabends eine neue Waschmaschine gönnen und verschenkte die alte an ihren Sohn. Die neue Waschmaschine wusch drei Jahre lang, dann fing sie an zu stocken und ging kaputt. Während die alte Waschmaschine wusch und wusch, kaufte sich die Rentnerin zur Feier ihres Lebensabends eine zweite, neue Waschmaschine. Die neue Waschmaschine wusch zwei Jahre lang, dann funktionierte die Schaltung nicht mehr, und die Waschmaschine musste weggeworfen werden. Während die alte Waschmaschine wusch und wusch und wusch, kaufte sich die Rentnerin zur Feier ihres Lebensabends eine dritte, neue Waschmaschine. Die neue Waschmaschine wusch, wusch und spülte, doch klar war jetzt schon, wie es weiter gehen würde. Kaum war ein Jahr vergangen, begann auch sie, nicht mehr zu wollen, und musste weggeworfen werden. Während die alte Waschmaschine wusch und wusch und wusch und wusch, kaufte sich die Rentnerin zur Feier ihres Lebensabends eine vierte, neue Waschmaschine. Nach einem halben Jahr ging auch die alte Waschmaschine kaputt. Das war plötzlich wie ein Ereignis, mit dem nun endlich die Feier des Lebensabends beginnen konnte.

